This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

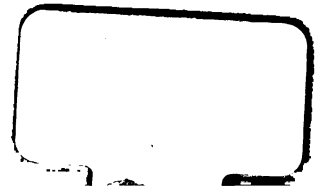
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F 29526



Rpitz, Franz. Ernst

Der

Jakobiner in Wien.

Oesterreichische Memoiren

aus dem

letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts.

Zürich und Winterthur.

Verlag des Literarischen Comptoirs.

1842.

DB76
P5

O Karl, gib mir ein Vaterland!

Der Narr im weißen Schwan.

Erſtes Kapitel.

Der Tag begann zu dämmern. Im erzbiſchöflichen Palaſte zu Wien ſchlichen die Diener leiſe durch die Vorzimmer und flüſterten unter einander mit bedeutenden Mienen. Von Zeit zu Zeit kamen Geiſtliche, die ehrerbietig begrüßt und dem Herrn gemeldet wurden, welcher die Ankömmlinge ohne Verzug vorließ, wie es ſchien, zu einer wichtigen Berathung, denn ſie reihten ſich alle um einen mit Papieren und Büchern bedeckten Tiſch, an deſſen oberem Ende der Kardinal-Erzbiſchof ſelbſt ſaß,

während das untere dessen vertrauter Sekretär einnahm. Nach einer kurzen Pause, die zu Begrüßungen verwendet wurde, lüftete der Prälat das rothe Käppchen, welches die Glatze seines spärlich mit weißen Haaren bedeckten Kopfes barg, und sprach:

„Hochwürdige Brüder! Dem unerforschlichen Rathschlusse des Höchsten hat es gefallen, unsern mächtigen Kaiser und geliebten Herrn am frühen Morgen des heutigen Tages aus dieser Zeitlichkeit abzurufen. Joseph II. ist nicht mehr. Von Ihnen, theure Brüder in Christo, erwarte ich, daß Sie mit mir die ganze Größe dieses Verlustes mit tiefem Schmerze empfinden und des verewigten Monarchen nicht bloß vor dem Altare im heiligen Meßopfer, wie dies ohnehin verordnet werden wird, sondern auch in Ihrem Privatgebete andächtig eingedenk sein werden. Aber wie groß auch die Trauer sein mag, welche uns in diesen feierlichen Augenblicken ergreifen muß, so darf sie uns doch nicht abhalten, für die unserer Lehren und Aufsicht anvertrauten Gläubigen unsere Hirtensorgfalt zu bethätigen. Sie wissen, meine Brüder, und haben es mit mir oft genug beklagt,

daß der höchstselige Kaiser durch theils unerfahrne, theils böswillige Rathgeber, zu denen wir leider auch Glieder unseres Standes rechnen müssen, zu allerlei Maßregeln verleitet wurde, welche ganz geeignet waren, das Gebäude unserer heiligen Kirche und Religion so tief zu erschüttern, als dies überhaupt von menschlicher Verkehrtheit geschehen kann. Wir haben nicht ermangelt, Alles aufzubieten, was in unsern schwachen Kräften lag, um mindestens die Folgen jener unseligen Schritte abzuwenden, da es nicht bei uns stand, sie selbst zu verhindern. Wie wenig unser Bestreben gelang, ist Ihnen nur zu wohl bekannt; auch konnten wir kein günstigeres Geschick hoffen, nachdem wir erblickt hatten, was jedes katholische Herz mit bitterster Wehmuth erfüllte — das Oberhaupt unserer göttlichen Kirche, den heiligen Vater, von ungläubigen Höflingen am Ziele seiner apostolischen Wanderung um den Preis derselben gebracht. Erlassen Sie es mir, meine Brüder, Ihnen im Einzelnen zu schildern, welche Wunden im Laufe dieser zehn Jahre der katholischen Religion geschlagen worden sind — erlassen Sie es mir, Ihnen aufzuzählen, wie viele frommer Kon-

templation und der Ausübung guter Werke geweihte Stätten verödet sind; wie viele ehrwürdige Diener Gottes aus den Hallen vertrieben, welche unsere frommen Väter zum Heile ihrer Seelen erbaut und mit Gütern ausgestattet haben — Güter, die jetzt zu weltlichen Zwecken verwendet oder von treulosen Gewaltträgern verschleudert worden sind. Oft genug haben Sie mit mir geseufzt über die religiöse Gleichgültigkeit, die man Toleranz, über die Gottlosigkeit, die man Philosophie und Aufklärung zu nennen beliebt; Ihre Augen haben sich, wie die meinigen, mit Thränen gefüllt, als sie in diesen vordem durch ihre Rechtgläubigkeit so ausgezeichneten und nach Verdienst geehrten Landen eine lutherische Winkelkirche nach der andern sich erheben und unsern erhabenen Domen gleichsam Trotz bieten sahen. Wir alle sind Zeugen gewesen der Fluth mit Atheismus und Sittenlosigkeit getränkter Broschüren, die, eine verheerende Ueberschwemmung, über dieses Reich hereinbrach, als der verewigte Monarch, ohne Zweifel in guter Absicht, die Schleußen heilsamer Vorsichtsmaßregeln und Verbote geöffnet und eines der in reizende Sirenen

verkappten Ungeheuer unſerer Tage, die Preß-freiheit, von den Feſſeln befreit hatte, welche ihr die Weisheit geiſtlicher und weltlicher Regenten anlegte. Und dieſes iſt ohne Zweifel die ſchwerſte Plage; weil das in ſolchen verdammlichen Schriften enthaltene Gift einer ſchleichenden Peſt gleich in die entlegenſten Theile des geſellſchaftlichen Körpers dringt und die geſundeſten anſteckt.“

„Ich habe Sie berufen, hochwürdige Brüder, um mit Ihnen über die geeignetſten Heilmittel nachzudenken, welche wir anwenden müſſen, damit die unſerer heiligen Kirche geſchlagenen Wunden vernarben. Bevor wir aber unſere Berathung beginnen, rufen wir mit Andacht den Beiſtand des heiligen Geiſtes an.“

Auf dieſe Worte des Kardinals beugten die Verſammelten die Kniee und der Sekretär ſprach mit lauter Stimme den Hymnus: Veni Creator Spiritus.

„Sagen Sie mir doch,“ flüſterte der Domkapitular, Freiherr von Pirkheim, ſeinem Nachbar zu, „wo will er denn eigentlich hinaus mit ſeiner Predigt?“

„Weiß ich's,“ antwortete der Angeſprochene,

„ich bin ja so wenig in seinem Vertrauen als Sie. Uebrigens werden wir es bald erfahren, denn sonst hätte man uns wohl nicht hieher kommen lassen.“

„Ich vermuthe,“ fuhr der Freiherr von Pirkheim fort, „er wird dem Kaiser das Begräbniß in geweihter Erde versagen wollen. Er ist der Mann dazu.“

„Wer, der Kaiser oder der Kardinal? Ich sage Ihnen aber, keiner von beiden ist der Mann dazu. Weder der Kaiser, der ein manquirter Hohenstaufe, noch der Kardinal, der ein manquirter Innocenz ist. Und leben wir nicht Anno 1790 und bekommen wir nicht einen Monarchen, unter dessen Regierung in Italien die Synode von Pistoja abgehalten wurde?“

„Pistoja? Ja, ich habe davon gehört. War's nicht ein Berg, der eine Maus geboren — ridiculus mus, wie wir in der Schule sagten?“

„Still, Herr Bruder, und hören wir, was der Dechant vorbringt.“

Der Dechant des Domkapitels stand auf und sprach:

„Ew. Eminenz und hochfürstliche Gnaden! Hochwürdige Brüder in Christo! Nicht umsonst sind

wir angewieſen worden, Tag und Nacht zu leſen in den heiligen Büchern, welche geſchrieben ſind von den Propheten und Apoſteln des Herrn; denn in ihnen finden wir den Schatz der himmliſchen Weisheit, die zunichte macht den Trug dieſer Welt. Die Trübſal dieſer Zeiten iſt groß, und wer mag es wiſſen, ob ſie nicht die letzten ſind? Denn die Gewalt des Thieres, von dem der Apoſtel in ſeiner Offenbarung ſchreibt, wird immer größer und es öffnet ſein Maul zu Läſterungen gegen Gott, zu läſtern ſeinen Namen, ſeine Wohnung und die Bewohner des Himmels. Es kriegt gegen die Heiligen und überwindet ſie und bereichert die Kinder der Finſterniß mit ſeiner Beute.“

„Verſtehen Sie den Dechant?“ fragte Pirkheim ſeinen Nachbar.

„Er hat ſich wieder in die Offenbarung Johannis verrannt, und kann den Ausweg nicht finden.“

„Erlauben Sie, hochwürdiger Herr Dechant, daß ich Sie unterbreche,“ ſagte der Kardinal. Da Sie gerade von der Beute ſprechen, mit der ſich die Kinder der Finſterniß bereichern, ſo will ich Ihnen einige Nachrichten mittheilen, welche

mir vor Kurzem zugekommen ſind und am beſten darthun, welche unſeligen Folgen die Nachläßigkeit hat, mit der man in Frankreich der Verbreitung irreligiöſer Grundſätze zuſah. Sie wiſſen, hochwürdige Herren, daß durch ein Dekret der ſogenannten Nationalverſammlung vom 2. Dezember vorigen Jahres die Güter der Geiſtlichkeit, das Eigenthum der Kirche und der Armuth, zu Staatsgütern erklärt wurden; — damit nicht zufrieden, fängt man jetzt an, ſie zu verkaufen, und um dem Werke der Gottloſigkeit die Krone aufzuſetzen, beabſichtigt man, wie mir unlängſt geſchrieben wurde, die Kloſtergelübde abzuſchaffen. Man wird, wie ich nicht zweifle, noch weiter gehen und die katholiſche Religion und die allerheiligſte Dreieinigkeit ſelbſt abſchaffen, wenn nicht die rechtgläubigen Herrſcher ſich verbünden, um jenes Vipernneſt in Paris, auf das der heilige Vater ſeine Bannſtrahlen zu ſchleudern nicht länger zögern wird, zu zerſtören und die gutgeſinnten Unterthanen Ludwig XVI. von der Furcht zu befreien, welche die Giftzähne und der Geifer dieſer von Voltaire und Rouſſeau ausgebrüteten Schlangen ihnen einflößen.“

„Der Kardinal ſpricht heute ſehr bilderreich,“

bemerkte Pirkheim leiſe, und ſein Nachbar erwiederte:

„Er fürchtet für ſeine Einkünfte und das macht ihn beredt. Der Papſt ſollte ihn als Legaten nach Paris ſchicken; vielleicht gelänge es ihm, den Mirabeau zu bekehren.“

„Was ſoll ich ſagen, hochwürdige Brüder,“ fuhr der Dechant fort, „das nicht von der Weisheit des Engels dieſer Gemeinde, unſeres in den Purpur der Kirche gehüllten Fürſt-Erzbiſchofes, der ein Episcopus iſt wie Titus und Timotheus, ſchon längſt bedacht und wieder bedacht worden wäre? Ihm hat Gott die Gnade verliehen, daß er mit der evangeliſchen Taubeneinfalt auch die evangeliſche Schlangeneinfalt verbindet —“

„Der Kardinal möchte ſich gern in die Lippen beißen vor Lachen oder vor Aerger,“ flüſterte Pirkheim; „aber es hilft nichts, er muß den ganzen apokalyptiſchen Lobſermon des Dechanten hinunterſchlingen.“

— — — „Er iſt dem Simſon gleich, welcher mit einem Eſelskinnbacken die Philiſter erſchlug, und dem Engel in der Offenbarung, der mit einem goldenen Rauchfaſſe vor den Altar trat, dem viel

Rauchwerk gegeben wurde, damit er es bei den Gebeten aller Heiligen auf dem goldenen Altar vor dem Throne Gottes darbringe. Dieſes Rauchwerk ſind ſeine Worte, die gleich einer goldenen Kette aus ſeinem Munde fließen; und darum muß ich in Demuth bekennen, ſoll ich überhaupt eine Meinung ausſprechen, daß ich mich ganz auf die Weisheit und Frömmigkeit unſeres hochfürſtlichen Vorſitzers ſtütze, und Alles ſeiner von dem Herrn der Heerſchaaren erleuchteten Einſicht überlaſſe.“

„Dieſe Rede hätte Blumauer hören ſollen,“ ſagte Pirkheim ſeinem Nachbar in's Ohr, „ſie paßte ganz in die Aeneide; traveſtirt iſt ſie ſchon.“

„Hochwürdige Brüder,“ begann wieder der Kardinal, „es iſt von höchſter Wichtigkeit, daß der neue Monarch ſogleich eine klare Einſicht in das bekomme, was ſeinem Reiche noth thut. Es iſt nicht zu läugnen, daß den Uebelgeſinnten mancher Anlaß gegeben wurde, auf ihn ihre Hoffnungen zu ſtützen. Aber wir erwarten von Leopold dem Zweiten, daß er ſich mit Schrecken von einer Bahn abwenden wird, von der wir ſehen, wohin ſie führt, wenn wir nach Frankreich blicken; wir erwarten mit Zuverſicht, daß er den verderblichen

Neuerungen, zu welchen sich Joseph durch schlechte Rathgeber verleiten ließ, Einhalt thun und insbesondere die Rechte der heiligen Kirche, so weit sie beeinträchtiget wurden, wieder in integrum restituiren, schirmen und schützen wird. Damit wir nun Seiner Majestät gleich bei Höchstihrem Regierungsantritte einen Beweis unseres Eifers für Ihren Ruhm und das Beste Ihres Reiches geben, haben wir eine Denkschrift entworfen und ausarbeiten lassen, welche Seiner Majestät wenigstens zeigen wird, daß wir nicht zu Jenen gehören, die weder kalt noch warm, sondern lau sind. Sie, hochwürdige Herren, lade ich ein, Ihre Unterschrift beizusetzen. Herr Sekretär, lesen Sie das Memoire vor."

Der Sekretär that, wie ihm geheißen wurde und begann:

„An Seine Majestät den Kaiser. Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Herr! die in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit Unterzeichneten, Ew. Majestät treugehorsamste Diener, der Kardinal-Erzbischof der Erzdiözese von Wien und sein Klerus, wagen es Ew. Majestät bei Höchstihrem Regierungsantritte den Ausdruck ihrer unverbrüchlichen

Unterthanentreue und Liebe zu Füßen zu legen; sie hoffen zugleich, daß Ew. Majestät in der Fülle Höchstihrer Gnade ihnen gestatten werden, die kaiserliche Huld Ew. Majestät auf die ihrer Lehre und Aufsicht anvertrauten Gläubigen herabzuerflehen. Damit verbinden sie die demüthige Bitte, Ew. Majestät möchte ihnen die huldvolle Erlaubniß gewähren, von der Führung des ihnen anvertrauten Hirtenamtes treuen Bericht zu erstatten, und Ew. Majestät dasjenige an Höchstihr landesväterliches Herz zu legen, was sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer Pflicht als Diener der heiligen römisch-katholischen Kirche dem ewigen Heile ihrer Herde angemessen erachten."

„Ew. Majestät ist es nicht unbekannt, daß unter der Regierung Höchstihrer erhabenen Mutter, der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia, gefeierten Andenkens —"

Jetzt fingen alle Glocken des St. Stephandomes zu läuten an, und die Stimme des Sekretärs wurde von ihnen übertäubt und unverständlich. Sie verkündeten dem Volke der Kaiserstadt den Tod seines Herrschers.

Der Sekretär gab nun die Denkschrift, deren

Vorleſung nicht zu Ende gebracht werden konnte, den einzelnen Geiſtlichen zum Unterſchreiben. Alle ſetzten ohne Zögern ihre Namen darunter, nur Pirkheim und ſein Nachbar erklärten, ſie hielten ſich für verpflichtet, zuerſt den Inhalt des Memoires ganz kennen zu lernen, bevor ſie dasſelbe durch ihre Unterſchrift bekräftigten. Der Kardinal warf den Beiden einen Blick zu, in dem ſich der bitterſte Haß malte, aber nur einen Moment; dann hob er die Augen gen Himmel und ſprach mit Salbung: „Der Herr, welcher unſere Herzen und Nieren kennt, weiß, daß wir bei all' unſerem Thun und Laſſen ſtets nur ſeine Ehre zu befördern uns beſtrebt haben. Dies iſt auch der Zweck gegenwärtiger Denkſchrift, welche wir Seiner Majeſtät zu Füßen zu legen vorhaben. Sollte es jedoch Ihre Abſicht ſein, hochwürdige Herren," (hier wandte er ſich gegen Pirkheim und deſſen Nachbar) „ſich davon durch eigene Prüfung zu überzeugen, ſo ſteht gar nichts im Wege, daß Ihnen eine Abſchrift des Memoires eingehändigt werde. Ich werde ſogleich Befehl ertheilen, daß dieſes geſchehe."

Ein Wink des Kardinals entließ die Verſam-

melten, welche von ihm ehrerbietigen Abſchied nahmen. Nur der Sekretär blieb.

„Lieber Damberger,“ hob der Kardinal an, „ſein Sie ſo gut und verfertigen Sie die Abſchrift für die beiden Herren Rekalzitranten. Es iſt nicht nöthig, daß ſie wörtlich ſei. Sie können mehre Punkte übergehen, z. B. hier, wo es heißt, „welche verderbliche Folgen dieſe Leſefreiheit, die natürliche Konſequenz der Ungebundenheit der Preſſe“ u. ſ. w. Ich überlaſſe das Uebrige Ihrer Einſicht, die Ihnen ſchon ſagen wird, was Sie auszulaſſen haben. Zuerſt faſſen Sie jedoch das Mandat wegen der Kirchengebete für den verſtorbenen — Kaiſer ab. In der Oktave in jeder Pfarrkirche ein Requiem; durch drei Tage wird in der Mittagsſtunde mit allen Glocken geläutet; durch dreißig Tage wird ſchwarz geleſen. Wir müſſen für ihn viel beten laſſen; er braucht es.“

Der Sekretär verbeugte ſich und ſagte: „Seine Majeſtät werden jetzt wohl aufgehört haben, ſich über die Heilanſtalten unſerer heiligen Kirche zu moquiren; ſie dürften jetzt froh ſein, daß man genöthiget iſt, ſie an denſelben Theil nehmen zu laſſen. Aber erlauben Ew. Eminenz, daß ich eine

ganz unmaßgebliche Meinung äußere: wäre es durchaus unmöglich, an der verstorbenen Majestät ein Exempel zu statuiren?“

„Wo denken Sie hin, lieber Dambérger! Aus eigener Autorität können wir so etwas nicht, und mit Pius ist, wie Sie wissen, nichts anzufangen. Die Zeiten der Gregore und Innocenze sind leider vorüber.“

„Wer kann dies sagen, Ew. Eminenz? Der Herr der Heerschaaren beabsichtigt freilich, wie es scheint, Seiner Heiligkeit ein langes Leben zu schenken; aber wir sind in die Plane der Vorsehung nicht eingeweiht, und Alles in Allem — von Wien nach Rom ist es keine Ewigkeit.“

Der Kardinal lächelte. In seinen Augen konnte man lesen, wie sehr ihn diese Anspielung freute, welche mit einemmale den Glanz des Papstthums vor seinem Geiste vorüberführte und ihn von demselben umstrahlt zeigte.

„Die Zeit,“ fuhr der Sekretär im nämlichen Tone fort, „fordert kräftige Männer und kluge zugleich. Wäre es möglich, den Strom der Neuerungen zu dämmen oder gar dessen Quelle zu verstopfen, so würde dies ohne Zweifel das Beste

ſein; ich glaube aber nicht, daß es möglich iſt. Denn es ſcheint mir, daß, wie einſt die Gläubigen, und damals war die ganze Welt gläubig, in das heilige Land zogen, um das Grab des Erlöſers den Händen der Heiden zu entreißen, ſo jetzt die Aufgeklärten auf einer Argonautenfahrt begriffen ſind, um das goldene Vließ der Philoſophie, der Humanität und wie dieſe ſchönen Sächelchen alle heißen mögen, zu holen, welches der Drache des Aberglaubens und der Heuchelei bewacht. So nennt man nämlich die Anhänglichkeit an Lehren und Gebräuche, welche ſiebenzehn Jahrhunderte erprobt haben. Man laſſe ſie nur ziehen, mit den roſtigen Waffen Luthers und den Giftpfeilen Voltaire's bewaffnet; ſie werden des vermeintlichen Schatzes früh genug überdrüſſig werden und die erhitzteſten Kämpfer für das neue Heil werden ſich am geduldigſten in die alten Feſſeln ſchmiegen. Dem Freiheitrauſche wird Katzenjammer folgen, und vielleicht hat ſchon die Morgenröthe des kommenden Jahrhunderts alle Träumereien verſcheucht, mit denen franzöſiſche Windbeutel dem deutſchen Michel den Kopf verrückt haben. Ew. Eminenz verzeihen mir gnädigſt dieſe rhapſodiſchen Betrach-

tungen; — in der bewegten Zeit, in welcher wir leben, iſt es einem treuen Sohne der Kirche faſt unmöglich, zu verhüten, daß ſein Herz manchmal überfließe.“

„Ich kenne Ihre orthodoxen Geſinnungen, lieber Damberger, und ſchätze ſie. Vielleicht wird mir die Zukunft erlauben, Ihnen einen Platz anzuweiſen, an dem Sie dieſelben werden in größern Kreiſen mit Nachdruck geltend machen können.“

Der Sekretär küßte dem Kardinale den Paſtoralring und blieb allein zurück. Als die Schritte des Prälaten nicht mehr hörbar waren, verſchloß der Sekretär die Thüre, welche auf den Korridor führte, der das Zimmer, in dem er ſich befand, mit den Wohngemächern des Erzbiſchofs verband, und öffnete ein geheimes Behältniß, das in der Wand des Gemaches verborgen war. In eines der Fächer, in welche es abgetheilt war, und die alle mit Papieren angefüllt erſchienen, legte er einen Brief, der das Poſtzeichen eines kleinen Städtchens an der franzöſiſchen Grenze trug; aus einem andern nahm er ein mit Freimaurercharakteren beſchriebenes Heft, das er flüchtig durchſah, hier und da verbeſſerte, und darauf in eine der

vielen Taſchen ſeines langen Rockes ſteckte. Dann ſetzte er ſich an ein Pult und ſchickte ſich an, die verlangte Kopie der Denkſchrift zu fertigen.

Eine Stunde etwa mochte er gearbeitet haben, als ein leiſes Klopfen an der Thüre ihn unterbrach. Auf das vernehmliche Huſten, mit dem er es beantwortete, trat ein kurzes, ſehr ſauber gekleidetes Männchen mit gepuderter Perrücke ein. Der Kleine ſah ſich zuerſt vorſichtig im Zimmer um, dann trat er auf den Fußſpitzen näher und rief mit verhaltener Stimme aus: „Gottlob! Er iſt zum Teufel gefahren!“

„Pfui, Herr Nigelhuber,“ ſagte der Sekretär. „Aber wen meinen Sie denn eigentlich?“

„Nun, wen anders, Hochwürden, als den verdammten — Gott verzeih' mir die Sünde — als den höchſtſeligen Kaiſer?“

„Ja, da haben Sie Recht, der iſt todt. Beweinen wir ihn.“

„Beweinen? Damit kann's Ew. Hochwürden nicht Ernſt ſein. Die geiſtlichen Herren haben wohl am wenigſten Grund, ihn zu beweinen. Ueberhaupt, wer ſoll ihn beweinen? Die Spitzbuben, die er vom Galgen frei gemacht, ſonſt Niemand.

Die heilige Kirche hat er beraubt, den hohen Adel malträtirt, und den Bürgern nichts zu verdienen gegeben. Sie lohnen ihm's auch. Wenn heute in der ganzen Stadt Wien seinetwegen nur eine einzige Thräne vergossen worden ist, so will ich ein Lump sein, Ew. Hochwürden. Die Huren, mit Respekt zu melden, die mögen ihn beweinen, die ehrlichen Leute thun's nicht. Lob' ihn ein Anderer, ich lob' mir seine Frau Mutter. Da war noch Andacht und Frömmigkeit unter den Leuten, und auch mehr Geld als jetzt. Da hat ein ehrliches Bürgerkind noch sein Brod verdienen können; aber unter ihm — es ist eine Schand'! Sie wissen, Hochwürden, ich war zu allen Zeiten ein großer Patriot; kein solcher, wie sie jetzt dergleichen in Paris drüben haben, Gott behüte! sondern ein österreichischer, ein wiener Patriot. Aber der Kaiser hätte mir den Patriotismus bald verleidet. Er brauchte nur noch zehn, nur noch fünf Jahre zu regieren, und sogar die Perrücken wären abgekommen und die Menschen hätten wieder angefangen, ihr eigenes natürliches Haar zu tragen, daß es ein wahrer Jammer gewesen wäre, es anzusehen."

„Weil wir gerade von Perrücken reden, Herr

Nigelhuber, friſiren Sie den Herrn Domſcholaſtikus noch immer?“

„Ew. Hochwürden aufzuwarten. Des Herrn Domſcholaſtikus Gnaden ſind ſehr herablaſſend und gelehrt, leſen auch franzöſiſch. Sehe wenigſtens auf ihrem Tiſche oft franzöſiſche Zeitungen liegen. Geſtern, als ich ſie bediente, laſen ſie ganz außerordentlich aufmerkſam in einem Blatte, das, wenn ich recht geſehen habe, le Monitär heißt. Dann ſagten ſie zu mir: „Ich bedaure Sie, Herr Nigelhuber, das Jahrhundert der Perrücken wird bald vorüber ſein. Verlegen Sie ſich auf eine andere Profeſſion. Werden Sie z. B. Laternenanzünder.“ Des Herrn Domſcholaſtikus Gnaden belieben nämlich manchmal ſehr ſpaßhaft zu ſein. Ich erinnere mich noch recht gut, als ich ihnen die Nachricht von der Erſtürmung der Baſtille brachte, fragten ſie mich: „Hat ſich kein Friſeur dabei ausgezeichnet?“ „Ew. Hochwürden und Gnaden,“ antwortete ich, „das Korps der Haarkräusler iſt ſtets monarchiſch geſinnt geweſen.“

„Sie ſind ein gewandter Mann, Herr Nigelhuber, und ein feiner Beobachter. Sie ſagten früher, die Trauer um den verſtorbenen Kaiſer

ſei nicht groß in der Stadt. Woraus ſchließen Sie das?“

„Aus dem, was ich ſelbſt geſehen und gehört habe. Ja, und ich lüge nicht, wenn ich behaupte, daß die ehrlichen Wiener von der Taborſpitze bis zur Spinnerin am Kreuz gerne illuminiren thäten, wie damals, als wir Belgrad erobert haben, wenn ſie nur dürften.“

„Haben Sie meinen Auftrag beſorgt, Herr Nigelhuber?“

„Prompteſt beſorgt, Ew. Hochwürden. Wird unfehlbar in die Hände des Fürſten kommen. Iſt ein vortrefflicher Herr, ſehr großmüthig. Nur Schade, daß ihm ſein Herr Vater ſo viele Schulden hinterlaſſen hat. Soll bei dem neuen Monarchen in Gnaden ſtehen. Lieben, ſagt man, Beide das ſchöne Geſchlecht —“

„Menſchliche Schwächen, Herr Nigelhuber. Es iſt beſſer, wenn man nicht davon ſpricht.“

„Gewiß iſt es beſſer, Ew. Hochwürden, gewiß. Habe zwar allerlei in Erfahrung gebracht, was hieher gehört und von Ew. Hochwürden vielleicht für die gute Sache benützt werden könnte. Iſt aber, wie Ew. Hochwürden ſchön bemerkt haben,

beſſer, wenn man von ſolchen Dingen ſchweigt. Könnte Aergerniß geben.“

„Nun, nun, Herr Nigelhuber, wir ſind ja unter uns. Unter vier Augen kann man von Manchem reden.“

„Sie haben Recht, Hochwürden. Bitte aber im Voraus wegen alles Anſtößigen um Verzeihung. Seine Durchlaucht gingen vor ungefähr vierzehn Tagen an meiner Boutique vorüber und hatten die Gnade, meine Nichte ſehr aufmerkſam anzuſehen. Sie iſt, wie Sie wiſſen, Hochwürden, ein eitles, gefallſüchtiges Ding und, Gott verzeih' mir die Sünde, vom Hochmuthsteufel beſeſſen. Da hat ſie denn, wie der Fürſt hereinſah, hinausgeſchaut, anſtatt den Blick züchtig niederzuſchlagen, und muß ihm ein paar Augen gezeigt haben, wie ſie es leider kann, die Hexe, die in des Fürſten Durchlaucht großes ſinnliches Wohlgefallen erweckten. Den Tag darauf kam des Herrn Kammerdiener, mein vertrauter Freund, und ließ gegen das Mädchen allerlei verblümte Redensarten fallen, die ich in der Nebenſtube vernahm. Ich trat heraus und ſagte: „Lieber Herr Nonpareil, meine Netti braucht gar nicht zu wiſſen, daß ſie vornehmen

Herrschaften gefällt. Lassen Sie es gut sein und verrücken Sie ihr nicht den Kopf mit solchem verliebten Zeuge.“ „Ei, Herr Nigelhuber,“ erwiederte er, „waren wir nicht auch einmal jung und wollen Sie dem Glück ihrer Niece im Wege stehen?“ „Glück, Herr Nonpareil,“ fuhr ich fort, „Glück ist nur in der Tugend zu finden.“ „Einverstanden, werther Freund,“ gab er mir zur Antwort, „Tugend führt zum Glücke, und wenn Mamsell Netti nicht so tugendhaft wäre, hätten sich des Fürsten Durchlaucht gar nicht um sie bekümmert.“ Auf diese Worte hin lud ich den Herrn Kammerdiener ein, mit mir in das Wohnzimmer hinaufzukommen, damit das dumme Ding nicht länger so gefährliche Reden anzuhören bekäme. Oben machte er mir nun den Vorschlag, meine Nichte als Kammermamsell in die Dienste der Frau Schwester des Fürsten treten zu lassen, und versicherte mich, in diesem Hause werde sie nicht nur ihr bestes Auskommen finden, sondern auch allen Gefahren, welchen junge Mädchen in dieser verderbten Stadt ausgesetzt sind, entzogen, kurz, geistlich und leiblich versorgt sein. Ich sagte nicht ja und nicht nein, und nahm mir sogleich vor, Ew. Hochwürden von

der Sache in Kenntniß zu ſetzen, bevor ich einen Entſchluß faßte.“

„Da haben Sie wohl gethan, Herr Nigelhuber. Die Sache hat jedenfalls zwei Seiten. Vor Allem muß ich Ihnen bemerken, daß Sie Ihre Nichte zu ſtrenge beurtheilen. Sie wird, wie ich ſie kenne, den Pfad der Tugend gewiß nicht verlaſſen, ſelbſt wenn der Fürſt ihr Anträge machen ſollte; woran ich aber zweifle. Zu größerer Sicherheit können Sie das Mädchen zu mir ſchicken, damit ich ihr das Nöthige ans Herz lege.“

„Wenn Ew. Hochwürden dies thun wollen, dann bin ich ganz beruhiget. Ew. Hochwürden werden ihr wohl auch einprägen, welchen Dank ſie ihrem alten Onkel ſchuldig iſt, und daß ſie ja ſeiner nicht vergeſſen ſolle, wenn ſie jemals zu Geld und Gut kommt?“

„Sein Sie unbeſorgt, Herr Nigelhuber, es wird ſchon Alles recht werden.“

„So küſſ' ich Ew. Hochwürden die Hand. Apropos! bald hätte ich's vergeſſen — der Herr Haſchka läßt ſich Ihnen empfehlen, und fragen, wann er Ew. Hochwürden am beſten aufwarten könnte?“

„Der Herr Haſchka? Gut, ſagen Sie ihm, ich ſei jetzt ſehr beſchäftiget und könne ihn unmöglich ſprechen.“

„Aber er hat mich ſehr dringend gebeten, ihn bei Ew. Hochwürden zu empfehlen.“

„So beſtellen Sie ihn denn auf übermorgen, um acht Uhr in der Frühe.“

„Küſſ' die Hand, Ew. Hochwürden.“

„Behüt' Sie Gott, Herr Nigelhuber.“

Zweites Kapitel.

Ein ſchneidender Märzwind ſtrich über das Glacis, auf dem, in ihre Mäntel eingehüllt, zwei Männer (ſolche ſchienen ſie wenigſtens) der Joſephſtadt zugingen. Der Tag dunkelte, und kalte Dünſte lagerten ſich immer dichter um die Menſchen und ihre Wohnungen.

„Du frierſt, armes Kind,“ ſagte der Eine, eine hohe, kräftige Geſtalt, zu ſeinem Begleiter, der, vor Kälte zitternd, den Mantel feſt an ſich zog. „Schmiege dich enger an mich -- ich wollte,

ich könnte dich auf meinen Armen tragen, und an meinem Herzen vor der eisigen Nachtluft schützen.“

„Ich bin ein verzärteltes Wesen, guter Joseph; doch plagt mich die Kälte weniger als die Neugierde. Fast reut es mich, daß ich so in dich gedrungen bin, mich in die Loge mitzunehmen. Wird mich in dieser Verkleidung wohl gewiß niemand erkennen?“

„Deswegen braucht dir gar nicht bange zu sein; ich stehe dafür. Verrathe dich nur nicht selbst, indem du eines der geheimen Zeichen vergißt, welche ich dich gelehrt habe.“

„Laß sehen, ich will sie wiederholen. Verbeugt man sich zwei- oder dreimal?“

„Einmal, mein Kind.“

„Wie heißt das schon, was man dem Bruder Pförtner ins Ohr sagen muß?“

„Resurrectio.“

„Ein dummes Wort. Hätte man nicht eines wählen können, was sich leichter aussprechen läßt, z. B. bon soir?“

„Nein, dieses nicht. Es darf nicht wieder Abend werden, es darf nicht. Bon jour hättest

du ſagen ſollen; denn Tag muß es werden in der Welt, es iſt lange genug Nacht geweſen.“

„Ich verſtehe dich nicht, Pepi. Wollteſt du, daß es immer Tag wäre?“

„Nein, ſüßer Engel, ich wünſchte lieber, daß um uns die Nacht nimmer aufhörte, wenn ich an jene ſchönſte meines Lebens denke.“

„Schweig, du Böſewicht, und ſchäme dich, ſo zu reden. Laß mich,“ fuhr ſie fort, als ihr Begleiter ſie zärtlich an ſich drückte und küßte, „es könnte uns ja jemand ſehen. Ein Meiſter vom Stuhl, der eine Rede halten wird, und bereitet ſich durch Küſſen darauf vor! Ich werde dich verklagen; dann ſetzen ſie dich ab, und wir werden die Zeit, welche du ſonſt in den Logen verſäumteſt, beiſammen zubringen.“

„Um dieſen Preis wäre es faſt der Mühe werth, ſich abſetzen zu laſſen. Doch es iſt dir mit deinem hochverrätheriſchen Vorſatze nicht Ernſt. Du weißt ja, daß ich kein unnützes Spiel treibe, und nur deshalb im Dunkeln wirke, weil ich es ſo kräftiger kann. Hätte mich das Glück in Frankreich geboren werden laſſen, ſo verſchmähte ich es, mich mit Geheimniſſen zu umgeben. Dort

würde ich öffentlich zu meinem Volke reden, sei es von der Tribüne der Nationalversammlung herab, oder in den Spalten eines Journals. Aber was bleibt einem Manne, der sein Vaterland und die Freiheit liebt, zu thun übrig, hier, wo man nur an Despotismus gewöhnt ist, wo ihn Söldlinge der Pfaffen und Aristokraten umringen, die jetzt wieder, wie die Frösche nach einem Regen, ihren Kopf hervorheben und quaken? Was bleibt ihm anderes übrig, als unter der Zwingburg, welche Jahrhunderte der Sklaverei aufgeführt und verbollwerkt haben, Minen zu graben, an die er in einer günstigen Stunde Feuer legt, damit sie den Bau der Tirannei in die Luft sprengen?"

„Du sprichst schön, Joseph, ich fühle es. Aber wird es dir gelingen?"

„Und gelingt es mir nicht, so wird es einem Andern gelingen. Hat man Jahrhunderte gebraucht, um einen Dom von Stein zu bauen, so darf man nicht verzweifeln, wenn auch Jahrhunderte vergehen, bis sich die Freiheit, fest gegründet, ein blauer Himmelsdom über die Welt wölbt. Begnüge sich, wem es vergönnt ist, einen Baustein

zum Tempel zu tragen; glücklich iſt, wer berufen wird, das Gebäude mit ſeinem Blute zu kitten!“

„Sprich nicht von Blut, Joſeph; mich ſchaudert — “

„Ja, Anna, Ströme Blutes werden noch fließen, bevor die Freiheit die Menſchen zu Brüdern gemacht und ſie in Liebe vereiniget hat. Dann wird die Erde ſich verjüngen und zum Paradieſe werden, wie ſie es einſt war. Dankbar werden uns die Enkel ſegnen, mich, weil ich für ſie gekämpft und gelitten; dich, Anna, weil du mich geliebt!“

Des Mädchens Augen füllten ſich mit Thränen, und kaum hatte es Zeit, ſie zu trocknen; denn das in einem einſamen Winkel der Vorſtadt gelegene Haus, das Ziel ihres Weges, wurde eben erreicht. Bevor ſie hineintraten, bedeckten ſie die Geſichter mit Larven. Am Thore wurden ſie von einem gleich ihnen Verlarvten empfangen, der ſie, nachdem ſie ihm das Loſungswort zugeflüſtert hatten, in ein im Erdgeſchoſſe gelegenes Gemach führte, wo ſie ein anderes Mitglied antrafen, das Anna's Begleiter, als er ihm ſeinen Ordensnamen genannt hatte, achtungsvoll grüßte. Dieſer ſtellte

ihm ſeine Gefährtin als einen aus Deutſchland angekommenen Freund und Wiſſenden vor, und beide gelangten hierauf, ohne weitern Aufenthalt, in den Verſammlungsſaal. Die Wände desſelben waren mit ſchwarzen Tüchern behängt, ihr einziger Schmuck Joſeph des Zweiten Bild, von einem Kranze goldner Sterne umgeben. Die Verſammelten trugen Alle Larven, mit Ausnahme eines Novizen und ſeines Einführers, die in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung in der Mitte ſtanden, während die Uebrigen in Bänke vertheilt ſaßen, welche die Wände des Saales entlang angebracht waren. An der vierten ſtand die Rednerbühne und ein Tiſch für den Sekretär der Loge.

Während der Aufnahmszeremonien hatte Anna hinlängliche Muße, die zwei Perſonen, welche allein nicht vermummt waren, aufmerkſam zu betrachten. Die Geſichtszüge des Einführers, eines Mannes in vorgerücktem Alter, waren auf den erſten Anblick abſtoßend. Seine dunkeln Augen ſchauten düſter unter dichten Braunen hervor, die Wangen waren eingefallen, das Kinn ſpitzig, und der Mund verzog ſich manchmal zu höhniſchem Lächeln. Den Körper trug er etwas gebückt; die

Kleidung war einfach, faſt abgetragen, und hing loſe auf dem magern Leibe, der an Form und Schnitt derſelben gar nicht gewöhnt ſchien. Der Novize hingegen, ein junger, ſchlank gewachſener Mann, blickte, wie begeiſtert, bald auf das Bild des Kaiſers, bald auf die Verſammelten, und ſprach mit lauter, klangvoller Stimme die Formeln, welche den Fragen des Meiſters vom Stuhle als Antworten zu dienen hatten. Nachdem der Aufnahmsakt geendiget war, überreichte der Einführer dem neuen Mitgliede eine Maske, und beide miſchten ſich verlarvt unter die Uebrigen.

Jetzt erhob ſich der Vorſitzende, und von Allen am meiſten geſpannt lauſchte wohl Anna auf die Worte ihres Begleiters. Bevor er zu ſprechen anfing, las der Sekretär aus dem Protokolle:

„An der Tagesordnung iſt die Todesfeier Kaiſer Joſeph des Zweiten.“

Hierauf begann der Meiſter vom Stuhle:

„Wiſſende Brüder und Brüder der erſten Prüfung! Als Söhne des gemeinſamen Vaterlandes, als Brüder, die ein heiliger Schwur verbindet, haben wir uns hier verſammelt, um über dem Grabe eines großen Menſchen einige Worte des

Dankes, der Trauer und der Hoffnung zu ſprechen. Des Dankes — für die Liebe, die er zu ſeinem Volke getragen; denn er liebte es: er bekämpfte ja die drei fürchterlichſten Feinde des Glückes der Menſchheit, die Unwiſſenheit, die Knechtſchaft und die Armuth, welche aus dieſen beiden entſpringt, unermüdet mit allen Waffen, die ihm zu Gebote ſtanden. Die erſte hat er in ihre geheimſten Schlupfwinkel verfolgt; der künſtlich bereitete Dunſt, der ſo lange für Licht gegolten hatte, verflüchtigte ſich vor dem Glanze der himmliſchen Sonne Wahrheit, und auf dem Altare dieſer Göttin opferte der Herrſcher als oberſter Prieſter. Der Aberglaube wurde aus den Tempeln Gottes, in denen er bis dahin ungeſtört geniſtet hatte, vertrieben, und verkroch ſich ſcheu in die Spinnſtuben, wo ihm gutmüthige alte Weiber ein Aſyl gewährten; tauſendjährige Vorurtheile, die, von den Machthabern gehegt und gepflegt, der Gewalt der Zeit getrotzt hatten, fielen zuſammen wie morſche Bäume, indem ſie noch, wie dieſe, einen fahlen Dämmerſchein um ſich verbreiteten, bevor ſie ganz verfaulten; der Verſtand wurde in ſeine Rechte eingeſetzt, und die Wiſſenſchaft hörte auf, ein Mo-

nopol zu ſein. Der erlogene Nimbus um die Häupter erlogener Gottheiten zerfloß in Nichts, und man fing an, zu erkennen, daß es keinen Adel und kein Prieſterthum gebe, als das der Guten und Weiſen. Statt der Willkühr herrſchte das Geſetz, Eines für Alle; es zu ſchützen und ſeine Vollzieher zu beaufſichtigen, wurde das Wort frei gemacht, und es ergoß ſich in erfriſchenden und befruchtenden Strömen durch das Land. Das Volk ward nicht mehr als Laſtthier betrachtet, dem nur das nothwendigſte Futter zukomme; der fleißige Landmann, der betriebſame Bürger genoſſen die Früchte ihrer Thätigkeit, und geiſtlichen und weltlichen Drohnen wurde nicht länger geſtattet, davon zu zehren. Nur wer arbeitete, wurde geachtet; Joſeph der Zweite betrachtete ſich nicht als den erſten Edelmann, ſondern als den erſten Diener des Staates, und nicht die Zahl der Ahnen galt, ſondern die Zahl der Verdienſte. Wenn unſere Enkel noch einen andern Herrſcher haben, als Gott und das Geſetz, ſo möge er Joſeph dem Zweiten gleichen!

„Wir trauern um Joſeph, nicht bloß weil er das große Werk unvollendet ließ, ſondern auch

weil er es versäumt hat, seinem Baue diejenigen Stützen zu geben, welche ihn befestigt und für alle Zeiten unerschütterlich gemacht haben würden. Er hat es versäumt, seiner Nation eine weise, dauerhafte Verfassung zu geben, und, was er that, mit ihrer Einstimmung zu thun. Der Liebe und Ergebenheit des größten und stärksten Theiles des Volkes gewiß, konnte er es durch einen einzigen Wink in seine ursprünglichen Rechte einsetzen, und diese zu Grundgesetzen machen, welche von seinen Nachfolgern unverändert beobachtet werden mußten. Er hat dies versäumt, da er es doch konnte. Und deshalb trauern wir — richten wird ihn Gott.

„Aber der Same, den Joseph gestreut, wird nicht verloren gehen; er wird zum Baume werden, an dessen Früchten sich unsere Enkel laben, unter dessen Schatten sie Kühlung finden. An uns ist es, das Erdreich zu lockern, es zu düngen, es mit unserm Blute zu begießen, wenn dies von uns gefordert wird. Wir haben es geschworen — mögen wir den Schwur nie vergessen!“

Nach diesem Redner bestiegen noch mehre die Bühne, und ließen sich über den nämlichen Gegenstand vernehmen; unter ihnen auch der Einführer

des neu aufgenommenen Mitgliedes, welcher den Vorschlag machte, der Nationalversammlung in Paris dafür, daß sie die Mönchsgelübde abgeschafft habe, den Dank dieser Loge zu votiren, und einen Abgesandten zu ernennen, der sich dorthin begeben und mit den Männern der Revolution in Verbindung setzen solle. Dieser Antrag wurde, da sich niemand dagegen aussprach, als angenommen betrachtet und die Wahl des Abgesandten dem Meister vom Stuhle übertragen, welcher erklärte, er würde nicht anstehen, dieses schwierige und gefährliche, aber ehrenvolle Geschäft selbst zu übernehmen, wenn ihn nicht der Schwur, den er bei Annahme seiner Würde abgelegt, daran verhinderte. Er bezeichnete den Bruder Gallus als den geeignetsten für dasselbe, und forderte ihn auf, der Loge die Einwendungen vorzutragen, die er etwa zu machen habe. Der Aufgerufene dankte für das in ihn gesetzte Vertrauen, und sprach seine Bereitwilligkeit aus, sich der Sendung zu unterziehen, und den Instruktionen, die ihm ertheilt würden, genau nachzukommen. Der erste Antragsteller schlug vor, die einzelnen Punkte dieser

Instruktionen sogleich zu berathen, und nach kurzer Diskussion wurden folgende festgesetzt:

„1. Bruder Gallus wird sich bei den freiheitliebenden Mitgliedern der Nationalversammlung, Redaktoren von Journalen und Schriftstellern überhaupt Zutritt verschaffen.

„2. Er wird sie von den Absichten der Logenbrüder unterrichten, und sich mit ihnen über die Mittel verständigen, welche angewendet werden müssen, um das Reich der Freiheit auch in unserm Vaterlande herbeizuführen.

„3. Er wird die in Paris anwesenden Deutschen beobachten und ihr Thun ausforschen.

„4. Er wird auf dem ihm bekannten Wege über Alles genauen Bericht abstatten.“

Nach diesen Verhandlungen zerstreuten sich die Mitglieder in die an den Saal anstoßenden Zimmer, und Anna schloß sich wieder an ihren Begleiter an, und bestürmte ihn mit Fragen über Einzelnes, was ihr besonders aufgefallen war. Sie drang in ihn, ihr die beiden Männer zu nennen, welche sie ohne Larven gesehen, und schmollte fast, als er ihr dies verweigerte und hinzusetzte: „Einführen durfte ich dich: denn es ist mir erlaubt,

Personen, deren gute Gesinnungen ich kenne, den Zutritt zu gestatten; aber mein Schwur verbietet mir, dir den Namen eines einzigen Bruders zu nennen. Begnüge dich mit dem, was du sahst und hörtest.“

„Ueber euch Männer!“ erwiederte sie. „Warum hast du meine Neugierde gereizt, wenn du sie nicht befriedigen willst? Doch warte nur, ich werde nicht ruhen, bis ich erfahre, wer der finstere Mensch ist, der so aussieht wie der Teufel im Mährchen, und der schöne Novize, oder wie ihr ihn sonst heißt, und der Bruder Gallus, der nach Paris geht. Ach, wie beneide ich ihn!“

„Da thut es mir leid, daß ich nicht lieber dich in Vorschlag gebracht habe. Laß es gut sein, Mädchen, und komm' in den Saal zurück. Ich muß die Loge schließen.“

Eine Klingel rief alle Brüder in den Saal zurück, und der Meister vom Stuhl sprach folgendes kurze Gebet, welches die Versammelten stehend und mit unbedecktem Haupte anhörten:

„Geist der Welt, der du in der Unendlichkeit wohnst, gieb, daß wir dir ähnlich werden, frei und wissend wie du! Oeffne die Augen den Ver-

blendeten, welche die Welt in Sklaverei halten, und laß ſie alle Menſchen als ihre Brüder erkennen und lieben!“

Darauf bedeckten ſich Alle, und verließen das Haus. Auch Anna und ihr Begleiter entfernten ſich, und ſchritten ſchweigend durch die dunkle Nacht. Auf ihrem Wege kamen ſie am Palaſte des Fürſten Löwenſtein vorüber, deſſen Fenſter glänzend beleuchtet waren.

„Da oben mag es luſtiger zugehen als bei euch in der Loge,“ ſagte Anna.

„Die Mäuſe freuen ſich über den Tod der Katze,“ erwiederte ihr Begleiter. „Nur Geduld!“ rief er dann heftiger aus, und warf einen Blick des Zornes auf die prächtige Equipage, die ihn eben auszuweichen zwang — „auch euch wird die Nemeſis ereilen; auch wir werden einen 14. Juli, einen 4. Auguſt haben; auch ihr werdet euch vor dem Volke demüthigen oder euern Hochmuth, eure Unwiſſenheit und euer ſelbſtverſchuldetes Unglück in der Fremde zur Schau tragen müſſen.“

„Kennſt du den Fürſten?“ fragte Anna.

„Nein, ich trage auch kein Verlangen darnach.“

„Er iſt ein ſchöner Mann und ein ſehr freundlicher Herr.“

„Woher weißt du dieſes?“

„Er geht manchmal an der Boutique meines Onkels vorüber.“

„So — und weiter kennſt du ihn nicht?“

„Nein, wie ſollt' ich auch?“

„Wie haſt du denn ſeine Freundlichkeit erfahren?“

„Er lächelt immer, wenn ich zufällig von meiner Arbeit aufſehe, und unſere Blicke ſich begegnen.“

„Anna, du mußt nicht mehr in der Boutique arbeiten; verſprich es mir.“

„Biſt du eiferſüchtig?“

„Nein; aber ich will nicht, daß dich alle Vorübergehende angaffen.“

„In der Hinterſtube iſt's ſo langweilig.“

„Ich werde dir Bücher bringen.“

„Das Leſen greift mir die Augen an.“

„Die werden freilich weniger angegriffen, wenn ſie kokettiren.“

„Du wirſt unartig.“

„Und du trägſt Schuld daran.“

„Sei nicht böse, Pepi, ich will ja in die Hinterstube.“

„Verzeihe, liebe Anna — gib mir einen Gutenachtkuß. Wir sind zur Stelle.“

Sie umarmten sich, und schieden.

„Bist du auch ein Nachtschwärmer geworden, und ein Mädchenjäger, Hebenstreit?“ rief den Forteilenden eine Stimme an, welche, wie sich auswies, einem Lieutenant von der wiener Besatzung gehörte. „Das ist brav von dir. Jetzt gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß du noch einmal mit Leib und Seele einer der Unsrigen wirst.“

Hebenstreit (so hieß Anna's Begleiter) suchte sich loszumachen; aber der Lieutenant hielt ihn fest, und sagte: „Behüte, du mußt mit mir. Wir haben heute Nacht eine Partie, und ich kann noch einen Kameraden mitbringen, wenn ich will. Es wird deliziös — wir werden den Göttern opfern, dem Bacchus und der Venus. Ich lasse dich nicht, du Karthäuser — fort, schon hör' ich die Champagnerpfropfe knallen —“

„Nur gemach, Leonardi — wohin willst du mich denn führen?“

„In Mahomed's Paradies, obwohl du ein Ungläubiger biſt.“

Hebenſtreit gab nach, und folgte dem luſtigen Kameraden, der mit ihm dem Rothenthurmthore zuging. Jenſeits des Waſſers ließ er ihm die Wahl, ſich entweder die Augen verbinden zu laſſen, oder ſein Ehrenwort zu geben, daß er nie und niemandem, ohne Erlaubniß des Lieutenants, das Haus anzeigen werde, in welches er kommen würde; dann bog er, nachdem Hebenſtreit ſich verpflichtet hatte, in eine enge Gaſſe der Leopoldſtadt ein, die ſo ſchmutzig und finſter war, daß ſie jeden Augenblick ſtrauchelten, und ſich an den Mauern der Häuſer fortſchleppen mußten.

„Wenn dies der Eingang zum Paradieſe iſt,“ bemerkte Hebenſtreit, „ſo muß man in der That glauben, daß ſehr ſchwer hineinzukommen iſt. Oder vielleicht iſt die Hölle nicht weit; denn dieſe Gaſſe könnte ganz gut die Aufſchrift tragen: Per me si vada nella perduta gente.“

Endlich hielt der Lieutenant vor einem Hauſe, deſſen Außenſeite kein einziges beleuchtetes Fenſter zeigte. Auf ſein dreimaliges leiſes Klopfen wurde das Thor geöffnet: der Thorweg war erleuchtet,

und Hebenſtreit wurde von ſeinem Begleiter über einen kleinen Hof eine helle breite Treppe hinauf in ein Ankleidezimmer geführt, wo ſie Dominos und Larven fanden, mit denen ſie ſich maskirten. In einer Schatulle lagen Karten mit Nummern, von denen der Lieutenant eine für ſich behielt, und eine Hebenſtreit gab, indem er ſagte: „Ich hoffe, du wirſt keine Niete ziehen. Laß deine Grillen und dein ernſthaftes Geſicht hier und denke, daß man mit den Wölfen heulen muß. Folge mir.“ Dann öffnete er eine Thüre, und Hebenſtreit ſah ſich auf einer mit Glaswänden geſchloſſenen Galerie, von welcher Treppen auf beiden Seiten in einen Saal hinunter führten, welcher einen überraſchenden Anblick darbot. Er war prächtig beleuchtet, und den Glanz der Kronleuchter ſtrahlten große Spiegel wieder, mit denen die Wände geſchmückt waren. Masken ordneten ſich zum Tanze nach den Klängen einer Muſik, von der man nicht wußte, woher ſie kam, da nirgends ein Orcheſter ſichtbar war. Die Koſtüme waren durch das gewellte Glas nicht genau zu unterſcheiden; doch ſchienen ſie reich und phantaſtiſch. Hebenſtreit ſtieg die Treppe hinunter; warme, balſamiſche Luft

umfing, neckiſche Töne umhüpften ihn, und was er ſchaute, ließ ihn zweifeln, ob er ſeinen Sinnen trauen dürfe. Alle Feſſeln, die Sitte und Anſtand auflegt, ſchienen abgeworfen; die durchſichtigen Kleider der weiblichen Masken verhüllten keine der üppigen Formen, und in den wollüſtigſten Gruppen bewegten ſich die Paare.

Hebenſtreit ſuchte den Lieutenant auf, den er im lüſternen Geſpräche mit einem weiblichen Domino fand, und fragte ihn, wer der Amphitryo dieſes herrlichen Feſtes ſei.

„Gefällt es dir? Das freut mich. Hab' ich dir's nicht geſagt? Aber was willſt du mit dem Amphitryo? Vielleicht ſtellt ihn eine von den Masken vor; ſuch' ihn nur: du ſiehſt, ich habe hier ein angenehmeres Geſchäft.“

„Verſteh' mich recht, Leonardi — “

„Hier heiße ich nicht Leonardi, merke dir's, ſondern Käthchen.“

„Alſo, Käthchen, ich wollte dich fragen, wer dieſes Feſt gibt.“

„Wer ſoll's geben? Wir Alle geben es.“

„Wer ſeid denn ihr, ihr Alle?“

„Wenn du es durchaus wiſſen willſt — wir heißen die Geſellſchaft „Après nous le déluge.“

„Von der hab' ich in meinem Leben nie 'gehört.“

„Glaub' es wohl; ſie iſt eine geheime, obgleich ſie in der ganzen Welt Mitglieder zählt.“

„Und euer Großmeiſter?“

„Wir haben bloß eine Großmeiſterin, die Göttin Venus. Ihre Stellvertreterin auf Erden iſt die — halt! nun fällt's mir ein, ich habe ja mein Ehrenwort gegeben. Thut mir leid, kann dir nicht dienen. Ich darf nicht ſagen, wie ſie heißt; aber ſehen kannſt du ſie, dort auf dem Throne, auf den ſie ſich eben ſetzt.“

Hebenſtreit blickte nach der angedeuteten Richtung, und gewahrte jetzt erſt, was er früher überſehen hatte, einen mit rothem Sammet überzogenen Lehnſtuhl auf einer Eſtrade unter einem Thronhimmel. Eine Frau war gerade im Begriffe, ihn einzunehmen. Sie trug als einzige Kleidung einen langen, durchſichtigen Schleier, eine Larve, wie die Uebrigen, und im Haare, welches in ſchwarzen Locken die Schultern umwallte, ein Diadem. Eine Maske, als Apollo gekleidet, oder vielmehr

entblößt, beugte die Kniee vor ihr, und Faune, Satyre und Nymphen, Götter und Göttinnen aller Art bildeten ihren Hof. Unter ihnen auch Merkur, der ſich ihr nahte, und ihr ein reichverziertes Käſtchen überreichte. Nun wurde Stille geboten, und die weiblichen Masken reihten ſich um die Göttin, welche um den Leib jeder einzelnen einen mit einer Nummer bezeichneten Gürtel ſchlang. Dann gab Venus das Käſtchen an Fortuna, und dieſe zog mit verbundenen Augen ein Loos aus demſelben, welches eine Nummer trug, die Merkur ablas. Die männliche Maske, die im Beſitz einer gleichen Nummer war, trat hervor, und Venus führte ihm die weibliche Maske zu, auf deren Gürtel die nämliche Zahl ſtand, indem ſie ihm zugleich das Recht ertheilte, der Gefährtin, welche ſie ſelbſt nnd Fortuna ihm zugeſellten, den Gürtel zu löſen. Als alle männlichen und weiblichen Masken auf ſolche Art gepaart waren, ließ Venus durch Merkur verkündigen, daß ſie für dieſe Nacht dem Thron entſagt und die Herrſchaft an Amor abgetreten habe. Ein hinter dem Thronſeſſel befeſtigter Vorhang wurde aufgezogen, und es erſchien das Bild dieſes Gottes.

Die Muſik ertönte wieder, und bacchantiſche Tänze begannen. Hebenſtreit, obwohl empört von der Zuchtloſigkeit, die hier zur Schau getragen wurde, hatte doch den Entſchluß gefaßt, zu bleiben, um hinter das Geheimniß dieſer Orgie zu kommen. Das Loos theilte ihm eine Maske zu, welche, ſo weit er dies, ohne das Geſicht zu ſehen, zu beurtheilen vermochte, im blühendſten Mädchenalter zu ſtehen ſchien. Sie war als Bajadere gekleidet, und züchtiger als die meiſten andern. Hebenſtreit wollte verſuchen, ob es ihm nicht gelänge, aus dieſem Mädchen herauszubringen, was er von Leonardi nicht erfahren konnte; er zog ſich mit ihr aus dem Gewühle der Tanzenden zurück, und geleitete ſie zu einem in einer Ecke ſtehenden Sopha. Kaum ſaßen ſie, wo niemand ſie beachtete, ſo flüſterte ihm die Maske ins Ohr:

„Wenn ſie ein Mann von Ehre ſind, ſo retten ſie mich.“

„Ich hätte nicht erwartet,“ erwiederte Hebenſtreit, „an dieſem Orte von Ehre reden zu hören.“

„Sie haben Recht. Man hat mich aber hie-

her verlockt — wenn Sie ein Wüſtling ſind, wie die Andern, wie — o Gott! ich bin verloren!“

„Beruhigen Sie ſich, und ſagen Sie, was Sie von mir wünſchen.“

„Kommen Sie mit mir in ein abgelegenes Zimmer, wo uns niemand hören kann.“

„Ich weiß kein ſolches, ſchöne Maske.“

„Sind Sie denn in die Geheimniſſe dieſes Hauſes nicht eingeweiht?“

„So wenig als Sie. Ein Freund hat mich hieher geführt.“

„So ſuchen Sie ihn auf, und erkundigen Sie ſich, ich beſchwöre Sie darum. Ich erwarte Sie auf der Galerie.“

Hebenſtreit kehrte zu den Tanzenden zurück. Mit Mühe drängte er ſich durch die in wildem Taumel verſchlungenen Gruppen; doch gelang es ihm nicht, den Lieutenant zu finden, und unſchlüſſig, was er nun zu thun habe, begab er ſich zu ſeiner Gefährtin auf die Galerie, wo ſie zum Glück noch allein war. Sie ließ ihn nicht zu Wort kommen, und bat ihn, ihr zu folgen. Einer der in der Wand angebrachten Knöpfe, die er früher, bei ſeinem Eintritte, überſehen hatte, wich,

als ſie ihn drückte; eine Thüre öffnete ſich, und ließ einen dämmernd erhellten Korridor erblicken, auf den eine Reihe Zimmer ausgingen. In eines derſelben traten ſie ein. Es war mäßig groß; an der Wand ſtanden Divane, die durch ſpaniſche Wände von einander abgeſondert waren, und auf zwei Tiſchen waren Erfriſchungen ſervirt.

Hebenſtreit's Begleiterin demaskirte ſich, und ließ ihn ein ſchönes, bleiches Geſicht ſehen, in deſſen Augen Thränen glänzten. Es war ihm unbekannt.

„Noch einmal, beruhigen Sie ſich," tröſtete er ſie. Sie ſind meiner Verſchwiegenheit und jedes Schutzes gewiß, den ihnen ein Mann in dieſer Lage anbieten kann." Hierauf nahm er die Larve ab, zog das Mädchen ſanft auf die Kiſſen nieder, und forderte ſie auf, ihm mitzutheilen, was ſie für nöthig halte.

„Ich kenne ſie nicht, mein Herr," begann ſie, „aber ihre Züge flößen mir Vertrauen ein. Vor allem, ſind wir hier in Sicherheit?"

„Ich will, wenn Sie es wünſchen, die Thüre abſchließen. Im Fall der Noth ſchützt Sie dieſes." Dabei zeigte er auf ein kurzes Schwert, das vom

Oberkleide bedeckt an seiner Seite hing. Es war eine Waffe, wie sie alle Brüder in der Loge trugen. Das Mädchen blickte aufmerksam hin, erschrak, faßte sich jedoch sogleich wieder und fuhr fort:

„So hören Sie denn meine Geschichte. Ich will so kurz sein als möglich und Ihre Großmuth nicht zu sehr mißbrauchen und Ihnen nur das erzählen, was Sie wissen müssen, um mich retten zu können. Meine Mutter starb früh und mein Vater, ein angesehener Beamter, überließ mich fast ganz mir selbst. Meine Lieblingsbeschäftigung wurde Lektüre, und mein Kopf füllte sich mit Bildern, zu denen leider in der Welt, wie sie ist, die Originale fehlen. Auf einem öffentlichen Balle lernte ich einen jungen Mann kennen, der bald mein ganzes Vertrauen gewann. Er gab sich für den Privatsekretär des Grafen Vesey aus, der sich in Geschäften seines Herrn einige Zeit in Wien aufhalte, und besuchte uns, meinen Vater und mich, fast jeden Abend. Auch dieser wurde ihm von Tag zu Tag gewogener und unterhielt sich mit ihm stundenlang, meistens von Politik, die meines Vaters Steckenpferd ist. In einem aufgeregten Augen-

blicke ließ er entſchlüpfen, daß er Mitglied einer geheimen Geſellſchaft ſei, deren letzter Zweck darin beſtehe, die Verfaſſung dieſes Reiches im republikaniſchen Sinne zu ändern. Zugleich zeigte er dem angeblichen Privatſekretär auch Dokumente vor, welche auf die Verbindungen dieſer Geſellſchaft mit dem Auslande Beziehung hatten, und verſprach ihm auf deſſen dringendes Bitten, ihn in die Loge einzuführen. Er that es auch, und von dieſem Tage an bemerkte ich eine auffallende Veränderung in dem Betragen unſeres ſogenannten Freundes gegen mich. Er miſchte zweideutige Witze in ſeine Unterhaltung, wenn wir allein waren, brachte mir nach einander Bücher, von denen die erſten noch loſe verſchleierten, was die ſpätern in plumper Nacktheit zeigten, und ſprach häufig von einem reichen und vornehmen Freunde, dem er mich geſchildert und der vor Begierde brenne, mich kennen zu lernen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber er verſtand es ſo geſchickt, meine Neugierde zu reizen, daß ich in einen abenteuerlichen Plan einging, den er mir vorſchlug. Ich ließ mich bereden, mich mit dem unbekannten Freunde in einen Briefwechſel einzulaſſen, der, anfangs in Allgemein-

heiten ſich bewegend, ſpäter immer mehr ins Beſondere einging und mir wirkliches Intereſſe einzuflößen begann. Liebe war das Hauptthema desſelben; manchmal fielen Seitenblicke auf Tagesereigniſſe, und der ſcharfe Beobachtungsgeiſt meines unbekannten Korreſpondenten, die feine Ironie, mit der er Alles, was in das Gefühlsleben einſchlug, nicht beſpöttelte, aber materialiſirte, lockte mir eine Art Zuneigung zu ihm ab, welche deſſen Freund durch paſſend angebrachte Bemerkungen nährte. Was zuerſt nur kindiſche Freude an einer Sonderbarkeit geweſen war, nahm nach und nach meine Theilnahme in Anſpruch und wurde endlich ein Bedürfniß des Herzens.“

Hier wurde die Erzählung von wiederholtem Klopfen an die Thüre unterbrochen, die Hebenſtreit verſchloſſen hatte. Eine männliche Stimme begehrte Einlaß und berief ſich auf das in dieſem Hauſe an dieſem Tage geltende Geſetz, welches Thüren der Boudoirs zu ſchließen verbiete. „Uebrigens,“ wurde hinzugefügt, „werden wir eure Schäferſtunde nicht ſtören, uns verlangt nur auch nach einer ſolchen.“

Hebenſtreit weigerte ſich, zu öffnen, und nach

einigem Hin- und Widerreden entfernten ſich die Außenſtehenden mit der Drohung, der Großmeiſterin Nachricht zu geben und den Eintritt zu erzwingen. Daß Mittel dazu vorhanden ſein müßten, ſchien dem Bedrohten ſehr wahrſcheinlich; er ſah ein, daß Widerſtand ſeine und ſeiner Schutzbefohlenen Lage nur verſchlimmern würde, und dachte auf einen andern Ausweg aus derſelben. Nach einigen Nachforſchungen entdeckte er eine Tapetenthüre, die ohne Schwierigkeit aufging und eine nach oben führende Wendeltreppe ſehen ließ. Er hieß das Mädchen ihn erwarten, ſtieg die Stufen hinauf und gelangte über einen Gang in einen Pavillon, an deſſen Wänden ſchlüpfrige Gemälde hingen, die der Beſtimmung des ganzen Hauſes entſprachen. Ein reichverzierter Schrank enthielt Bücher, und Hebenſtreit brauchte nur in eines zu blicken, um aus demſelben zu entnehmen, daß auch ſie die nämliche Ueppigkeit hier aufgeſtellt hatte. Er ſah noch ein paar durch und fand in einem ein beſchriebenes Papier zwiſchen den Blättern, welches er ſammt dem Buche zu ſich ſteckte, die Entwendung durch die Umſtände entſchuldigend.

Dann trat er, nirgends einen Ausgang gewahrend, den Rückweg an.

Als er in das Zimmer zurückkam, in dem er das Mädchen zurückgelaſſen hatte, fand er es leer und keine Spur der Verſchwundenen. Er konnte nicht denken, daß ihn die Maske nur geneckt habe, und eilte in den Saal, wo das Gedränge inzwiſchen merklich abgenommen hatte. Doch gewahrte er nirgends, die er ſuchte, und der Lieutenant, der noch gegenwärtig war, konnte ihm auch keine Auskunft über die Bajadere geben. Sie kam nicht mehr zum Vorſchein, obwohl er bis ans Ende des Feſtes wartete. Dann verließ er das Haus, mißmuthig über ein ſo zweideutiges Begegniß.

Drittes Kapitel.

In den Nachmittagstunden des 4. Aprils 1790 wogte die halbe Bevölkerung Wiens durch die festlich geschmückten Straßen, und die andere Hälfte blickte von den Dächern und Fenstern auf sie herab. Vormittags hatte die feierliche Huldigung des Landes Oesterreich ob und unter der Enns stattgefunden, und Nachmittag und Abend waren Belustigungen geweiht, an denen sich das gemeine Volk auf den öffentlichen Plätzen erfreute, während der hohe Adel und die Prälaten in den Sälen der

Kaiserburg tafelten, die wohlhabenden Bürger aber in ihren Häusern auf das Wohl des neuen Herrschers tranken.

Unweit der Triumphpforte, welche sich auf dem Graben erhob und die Aufschrift trug: Opes Regum Corda Populi, war ein Brunnen errichtet, aus dem Wein floß, und zunächst standen Buden, in denen Brod und Fleischwaaren, darunter die beliebten warmen Würstchen aufgethürmt lagen, die unter den Pöbel vertheilt wurden. Denn dieser Klasse gehörten wohl die Leute an, welche sich da herum drängten, stießen, prügelten, mitunter in brüllendes Vivatrufen ausbrachen oder in ein lärmendes Gelächter, wenn ein possenhafter Witz oder eine derbe Zote hörbar wurde. Am meisten trug zu der Unterhaltung des Haufens ein langer, hagerer, barock gekleideter Mann bei, dessen rothe glänzende Nase von dem patriotischen Eifer Zeugniß ablegte, mit welchem er dem Huldigungswein zusprach. Er hatte, was damals noch selten war, einen runden, aber schon bedeutend schadhaften Hut auf das ungepuderte, kurz verschnittene Haar gestützt, der Hals war in eine hohe, steife Kravate eingezwängt, und die Frackschöße gingen so weit

hinab als die Beinkleider, nämlich bis an die Mitte der Waden. Eine gestickte Weste mit ungeheuern Taschen, in denen allerlei Siebensachen steckten, Strümpfe, die ehemals weiß gewesen sein mochten, und Schuhe ohne Schnallen vervollständigten das Kostüme. Von Zeit zu Zeit bot er seinen Nachbarn rings umher aus einer enorm großen Dose, die vollkommen zu den Dimensionen der Westentaschen paßte, Tabak an, wobei er jederzeit Sorge trug, daß das Gemälde, mit dem der Deckel geziert war, in die Augen fiel. Ein Fiaker, von seinen Kameraden der „terische (taube) Seppel“ genannt, reichte ihm zum Danke für die Prise ein halbes Würstel, welches er ablehnte.

„Eßen's kane Würstel?“ fragte der Fiaker.

„Ich bin Ew. Wohlgeboren sehr obligirt,“ erwiederte der Angesprochene, „aber in Paris pflegt man derlei Würste nicht zu genießen.“

„Döswögen haßen's a Wianer Würstl,“ erklärte der Fiaker, nachdem ihm ein Kamerad die Antwort verdolmetscht hatte, und fuhr fort: „Sein Sö in Paris gwöse?“

„Ew. Wohlgeboren zu dienen. Ich hatte die Ehre, der Erstürmung der Bastille beizuwohnen;

ja, ich habe ſie ſelbſt erſtürmt.“ Bei dieſen Worten glühten die Augen des Redenden unheimlich, er ſeufzte tief und fügte mit leiſerer Stimme hinzu: „Sie haben mich dabei getödtet.“

Die umſtehenden Zuhörer lachten und einer fragte: „Alſo ſind Ew. Wohlgeboren todt?“

Der Baſtilleſtürmer hörte den Spott nicht und ſprach weiter: „Es war ein ſchöner Tag, von oben herab regnete es heiße Sonnenſtrahlen und Kugeln. Hinter mir ſchrie es aus tauſend Kehlen: Nous voulons la Bastille! Nous voulons la Bastille! Vor mir ſperrte das Ungeheuer ſeinen Rachen auf, in dem ſpitzige Zähne lauerten, die wie Kanonenläufe ausſahen. Sie drängten mich immer weiter, immer weiter, bis ich nicht mehr vorwärts konnte. Darauf gaben ſie mir ein Beil in die Hand, ich hieb ihm auf den Kopf — da krachte der Donner und erſchlug mich.“ Nach dieſen Worten verſank er in düſteres Schweigen, und that nur in kurzen Zwiſchenräumen lange Züge aus der Flaſche, die er am Brunnen immer wieder füllte.

„Warum trinken's denn, wenn's todt ſein?“ fragte man.

„Um die Adern zu füllen, aus denen ſie mir das Blut abgezapft haben. Die Adeligen haben es gethan, um ſich zu rächen, weil ich für die Freiheit gekämpft habe. Und mein Buch haben ſie mir geſtohlen; — meine Herren, hat keiner von ihnen mein Buch geſehen?“

„Göns zum Trattner, der hat alle Bücher. Wenn's der nicht hat, ſo hat's kaner.“

„Es war das Buch der Bücher, ich habe mein Leben lang daran gearbeitet. Als in Frankreich die Sonne der Freiheit aufging, eilte ich hin, um es dort in tauſend Millionen Exemplaren drucken zu laſſen und dann in der ganzen Welt zu vertheilen. Es hätte das Glück der Menſchheit gegründet. Nun wird ſie wieder elend werden, elender als ſie je war, und ich trage Schuld daran. Deswegen muß ich herumwandern und es ſuchen, und darf nicht ruhen, bis ich es finde. Der Adelige, den ſie an den Laternenpfahl hängten, hatte es zuletzt, ich weiß es.“

Die Nacht war ſchon lange angebrochen und die zunehmende Kälte trieb die Empfindlicheren nach Hauſe. Die Straßen wurden ſtiller, nur in der Nähe der Burg blieben noch viele Menſchen

verſammelt, um die ab- und zufahrenden Karoſſen zu ſehen, und der Muſik zu horchen, welche aus den Sälen herab erſcholl. Manchmal hörte man lautes Jauchzen, denn der Herren- und Prälatenſtand, deſſen Glieder der Kaiſer bewirthete, war an dieſem Tage ganz wonneberauſcht. Aus vollen Gläſern trank man heute auf Leopolds Geſundheit, und gab ſich alle Mühe, den Monarchen von der Liebe zu überzeugen, mit welcher ihm die Großen des Reiches ergeben wären. Ein günſtiges Ungefähr ſchien die Gewitterwolken, die am Horizonte der Politik hingen, zerſtreut oder die Gedanken an die Gefahren, welche ſie drohten, aus den Gemüthern entfernt zu haben. Man vergaß den Türkenkrieg, die Wirren in Ungarn und in den Niederlanden, die in Frankreich anſchwellende Revolution, ſogar die zweideutige Haltung Preußens flößte keine Beſorgniſſe mehr ein. Die Biſchöfe und Aebte ſahen ſchon im Geiſte die Tage Maria Thereſia's wiederkehren, und den Kavalieren ſchwellten die Herzen im Freudentaumel, wie dem Fürſten von Paar, der zum preußiſchen Geſandten, Marquis Lucheſini, tretend ſagte: „Ha! Ihr König mag nur kommen! Unſer Leopold beſitzt unſere

Herzen und unſern Beutel," und bei dieſen Worten auf die Taſche ſchlug. Zum Glück hatte Joſeph den Aberglauben verbannt, ſonſt konnte es für eine ſchlimme Vorbedeutung gelten, daß gerade dieſer Fürſt, dem eben keine allzu große Freigebigkeit zur Laſt zu legen war, dieſe Betheurung ausſprach. Denn glaubwürdige Leute, die den Fürſten ſehr genau kannten, verſicherten ſpäter, daß, wenn es dazu gekommen wäre, nicht bloß auf die Taſche zu ſchlagen, ſondern hinein zu greifen, die Hand desſelben gewiß wieder ganz leer herausgekommen wäre, und er, um ſich von ſeiner Betheurung loszuſagen, die Entſchuldigung hervorgebracht haben würde, man ſei nicht verbunden, ein im Rauſche gegebenes Verſprechen zu halten. Zur Beſtätigung führten ſie die Thatſache an, daß ſich der Fürſt von Paar einſt an der Kaſſe des Leopoldſtädtertheaters von zwei Zwanzigern die ſechs Kreuzer, welche mehr als das gewöhnliche Eintrittsgeld betrugen, habe zurückgeben laſſen.

So laut in der Reſidenz der Jubel durch alle Gaſſen ſcholl, ſo grabesſtill war es in den Dörfern. Der Bauer ſaß traurig im Kreiſe ſeiner Familie, beſprach ſich mit ihr über den Nachtheil,

den ihm die Aufhebung der josephinischen Steuerregulirung zufügte, und betete am Huldigungstage des neuen Monarchen für die abgeschiedene Seele des Verstorbenen. In Böhmen, wo der Landmann sich dankbar erinnerte, daß er durch Joseph wieder in seine Menschenrechte eingesetzt worden sei, durch ihn Freiheit und Eigenthum erhalten habe, nahm man an manchen Orten die gemalten oder geschnitzten Heiligen von dem Altare, stellte an deren Platz Josephs Porträt und zwang die Geistlichen, vor dem Bilde des heiligen Kaiser Joseph Messe zu lesen.

In den Kreisen der Bürger, die es mit ihrem Vaterlande gut meinten, wurden Hoffnungen laut, daß Leopold, den die öffentliche Stimme einen weisen Regenten nannte, das große Werk, welches Joseph angefangen, vollenden und durch seine Kenntnisse, seine Weisheit und seine Erfahrungen diejenigen Fehler, welche dieser aus Uebereilung begangen, verbessern würde. Er war ja auch ein Sohn Maria Theresia's, der ihre Herzensgüte die allgemeine Liebe erworben hatte; man zweifelte daher nicht, daß er von seiner Mutter diese schöne Eigenschaft geerbt habe, wie sich die Liebe zu den

Wissenschaften von seinem Vater auf ihn fortgepflanzt hatte. Freilich entstanden Bedenklichkeiten, ob nicht Leopolds Herz durch seinen langen Aufenthalt in Italien verschlimmert worden sei, wenn man an sein Betragen gegen den sterbenden Bruder dachte.

Seit einigen Jahren hatten sich zwischen diesen beiden Söhnen Maria Theresia's, in deren Familie sonst die glücklichste Eintracht herrschte, Mißverständnisse eingeschlichen, welche, nach der Behauptung Einiger, bei Leopold zu bitterem Grolle anwuchsen. Joseph, der stets sein Augenmerk darauf richtete, daß die Staatsgelder nicht unnützer Weise verschwendet würden, hatte von Leopold verlangt, daß dieser, im Fall Joseph früher stürbe, die Erbfolge an seinen Sohn, den Erzherzog Franz, abtreten sollte, um die Millionen, welche die Kaiserwahl kostete, zu ersparen. Dieser Vorschlag, dem von Seite Josephs bloß die Sorge für das Beste des Landes zum Grunde lag, beleidigte Leopold. Er verwarf ihn und weigerte sich auf die vielfältig wiederholten Vorstellungen seines Bruders entschieden, dem Recht der Erbfolge zu entsagen. Ob aus Ehrgeiz, um seinem Sohne nicht an Würde

nachzustehen, oder aus Ueberzeugung, daß unter seiner eigenen, auf lange Erfahrung und erprobte Herrscherweisheit gegründeten Regierung das saturnische Zeitalter in seinen Staaten wieder aufleben werde, oder aus väterlicher Vorsorge für den noch sehr jungen Erzherzog, um diesem eine längere Zeit zu seiner gänzlichen Ausbildung zu verschaffen, blieb ungewiß. Was indessen auch die Ursache sein mochte, so viel war ausgemacht, daß die Spannung zwischen den Brüdern bis zu Josephs Tode fortdauerte. Als sich dieser seinem Lebensende nahe fühlte, wünschte er sehnlich, seinen Bruder noch einmal zu sehen und sich mit ihm über verschiedene Staatsangelegenheiten zu besprechen. Er schrieb daher einige Male an ihn und bat ihn auf das Dringendste, ihn so bald als möglich zu besuchen; aber jede Bitte des sterbenden Bruders war vergebens, und als auch auf das letzte, in zärtlich rührenden Ausdrücken abgefaßte Gesuch neue Entschuldigungen erfolgten, sagte Joseph mit weicher Stimme: „Nun, es sei! Ich sehe, daß ich, selbst des kleinsten Trostes beraubt, sterben soll. Ich füge mich darein, aber ich hätte meinen Bruder nicht für so unversöhnlich gehalten.“

Während nun die Einen dieſe Handlung Leopolds hart tadelten und es empörend fanden, daß er einem ſterbenden Bruder den Troſt verſagt habe, welchen dieſer in ſeinen letzten Augenblicken darin gefunden haben würde, wenn er ihm ſeine Körper- und Seelenleiden hätte klagen, in ſeinen Armen den Tod erwarten und an ſeiner Bruſt hätte ſterben können, entſchuldigten ihn die Andern. Sie gaben zu, was allgemein bekannt war, daß zu Florenz beinahe vier Wochen vor Joſephs Tode alle Anſtalten zur Abreiſe getroffen waren und dieſe auch wenige Stunden nach der Ankunft des Kuriers erfolgte, welcher die Nachricht von der Thronerledigung überbrachte. Allein ihrer Meinung nach war gerade das allzu gefühlvolle Herz Leopolds Urſache, daß er nicht früher abreiste. Er wollte, wie ſie ſagten, aus Uebermaß von Empfindſamkeit den geliebten Bruder nicht leiden ſehen, deſſen letzte Stunden nicht durch den Anblick des an Verzweiflung grenzenden Schmerzes verbittern, welcher ſeinen eigenen Buſen zerfleiſchte.

Eben ſo erfuhr verſchiedene Auslegung, daß Leopold am Abend ſeiner Ankunft ſogleich befohlen hatte, in den Zimmern der Kaiſerburg, die, wie

man es unter dem verſtorbenen Monarchen gewohnt war, nur ſparſam beleuchtet waren, mehr Lichter anzuzünden. Die Einen ſchloſſen daraus auf Leopolds Liebe zur Aufklärung, die Andern vermutheten, daß von nun an die Einfachheit, welche unter Joſeph in der Burg herrſchte, glänzender Kaiſerpracht weichen werde.

Man beſprach, was ſonſt noch von Handlungen des neuen Regenten im Publikum verlautete. Unter Joſeph konnte Jedermann ohne Unterſchied den Kaiſer faſt zu allen Stunden des Tages ſprechen. Wollte man dem Monarchen etwas vortragen, ſo durfte man nur in den ſogenannten Kontrollor-Gang gehen, der zu ſeinem Kabinete führte. Joſeph ſah beinahe in jeder Stunde ein- oder zweimal heraus, und wenn Leute da waren, ſprach er mit ihnen oder führte ſie in ſein Kabinet. Er hatte keinen Thürſteher und keinen Kammerherrn, ſondern öffnete ſelbſt die Thüre und machte ſie auch wieder zu. Nun waren förmliche Audienztage eingeführt, Dienſtag und Freitag, von vier Uhr des Nachmittags an, an welchen Jeder, der ſich vorher bei dem Thürſteher hatte aufſchreiben laſſen, den Kaiſer ſprechen konnte. Außer dieſen

Tagen ſprach er Keinen vom Volke oder vom Bürgerſtande. Es wurde ferner erzählt, Leopold habe eine Menge in dem Kabinete ſeines Bruders vorgefundene Papiere eigenhändig in den Kamin geworfen und den Flammen übergeben; da er damit zu raſch verfahren, habe der Schornſtein zu brennen angefangen, doch ſei das Feuer bald wieder gelöſcht worden. Man muthmaßte allerlei über dieſe Papiere. Einige glaubten, es wären Plane zu noch einzuführenden Neuerungen geweſen, Andere hielten ſie für heimliche Anzeigen gegen Staatsbeamte, nach einer dritten Meinung waren es alte, ſchon erledigte oder vielleicht auch erſt zu erledigende Bittſchriften und Anbringen.

Die natürliche Spannung der Gemüther bei jedem Thronwechſel ſteigerte ſich bei Leopolds Regierungsantritte in Einigen zu fieberiſcher Aufgeregtheit. Alle, welche die Reformen Joſephs mit Begeiſterung aufgenommen hatten, gewahrten mit Schrecken, wie Leopold ſchon in den erſten Tagen ſeiner Herrſchaft von dem Pfade abwich, auf dem Joſeph zum Heile ſeiner Völker ſo muthig vorwärts geſchritten war. Sie ſahen Adel und Klerus

wieder ihr Haupt erheben und den Monarchen mit ſchlauen Kunſtgriffen umgarnen.

Der Adel war am trotzigſten in Ungarn. Die Magnaten ſchickten ſich an, ihre Vorrechte und Freiheiten mit Gewalt zu behaupten. In jedem Komitate verſammelten ſich die Banderien; die Kongregationen wurden unter wildem, lärmendem Durcheinanderſchreien gehalten; man griff zum Säbel, wenn ſich der Gegner durch die vorgebrachten Gründe nicht überzeugen laſſen wollte, und ſchlug ihm den Kopf blutig. Alle unter Joſeph in Ungarn angeſtellten Deutſchen wurden aus dem Lande vertrieben, die deutſche Kleidung proſkribirt, ſogar hie und da an den Galgen genagelt, viele joſephiniſche Verordnungen in einigen Komitaten öffentlich verbrannt. Manche der unruhigen Magnaten gingen noch weiter. Sie behaupteten, Joſeph ſei, weil er ſich nicht krönen ließ, kein rechtmäßiger König von Ungarn geweſen; das Haus Oeſterreich habe deswegen und wegen der eigenmächtigen Eingriffe des verſtorbenen Kaiſers in die Vorrechte und Freiheiten des ungariſchen Adels das Erbfolgerecht auf dieſes Königreich verloren, und Leopold könne daher nicht als Erbkönig

von Ungarn angesehen werden. Leopold ertrug das unbescheidene, oft in Grobheit ausartende Geschwätz der Magyaren mit vieler Mäßigung, mit zu vieler, wie ihm mit Recht vorgeworfen werden konnte; knüpfte mit ihnen schriftliche Unterhandlungen an, ließ sich Bedingungen vorschreiben und viele derselben gefallen. Man könnte zwar zur Entschuldigung dieses Monarchen anführen, daß Joseph selbst alle seine Neuerungen in Ungarn aufgehoben und Alles, wie es unter Maria Theresia bestand, wieder hergestellt habe. Doch fand dies unter Umständen statt, in denen Leopold sich keineswegs befand. Alles, was Joseph that, geschah wenige Tage vor seinem Tode, als sein Körper durch die langwierige Krankheit ganz erschöpft, seine Seelenstärke gebrochen war und sein Geist schon mehr jenseits als diesseits des Grabes schwebte. So lange Joseph gesund war, wagte der ungarische Adel nicht, laut zu murren, und erlaubte sich keinen einzigen jener kühnen Schritte, welche er unter Leopolds Blicken mit so kecker Stirne that; denn Joseph würde gewußt haben, einer solchen Verwegenheit Schranken zu setzen. Er durfte ja nur winken, und der ungarische Bauer

würde ſeinen König mit Nachdruck gegen die Magnaten geſchützt haben, welche ſich hätten erfrechen wollen, ſich gegen die für Ungarn ſo wohlthätigen Verordnungen des Herrſchers zu empören. Dies war dem Adel in Ungarn ſehr wohl bekannt und er hütete ſich, den geringſten Zweifel zu äußern, daß Joſeph ein rechtmäßiger König von Ungarn ſei. Leopolds friedeliebender Geiſt aber wollte nicht mit Gewalt durchſetzen, was er durch gütliche Unterhandlungen zu erreichen hoffte; er trachtete unter der Hand, die eifrigſten und mächtigſten Widerſacher, deren Einfluß auf die übrigen bloß wiederhallenden Stände gewaltig wirkte, durch allerlei Verſprechungen zu gewinnen, und ſo gelang es ihm, den Sturm, welcher große Verwüſtungen drohte, unſchädlich vorübergehen zu machen.

In den öſterreichiſchen Erbprovinzen betrug ſich der Adel zwar etwas beſcheidener, forderte nicht mit dem rohen Ungeſtüm und drohte nicht mit ſeiner gewaltſamen Empörung, wie dies in Ungarn geſchah, aber er ſtellte dem Monarchen den Ausbruch einer Revolution in ſeinen Staaten als die nothwendige Folge des joſephiniſchen Syſtemes vor. Die franzöſiſche Revolution, die Unruhen in den

Niederlanden, die Gährung des Adels in Ungarn wurden zu Schreckbildern benützt, welche auf den etwas furchtsamen Leopold mit Nachdruck wirken sollten und in der That auch wirkten.

Allerdings befand sich Leopold in einer bedenklichen Lage. Aus allen Provinzen erhielt er Beschwerden auf Beschwerden — freilich nur von dem Adel und von der Geistlichkeit — in denen man sich beklagte, daß Joseph Eingriffe in die Rechte der Nation gethan habe. Man forderte dringend von seinem Nachfolger, den Ständen jeder Provinz ihre frühern Privilegien wiederzugeben, vorzüglich aber die Aufhebung der von Joseph eingeführten Steuerregulirung zu verordnen. Leopold, der sich von allen Seiten geängstiget und bedroht sah, hielt es für das beste Mittel, um sich schnell Ruhe zu verschaffen, da nachzugeben, wo er in sich selbst nicht Kraft genug zum Widerstande fühlte. Er setzte daher ohne Verzug die Landtage ein, hob durch weitläufige Patente die Steuerregulirung auf, und erweiterte in einigen Fällen die Gewalt der Grundobrigkeiten über die Unterthanen.

Diese Nachgiebigkeit, welche von Einigen durch die Macht der Umstände entschuldigt, von Andern

als ein Beweis der großen Herrscherklugheit Leopolds gepriesen wurde, zog diesem Monarchen von Vielen strengen Tadel zu. Wo die Erstern unausweichliche Nothwendigkeit, die Andern außerordentliche Klugheit sahen, wollten die Letztern nur kleinliche Furcht, unverzeihliche Aengstlichkeit erblicken. Sie läugneten nicht, daß dem Monarchen eine allgemeine Unzufriedenheit vorgespiegelt, daß ihm vorgestellt wurde, der Bauernstand wünsche noch mehr als der Adel die Abschaffung der neuen Steuerregulirung, und man müsse einen Aufstand fürchten, wenn das ganze Geschäft nicht so bald als möglich aufgegeben würde. Daß Adel und Geistlichkeit ihre Zuflucht zu Erdichtungen nahmen, um den neuen Herrscher nach ihren Absichten zu lenken, war natürlich und den alten Gewohnheiten dieser Stände ganz gemäß; allein dem Kaiser war nicht zu verzeihen, daß er, wohl aus übertriebener Furchtsamkeit, ihrem Vorgeben sogleich Glauben schenkte. Es hätte ihm bedenklich vorkommen sollen, daß alle Vorstellungen gegen das neue Steuersystem nur vom Adel und von der begüterten Geistlichkeit ausgingen, und daß kein einziges Gesuch um dessen Aufhebung von den Bauern an ihn

gelangte. Dieser Umstand war hinlänglich, Mißtrauen gegen das zu erwecken, was Adel und Geistlichkeit vorgaben, denen, als Ständen, zu große Uneigennützigkeit niemals vorgeworfen werden konnte. Eine genaue Untersuchung würde das ganze Gewebe der zwei privilegirten Stände enthüllt und ihre Behauptung von dem Mißvergnügen des Bauers in das wahre Licht gestellt haben, vorausgesetzt, Leopold hätte nur mit seinen Augen gesehen, nur mit seinen Ohren gehört. So lange die Steuerregulirung bestand, war in allen österreichischen Provinzen keine Spur von Unruhen sichtbar; aber nach Beseitigung derselben brachen solche in manchen Provinzen wirklich aus, was zum Beweise dienen konnte, daß die Behauptungen des Adels und der Geistlichkeit, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, ganz irrig waren, daß sie dem Monarchen einen gefährlichen Rath gaben, indem sie ihm dasjenige als einziges Mittel, die Ruhe zu erhalten, empfahlen, was gerade die Veranlassung zu Unruhen und Empörungen war.

Auf gleiche Weise konnte sich Leopold überzeugen, ob die von Joseph beschränkten Rechte für den tiers-état wirklich so wichtig waren, daß er

verſuchen ſollte, ſie durch Empörung wieder zu erlangen, wenn der neue Monarch ſich weigerte, ſie ihm zurückzugeben. Leopold hätte, um ſich dieſe Ueberzeugung zu verſchaffen, nur unterſuchen dürfen, ob die in Frage ſtehenden Freiheiten und Vorrechte der ganzen Nation, oder nur einigen Kaſten eigen waren, und er würde gefunden haben, daß die ſogenannten Stände eigentlich nur aus den geiſtlichen und weltlichen Herren zuſammengeſetzt waren, die Bürger und Bauern aber nur dann in Anſchlag kamen, wenn zu beſchließen war, daß ſie ihre Söhne ins Feld ſtellen und einen Theil ihrer Habe auf den Altar des Vaterlandes legen, d. h. in die Staatskaſſen abliefern ſollten, zu denen jene Herren die Schlüſſel beſaßen. Solche ſtändiſche Vorrechte und Freiheiten konnten wahrlich weder für den Bürger noch für den Bauer ſo anlockend ſein, daß er ſein Leben daran wagen ſollte, ſie dem Monarchen abzutrotzen. Sobald ausgemacht war, daß die ſogenannten Eingriffe Joſephs in die Freiheiten der Nation nur die angemaßten Rechte des kleinſten Theiles derſelben ſchmälerten, dem größten Theile aber vortheilhaft waren, konnte Leopold nach dem Beiſpiele ſeines Bruders, von

der Gunst und Liebe des Volkes unterstützt, die kühnen Forderungen des Adels ohne alle Gefahr verweigern. Er sowohl als die Geistlichkeit hatten es nicht gewagt, sich gegen Josephs Neuerungen ernstlich aufzulehnen oder gar mit einer Revolution zu drohen. Das Erstere würde Joseph strenge geahndet, auf das Letztere würde er geantwortet haben, daß sich kein Volk empöre, dessen Lasten der Regent vermindert, dessen sittliche Veredlung er befördert; daß er den Adel nicht fürchte, so lange das Volk ihn liebe.

Wenn Leopold den Haß des Adels mehr fürchtete als er die Liebe des Volkes achtete, so berechnete er die Gewalt des erstern gegen die Macht des letztern nach einem falschen Maßstabe. So wenig der Adel in Frankreich im Stande war, sich allein der Revolution entgegen zu stemmen, eben so wenig konnte er in Oesterreich ohne Mitwirkung des Volkes eine Revolution veranlassen. Jener emigrirte, ohne den König retten zu können, um sich der Rache des Volkes zu entziehen; dieser hätte, ohne den Regenten stürzen zu können, sich flüchten müssen, um dem Schwerte der Gerechtigkeit zu entgehen.

Der Ruhm eines weisen, Künste und Wissenschaften schätzenden Fürsten, welchen sich Leopold in Italien erworben, hatte zu der Hoffnung berechtigt, daß die Verordnungen Josephs, welche die Aufklärung und Bildung des Volkes bezweckten, von dem neuen Monarchen gehandhabt und vervollständigt werden würden. Allein Leopold entsprach dieser Erwartung nicht, wenn gleich das Dunkel, welches unter seiner Regierung begann, später sich immer weiter ausbreitete und sich endlich über den ganzen Horizont Oesterreichs förmlich lagerte, zunächst nicht vom Throne ausging. Die Geistlichkeit und die mit ihr verbündeten Freunde der Finsterniß bedienten sich aller nur möglichen Mittel, um dem kaum verbannten Aberglauben wieder Thür und Thor zu öffnen und dem unbequemen Lichte den Zutritt zu wehren. Um den Monarchen für ihre Zwecke zu gewinnen, überredeten sie ihn, die in Frankreich ausgebrochene Revolution habe ihren Grund allein in der Aufklärung, welche in diesem Reiche herrsche. Sie sei Mutter der Geringschätzung der Geistlichkeit gewesen, aus der Irreligiosität entstanden sei, welche wieder Gleichgültigkeit gegen die Gesetze und endlich

Ungehorsam gegen den Monarchen und Aufruhr erzeugt habe. Leopold fehlte es entweder an Muße oder an Fähigkeit, diese Sätze gehörig zu prüfen und den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Er nahm Alles als klar und erwiesen an, und war ernstlich darauf bedacht, eine Quelle zu verstopfen, aus der so viele Uebel für die Regenten entspringen.

Das Hauptaugenmerk wurde darauf gerichtet, dem geistlichen Stande sein früheres Ansehen und die Gewalt wieder zu verschaffen, welche er über die Vernunft der Gläubigen ausgeübt hat. Um diese Absicht leichter zu erreichen, verschärfte man das Zensuredikt Joseph's, untersagte alle Kritiken, welche die Verordnungen der Regierung oder das Betragen der Geistlichkeit betrafen, und beschränkte nicht bloß die Schreibe-, sondern auch die Lesefreiheit. Um den Unglauben zu verbannen, begünstigte man den Aberglauben. Man gestattete dem Volke, seine Zeit, welche es nützlicher und gottgefälliger zur Arbeit verwenden konnte, in frommem Müßiggang mit Wallfahrten und Prozessionen zu verschleudern. Lange vergessene Gnadenbilder wurden aus den Winkeln, in die Joseph

ſie verbannt hatte, hervorgeſucht, vom Staube gereinigt, friſch ausgeſchmückt auf die Altäre geſtellt und aufs Neue mit der Befugniß verſehen, Wunder zu wirken. Indeſſen hatte das ſparſame Licht, welches unter Joſeph's Regierung die Köpfe zu erhellen anfing, das Volk für die geiſtlichen Gaukeleien ſchon weniger empfänglich gemacht; es ſtrömte den Gnadenorten nicht mehr in ſolcher Menge zu, wie vordem; hier und da wurden Aeußerungen laut, daß der Wunderkraft der Heiligen, weß Standes und welcher Würde ſie auch ſeien, nicht viel zugetraut werden könne; man bezahlte weniger für Meſſen und aß ſogar noch, wie ehe und vor, an gebotenen Faſttagen Fleiſch. Solche Irrlehren auszurotten, wurden die Prediger angewieſen, das Volk eines Beſſern zu belehren, d. h. ſie mußten nun dem Aberglauben von der Kanzel eben ſo ſehr das Wort reden, als ſie unter Joſeph verpflichtet waren, denſelben zu bekämpfen. Daß man auf ſolche Weiſe die Prediger zwang, das Nämliche von der heiligen Stätte weiß zu nennen, was ſie noch vor einigen Wochen ſchwarz genannt hatten, bewirkte häufig das Gegentheil von dem, was man bezwecken wollte.

Die Herde konnte die neue Lehre ihres geistlichen Hirten nicht recht mit seinen vormaligen Worten vereinigen; sie fing an, Mißtrauen in seine Glaubwürdigkeit zu setzen, oder schalt ihn wohl gar einen Betrüger. Unter Anderm, was als Beweis dienen konnte, wie das gemeine Volk über diese plötzlich eingetretenen Veränderungen glossirte, erzählte man, was dem Hofprediger Poschinger, aus dem Dominikanerorden, begegnete, welcher einen geraden, ehrlichen Steiermärker als Bedienten bei sich hatte. Dieser kam an einem Sonntage aus der Kirche nach Hause und sagte: „Nein, Ihr Hochwürden, das ist doch ganz sonderbar! Der Herr Sonntagsprediger unten“ (in der Dominikanerkirche) „sagte unter dem Kaiser Joseph in jeder Predigt, die Prozessionen, Abläße, Gnadenbilder u. dgl. könnten weder nützen, noch schaden; heute aber predigte er gerade das Gegentheil, und sagte, die Prozessionen, Abläße, Gnadenbilder wären so heilsam und wichtig, daß kein katholischer Christ ohne dieselben leicht selig werden könnte. Ich möchte doch wissen, welches von beiden wahr ist. Eines muß richtig erlogen sein. Oder ist vielleicht Alles, was uns die Geistlichen

vorpredigen, weiter nichts, als Betrug? Ich glaube es beinahe, sonst würden sie nicht heute weiß nennen, was sie gestern für schwarz ausgaben."

Indessen wurde die Schreib- und Lesefreiheit zwar eingeschränkt, aber doch nicht ganz unterdrückt. Die Verbote betrafen hauptsächlich nur solche Schriften, welche unmittelbar den Kaiser und die Geistlichkeit angriffen oder die französische Revolution zu sehr lobten. Man konnte z. B. Campe's Reise nach Paris, Volney's Ruinen und andere dergleichen Bücher erhalten, durfte sie ohne Furcht lesen und Andern zum Lesen mittheilen. Tadelte man nur nicht den Kaiser, ließ man die Diener der Kirche unangetastet, so konnte man über andere Gegenstände noch ziemlich frei schreiben, durfte ohne Scheu alle Beamten, vom Minister bis zum letzten Kanzleischreiber, ihrer Amtsvergehen wegen öffentlich geißeln, und vorzüglich die Thorheiten des Adels auf die beißendste Art lächerlich machen; ja, Leopold sah das Letztere sogar mit Vergnügen, denn er war nichts weniger als ein Freund dieser ahnenstolzen Herren. Er fühlte es recht gut, daß sie ihn zu Schritten ver-

leitet hatten, die den Glanz seines Ruhmes eben nicht sonderlich vermehrten. Mit Freuden ergriff er jede Gelegenheit, die ihm erlaubte, dem Adel seinen Haß empfinden zu lassen, und er begünstigte nicht nur alle Schriften, welche gegen diesen veröffentlicht wurden, sondern gab selbst den Herausgebern einiger Flugschriften, vorzüglich dem des „politisches Siebes", allerlei Beiträge, diesem mit dem Ausdrucke: „Das müssen Sie sieben."

Die vortrefflich organisirte öffentliche Polizei in den österreichischen Staaten hatte zwar Leopolds Beifall; aber unzufrieden war er mit der geheimen. Er fand die erstere zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit so gut eingerichtet, wie sie es in jedem wohlgeordneten Staate sein soll und muß; die letztere jedoch war seiner Meinung nach nicht so bestellt, daß er sich von ihr die Sicherheit seiner Person und die Aufrechthaltung des Thrones versprechen konnte. Er beschloß daher, diese geheime Polizei ganz umzugestalten und sie nach dem Muster der von ihm in Toskana eingeführten einzurichten. Bekanntlich war diese in ihrer Art so vortrefflich, daß sie dem Großherzog alle Familiengeheimnisse, beinahe die

verborgensten Gedanken seiner Unterthanen verrieth. Nach dieser musterhaften Polizei sollte nun diejenige in den österreichischen Staaten eingerichtet werden. Der ehemalige Polizeiminister, Graf von Pergen, ward Alters halber in den Ruhestand versetzt und der niederösterreichische Regierungspräsident, Graf Sauer, zum Chef der Polizei ernannt. Die Stadt Wien und ihre Vorstädte wurden in Bezirke eingetheilt, deren jeder eine Polizeidirektion erhielt, welche für die Ruhe und Sicherheit desselben zu sorgen und die minder wichtigen Polizeiangelegenheiten zu schlichten hatte.

Diese neue Einrichtung erregte bei den Bewohnern von Wien keine außerordentliche Freude. Unter Joseph's Regierung hatte man ihre Gespräche nicht einmal an öffentlichen Orten in der Absicht belauscht, um ihnen ein Verbrechen daraus zu machen, und nun sollten sie sogar in dem Heiligthum ihrer Wohnzimmer vor Verrätherohren nicht sicher sein. Was sie von der Thätigkeit einer nach dem Muster der toskanischen Polizei eingerichteten zu erwarten hatten, konnte ihnen ein Vorfall zeigen, welcher einem Bewohner dieses Großherzogthums, dem Marchese C*, begegnet

war. Dieſer hatte ſich nach vollendeten Studien auf Reiſen begeben, und während der vier Jahre, die er dazu verwendete, einen großen Theil Europa's mit vielem Nutzen für ſeine Bildung durchwandert. Er kehrte endlich nach ſeinem Vaterlande zurück, und ſchrieb von Trieſt einem ſeiner Verwandten, der zugleich ſein Schulfreund war, daß ihm dieſer eine Strecke Weges entgegen kommen möchte. Beide Freunde trafen ſich in dem Gaſthofe eines Grenzortes im Florentiniſchen und brachten dort einen Tag zu, theils um von der Reiſe auszuruhen, theils um Muße zu gewinnen, ſich ungeſtört Alles erzählen zu können, was ſich während ihrer Trennung zugetragen hatte. Um ſich ganz genießen und vertraulichen Geſprächen überlaſſen zu können, ſpeisten ſie auf ihrem Zimmer und entfernten, ſobald aufgetragen war, die Bedienten, um ſich läſtiger Zeugen zu entledigen. Dann aßen und tranken ſie, fragten Dies und Jenes, beantworteten einander die Fragen ohne Rückhalt und kamen endlich auch auf den damaligen Großherzog Leopold zu ſprechen. E*, den der Wein und das Wiederſehen eines alten Freundes aufgeregt haben mochte, ließ ſeiner Laune

freien Lauf, und machte ſich über die große Anzahl Freundinnen luſtig, welche der Großherzog, wie das Gerücht erzählte, an ſeinem Hofe, in der Stadt und auf dem Lande unterhielt. Sein Freund bat ihn, über dieſen Gegenſtand zu ſchweigen, weil die geheime Polizei faſt jedes Wort erfahre und berichte. C* lachte über eine Aengſtlichkeit, welche ihm äußerſt übertrieben ſchien, da es ja, wie er meinte, unmöglich war, daß von ihrem Geſpräche auch nur eine Sylbe bekannt würde, wenn nicht Einer den Andern verriethe. Am folgenden Tage ſetzten ſie ihre Reiſe nach Florenz fort. Kaum war C* in der Stadt und bei ſeinem Hauſe angelangt und wollte eben den Wagen abpacken laſſen, als er den Befehl erhielt, das Hoflager alſogleich zu meiden und ſich noch im nämlichen Augenblicke, ohne daß ihm auch nur ein ſtundenlanger Aufenthalt in Florenz geſtattet wurde, auf ſeine Güter zu begeben. C* erſtaunte nicht wenig über einen ſo unerwarteten Befehl — um ſo mehr, als er ſich durchaus keine Urſache denken konnte, welche denſelben veranlaßt haben mochte. Doch mußte er gehorchen und die Stadt ſogleich verlaſſen. Nach vierzehn Tagen erhielt er

die Erlaubniß, am Hofe zu erscheinen. Leopold empfing ihn sehr freundlich, fragte ihn Verschiedenes über seine Reisen und sagte dann: „Sind Sie nicht begierig, zu erfahren, was Ihnen die Strafe zugezogen hat, Florenz in dem Augenblicke, da Sie ankamen, auch wieder verlassen zu müssen?“ G.* bejahte es, mit dem Zusatze, er wünsche es um so mehr, als er sich keiner Handlung bewußt sei, welche ihm den Unwillen Seiner kaiserlichen Hoheit hätte zuziehen können. Leopold erzählte ihm nun wörtlich, was der Marcheſe und sein Freund im Gasthofe unter vier Augen gesprochen hatten. „Nehmen Sie sich künftig in Acht!“ fügte er hinzu; „ich lasse nicht gerne über mich lachen, und strafe härter.“

Zu dieser Zeit war man in Wien noch zu sehr daran gewöhnt, laut zu klagen, als daß die Unzufriedenheit über die neuen in der Verwaltung der Polizei getroffenen Einrichtungen sich bloß im Stillen hätte äußern sollen. Das Mißvergnügen, welches sie erregten, blieb dem Kaiser nicht verborgen, und da er fürchtete, daß der üble Eindruck, den diese neuen Maßregeln auf das Publikum gemacht, gefährliche Folgen nach sich ziehen

könnte, ſo gab er ſich alle Mühe, ihn, wo nicht ganz zu verwiſchen, doch wenigſtens zu ſchwächen. Die Redakteure der wiener Zeitſchrift und des politiſchen Siebes, zweier von Leopold begünſtigter periodiſchen Schriften, erhielten den Auftrag, dieſe Polizei von einer für das Publikum äußerſt nützlichen Seite darzuſtellen, und die häßliche Abſicht, aus der ſie im Grunde eingeführt worden, mit einer ſchönen Schminke zu übertünchen. Um zugleich die Arbeit dieſer Schriftſteller zu unterſtützen, und dem, was ſie ſagten, den Schein der Wahrheit zu geben, erließ Leopold ein Zirkular, welches zur Erläuterung des erſten in der Polizeiſache öffentlich gemachten und zur Darſtellung ſeiner Abſicht dienen ſollte. In dieſem Aktenſtücke äußerte er großen Abſcheu gegen das Behorchen vertraulicher Geſpräche, betheuerte, daß er dieſes durch die neue Anſtalt nie beabſichtiget habe und nie beabſichtigen werde, ſondern bei derſelben bloß den Zweck habe, die allgemeine Ruhe und Sicherheit feſter zu gründen. Dieſe Mittel bewirkten wenigſtens, daß ein großer Theil des gutmüthigen Publikums ſich über die neuen Polizeianſtalten beruhigte; Einige freilich gaben ihren Argwohn aus

dem Grunde nicht auf, weil die Polizei, wie sie bereits unter Joseph bestand, zur Erreichung des von Leopold vorgeschützten Zweckes beinahe unverbesserlich organisirt war.

So stand es in Oesterreich zur Zeit, als man Kaiser Leopold dem Zweiten huldigte.

Viertes Kapitel.

Vor dem Gasthofe zum lustigen Ungar, keinem der unansehnlichsten von denen, welche in der Vorstadt Landstraße den Reisenden einladend ihre Schilder entgegen strecken, hielt in später Nacht, bei strömendem Regen, eine mit zwei kleinen, magern Pferden bespannte, über und über mit Koth beworfene Kutsche. Den Hausknecht, welcher die Reisenden zu empfangen kam, überraschte es sehr, daß er keinen schmetternden ungarischen Fluch, sondern bloß ein deutsches „verdammtes Wetter“

hörte, als die vor Kälte und Näſſe ſchlotternden und triefenden Reiſenden aus dem Kaſten ſtiegen, der ſelbſt, wenn er unbeſchädigt geweſen wäre, ihnen wenig Schutz gewährt haben würde. Die Geſichter der beiden Männer, welche die Gaſtfreundſchaft des „luſtigen Ungars“ in Anſpruch nahmen, ſteckten tief in den Pelzkrägen ihrer Mäntel; bei dem Scheine der Stalllaterne ſchimmerten bloß die Gläſer der Brillen, welche beide trugen. Ihr Gepäcke war nicht groß; doch ſahen ſie ſelbſt zu, bis die beiden Koffer vom Wagen abgebunden und mit dem Mantelſacke in das Zimmer geſchafft waren, das man ihnen anwies. Dort verhielten ſie ſich ſtille, bis ſie ſich der naſſen Kleidung entlediget hatten und im behaglichen Schlafrocke zu einer Flaſche Wein an den Ofen ſetzen konnten.

„Nun, Herr Expolizeikommiſſarius,“ begann der Eine, ſich die Hände reibend, „da wären wir wieder, Gott und den Hunnen ſei Dank. Auf das Pflaſter konnten ſie uns nicht ſetzen, denn ſie haben keines in ihren ſaubern Städten; aber mit dem Kothe, ihrem Lieblingselemente, haben ſie uns Bekanntſchaft machen laſſen. Reden Sie doch,

Herr Polizeikommiſſär, oder haben Sie ſich von Ihren Strapazen noch nicht erholt?“

„Ich bin gar nicht zum Spaſſen aufgelegt, Herr Profeſſor,“ erwiederte der Andere. „Wir ſitzen ja hier, wie die Vögel auf dem Zweige, nur mit dem Unterſchiede, daß wir nicht einmal auf einem Zweige ſitzen, ſondern in einer ſchmutzigen Kneipe, weil wir uns aus guten Gründen begnügen mußten, in die nächſte beſte einzukehren.“

„Einen andern Unterſchied haben Sie vergeſſen — daß wir nämlich keine Vögel ſind.“

„Wie meinen Sie das, Herr Profeſſor?“

„Ich meine nicht, ſondern ich bin überzeugt, daß es uns mit unſern Talenten und Erfahrungen gar nicht fehlen kann. Mit unſern Erfahrungen beſonders, wenn wir ſie recht zu benutzen wiſſen. Ich ſage Ihnen, wir werden unſer Glück machen, Sie und ich.“

„Wie kommen Sie zu dieſer Zuverſicht?“

„Werther Freund! Als ich von Breslau nach Prag kam, belief ſich mein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen auf einige lumpige Kleidungsſtücke und fünf Zwanziger. Ich machte zwar in Prag nicht mein Glück, aber ich lebte dort

wenigſtens, und gar nicht ſchlecht. Als ich von Prag nach Wien kam, beſaß ich ein Paar Hemden und Hoſen mehr; allein die Zwanziger fanden ſich durch ein eigenſinniges Spiel des Zufalls gerade in der gleichen Anzahl vor. Daß ich deſſen ungeachtet proſperirte, iſt Ihnen bekannt. Jetzt bin ich wieder im Beſitz dieſer fünf Schickſalszwanziger, nicht mehr und nicht weniger, und habe ich nicht Recht, dies für ein günſtiges Vorzeichen zu halten?“

„Man ſieht wohl, Herr Profeſſor, daß Sie ein Aeſthetikus und Schöngeiſt ſind — Sie überſetzen Alles in Poeſie.“

„Poeſie, lieber Herr Polizeikommiſſär? Ich werde der Poeſie Valet ſagen und mich der Politik ergeben.“

„Sie ſcherzen, Herr Profeſſor.“

„Nicht im mindeſten. Alſo, wie geſagt, der Politik — oder der Polizei, wie Sie wollen.“

„Der Polizei?! Ich komme vor Erſtaunen gar nicht zu mir ſelber.“

„Sie brauchen gar nicht zu erſtaunen. Was iſt auch da zu erſtaunen? Sind Polizei und Aeſthetik nicht verwandt? Was iſt die Kritik an-

ders, als die Literaturpolizei, und üben wir Rezenſenten in dieſem Gebiete nicht ein Amt aus, ungefähr wie Sie eines in der guten Stadt Peſth verwaltet haben? Ich habe gar nicht nöthig, einen Sprung zu machen; bin ſchon media in re.“

„Ich muß geſtehen, daß mir Ihre Reden noch nicht ganz klar ſind.“

„Sie ſollen Ihnen gleich klar werden. Es wird für uns beide ſehr vortheilhaft ſein, wenn wir uns verſtändigen und gemeinſchaftlich operiren. So hören Sie denn, Herr Polizeikommiſſär. Ich habe in Ungarn viel geſehen, gehört, betrachtet, viele intereſſante Notizen geſammelt, Notizen, von denen ich glaube, daß man ſie am rechten Orte nach Verdienſt würdigen wird. Auch Sie, Herr Polizeikommiſſär, waren in der Lage, hinter manche Dinge zu kommen, von denen Kenntniß zu erhalten einer oder der andern hochſtehenden Perſon ſehr erwünſcht ſein wird. Dies iſt unſer Kapital, Herr Polizeikommiſſär, legen wir es zuſammen und ſpekuliren wir damit.“

„Was Sie da geſagt haben, lieber Freund, hat Manches für ſich.“

„Alles, Wertheſter, Alles, unter Anderm auch,

daß wir den Hunnen ihre Liebenswürdigkeit entgelten laſſen können. Erinnern Sie ſich noch an den Schneeklumpen, der uns ins Geſicht flog, als wir in unſerer wahrlich ſehr beſcheidenen Equipage aus Peſth hinausfuhren? Mit dieſem Schneeklumpen wollen wir den Satz unſerer Dintenfäſſer aufweichen, und dann die Federn hinein tauchen, mit denen wir unſere Berichte ſchreiben."

„Wie Sie doch Alles ſo ſchön einzukleiden wiſſen, Herr Profeſſor. Mir leuchtet Alles ein; nur bin ich nicht im Reinen, welchen Weg wir einſchlagen müſſen, um am leichteſten zum Ziele zu gelangen."

„Den geradeſten, Herr Polizeikommiſſär. Er iſt ſtets der kürzeſte und diesmal auch der beſte. Sie ziehen morgen Ihre Uniform an und begehren eine Audienz beim Kaiſer. Sobald Sie vorgelaſſen ſind — doch wozu Ihnen ſagen, was Sie ſo gut wiſſen, als ich? Die Hauptſache bleibt, daß Sie ſich bei Ihren ſchriftlichen Eingaben an Seine Majeſtät eines ſchönen Styles befleißen, denn Seine Majeſtät ſind ein Connaiſſeur."

„Und Sie, Herr Profeſſor?"

„Um mich ſeien Sie unbeſorgt. Der Kaiſer

wird Sie um mich fragen, und wenn er Sie nicht fragt, ſo fangen Sie ſelbſt an von mir zu reden; denn es wird Ihnen großen Vortheil bringen, wenn er Sie als einen Freund von mir kennen lernt. Ich werde dann im Stande ſein, Ihnen wichtige Dienſte zu leiſten.“

„Sie könnten dies ſchon jetzt, wenn Sie mir beim Ordnen und Styliſiren meiner Notizen helfen würden.“

„Recht gerne, liebſter Freund.“

Leopold Alois Hoffmann, der Freund des Polizeikommiſſärs, war der Sohn eines armen Schneiders im deutſchen Theile Böhmens. Dieſer Umſtand gereichte ihm nicht zur Schande, wohl aber, daß er ſich ſpäter, in der glänzenden Epoche ſeines Lebens, der niedrigen Herkunft und ſeiner armen Aeltern ſchämte. Er abſolvirte die untern Schulen bei den Jeſuiten in Breslau, wo er ſeine Zeit damit zubrachte, daß er, ſtatt ſich den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften zu widmen, ein Bändchen gedankenleere Reime ſchmiedete, welche er an Denis, den als Dichter bekannten, auch ſonſt würdigen und gelehrten, ſpäter zum Kuſtos der wiener Hofbibliothek beförderten Jeſuiten, ein-

ſandte, der ihm darüber, um dem Jünglinge wenigſtens für den guten Willen zu danken, einen verbindlichen Brief ſchrieb. Dieſer Brief und die Abweiſung, welche er von den Jeſuiten erfuhr, denen er ſich als Kandidaten antrug, beſtimmten ihn, die Schule in Breslau zu verlaſſen und ſeinen Stab nach Prag zu ſetzen, um dort Lohnſchriftſtellerei zu treiben. Er ſchrieb da Rezenſionen, ohne in irgend einer Wiſſenſchaft Kenntniſſe zu beſitzen, und wurde ſelbſt ſehr unbarmherzig rezenſirt; ein Trauerſpiel, bei deſſen Aufführung das Publikum lachte und vor Schmerz über einige verlorne Stunden weinte; eine Monatſchrift, deren erſtes Stück auch das letzte war; eine Vertheidigung der Juden, durch welche er ihre Sache ſchlechter machte, als ſie vorher war; und noch einige andere Dinge, welche jedoch aus der Buchdruckerei nicht in die Buchladen, ſondern meiſtens ſogleich in andere Laden wanderten. Er erzog Kinder nach Baſedow's philanthropiſchen Grundſätzen, die er nicht verſtand, und mußte das Geſchäft nach einigen Monaten wieder aufgeben, weil er ſeine Zöglinge in der ſokratiſchen Wiſſenſchaft, daß ſie Nichts wußten, ein wenig zu weit gebracht

hatte. Dieſe Unfälle hätten bald bewirkt, daß Hoffmann's Genie am Hunger zu Grund gegangen wäre, wenn nicht einige junge Menſchenfreunde für ihn eine Kollekte veranſtaltet haben würden, damit er nach Wien reiſen konnte, wo er ſich ein beſſeres Loos verſprach.

In dieſer Reſidenzſtadt, in der die von Joſeph ertheilte Preßfreiheit den Magen vieler Kollegen Hoffmann's verſorgte, hatte auch er das Glück, daß ihn Herr von Schönfeld, der zu Prag und Wien eine Buchdruckerei und Buchhandlung beſaß, zur Herausgabe einer Predigtenkritik in Sold nahm. So erſchien die Wochenſchrift: „Wöchentliche Wahrheiten für und wider die Prediger“, bei der ſein größtes Verdienſt darin beſtand, daß er den Namen herlieh und die eingeſchickten Aufſätze in die Buchdruckerei ablieferte, denn ſeine eigenen waren von keinem Belange.

Indeſſen genoß Hoffmann nicht lange die Ehre, Herausgeber und Redakteur einer Wochenſchrift zu ſein. Herr von Gemmingen, bekannt durch ſein Schauſpiel: „Der deutſche Hausvater“, übernahm die Redaktion und das Honorar dafür, und Hoffmann behielt nichts, als den Namen des Her-

ausgebers. Um ihn für den Verluſt ſchadlos zu halten, miethete ihn Herr von Gemmingen zu ſeinem Sekretär und weihte ihn in die Geheimniſſe des Illuminatenordens ein.

So erwünſcht für Hoffmann's mißliche Umſtände der Zufall war, der ihn mit Herrn von Schönfeld in Berührung brachte, ſo waren doch die Folgen davon für ihn noch wichtiger. Die Herausgabe der „wöchentlichen Wahrheiten“ verſchaffte ihm die Bekanntſchaft des Freiherrn van Swieten, welcher damals an der Spitze der Studien- und Zenſurangelegenheiten ſtand und, bis Gemmingen die Redaktion übernahm, der die Aufklärung befördernden Zeitſchrift thätigen Antheil widmete, indem er die Sprachfehler und andere Schnitzer Hoffmann's fleißig verbeſſerte. Der Eifer, den Hoffmann für die Verbreitung vernünftiger Anſichten, für die Ausrottung religiöſer und anderer ſchädlichen Vorurtheile zeigte, erwarb ihm die Zuneigung van Swieten's; als nun Baron Gemmingen Wien verließ, ohne ſeinem Sekretär den rückſtändigen Gehalt zu bezahlen, die Wochenſchrift aufhörte, die andern literariſchen Arbeiten Hoffmann's nicht viel Beifall fanden, folglich we-

nig Geld einbrachten, und er sich beinahe wieder in der nämlichen Lage befand, wie zu Prag vor seiner Abreise, beförderte ihn sein Gönner aus Mitleiden zum Professor der deutschen Sprache nach Pesth (1785). Hier machte er die Bekanntschaft Gotthardy's, der, ein bankerotter Kaffeesieder, vom Kaiser Joseph zum Polizeikommissär ernannt worden war, und bildete im Umgange mit demselben die Talente aus, welche geltend zu machen er sich jetzt anschickte, da er, mit den übrigen angestellten Deutschen aus Ungarn vertrieben, in Gesellschaft seines Freundes in Wien anlangte.

Gotthardy begab sich nach dem Rathe Hoffmann's am zweiten Tage seiner Ankunft in die Burg und hielt um eine Audienz an. Sie wurde ihm bewilligt, und er benutzte sie, um dem Monarchen das Erlauerte mitzutheilen und ihm Aufschlüsse über die ungarischen Angelegenheiten und die Denkungsart einiger Magnaten zu geben, wodurch er sich bei Leopold sehr in Gunst setzte. Bei dieser Gelegenheit empfahl er seinen Freund, den Professor Hoffmann, als einen brauchbaren, geschickten Mann, der ihm bei Entdeckung der Geheimnisse, die Seiner Majestät so eben vorgetra-

gen worden, behülflich gewesen, und vielleicht im Stande sei, noch einer Menge wichtiger Dinge auf die Spur zu kommen, zugleich als einen Mann, dessen Feder vorzüglich gebraucht werden könnte, die revolutionären Grundsätze zu bestreiten und Gesinnungen im Publikum zu verbreiten, wie sie den Absichten Seiner Majestät am angemessensten wären.

In Folge dieser Audienz wurde Gotthardy zum k. k. Rathe, Hoffmann zum Professor der deutschen Sprache, des Geschäftstyles, der Geschäftkunde und der praktischen Eloquenz an der wiener Universität ernannt, jeder mit einem Gehalte von zweitausend Gulden, und ihnen in einer geheimen Audienz vom Kaiser selbst der Auftrag ertheilt, unter den ihnen als gut gesinnt bekannten Personen nach genauer Prüfung diejenigen auszuwählen, welche sie für die geeignetsten hielten, um ihnen bei Ausforschung der im Dunkeln schleichenden Jakobiner und ihrer Umwälzungsplane Hülfe zu leisten.

Dieser Name „Jakobiner", der dem Zufalle, daß sich der erste Klubb in Paris, der von den Deputirten der Bretagne gestiftete, im vormaligen

Kloſter der Jakobinermönche verſammelte, ſeinen Urſprung verdankte, fing gerade an, dort, wo man die Revolution fürchtete, und man fürchtete ſie überall, Allen, die das Beſtehende nicht unbedingt vertheidigten, als Brandmal aufgedrückt zu werden.. Die Regenten, welche, vom kritiſchen Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts angeſteckt, auf der Bahn der Neuerungen ſelbſtgefällig fortgeſchritten waren, ſahen plötzlich den Abgrund, der ſich aufthat, ihre Throne zu verſchlingen, und griffen ängſtlich nach ihren Diademen, die zu fallen drohten, während ſie das Geſpann am Staatswagen herumriſſen und in die alten Geleiſe zurücklenkten.

Auch Leopold vertauſchte die Rolle eines Reformators, in welcher er in Toskana aufgetreten war, mit der eines Reaktionärs, und geſtattete Männern, die nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als ſeine Revolutionsfurcht auszubeuten, ungebührlichen Einfluß auf ſeine Entſchließungen. Einer der erſten, die ihm Hoffmann, in Erfüllung des erhaltenen Auftrages, empfahl, war der Profeſſor der Geſchichte, Watterot. Als der Hofrath von Sonnenfels ſein Lehramt niederlegte, ſuchte

Watterot es zu erhalten, verband ſich zu dieſem Zwecke mit Hoffmann, ließ ſich in die Zahl der „Gutgeſinnten“ aufnehmen nnd ſchwor der Aufklärung ewige Fehde. Sein Aufſatz in der wiener Zeitſchrift gegen den um Oeſterreich ſo verdienten Hofrath von Sonnenfels bewies, daß er ein würdiger Genoſſe des Redakteurs, ſeines Gönners Hoffmann, ſei, und erwarb ihm ſo viel Achtung, daß man ihn in einigen angeſehenen Häuſern, wo er früher Zutritt hatte, nicht mehr vorließ. Doch wurde er an Sonnenfels' Stelle ernannt und vom Kaiſer auch zum Schreiben der Handbillete verwendet.

Ein vierter Berichterſtatter Leopold's war Karl Hofſtätter, Exjeſuit und Hofmeiſter des jungen Fürſten Lichtenſtein, eines Sohnes des Fürſten Karl, der ſein Leben im Duell verlor. Dieſer beſaß von allen bisher angeführten die meiſten Kenntniſſe; auch war die Triebfeder, die ihn beſtimmte, ſich zu den Zwecken der geheimen Polizei brauchen zu laſſen, von der verſchieden, welche ſeine Kollegen in Bewegung ſetzte. Er war mit ganzer Seele Jeſuit, alſo ein blindes Werkzeug der Obern dieſes nur dem Namen nach aufgeho-

benen Ordens. Um die Absichten der S. I. zu befördern, hielt er jedes Mittel für erlaubt, und man konnte auf ihn anwenden, was Cicero von einem Undankbaren sagte: Jesuitam si dixeris, omnia dixeris.

Von allen Genannten am meisten wußte sich Hoffmann bei Leopold einzuschmeicheln und wichtig zu machen, wozu ihm die Freundschaft Gotthardy's sehr behülflich war. Er sprach mit dem Kaiser von einer Menge geheimer Jakobinerklubbs, welche in den österreichischen Staaten errichtet seien und nichts Anderes bezweckten, als eine Revolution herbeizuführen. Leopold zitterte bei solchen Nachrichten vor der nahen Gefahr, die seinem Throne und dem Glücke seiner Länder drohte, und Hoffmann benützte diese Augenblicke der Furcht, um sein Ansehen zu erhöhen und den Diensten, die er zu leisten im Stande sei, großes Gewicht zu verleihen. Er gab dem Monarchen die Versicherung, daß er, obgleich die Versammlungsorte der Klubbs noch in Dunkelheit gehüllt wären, denselben doch schon auf der Spur sei und sie nächstens zu entdecken hoffe. Dann machte er sich anheischig, durch seine unermüdete Aufmerksamkeit alle An-

ſchläge der Uebelgeſinnten zu vereiteln, alle Jakobiner aufzuſpüren und anzuzeigen, vorzüglich aber durch ſeine Schriften die guten Patrioten vor dem revolutionären Gifte zu bewahren, die ſchon angeſteckten Bürger zu heilen.

Es war kein Wunder, daß ein ſolcher Mann, der ſich durch Aufſpürung einiger wirklich gehaltenen verdächtigen Zuſammenkünfte in Ungarn Glaubwürdigkeit verſchafft hatte, und mit wichtiger Miene und geheimnißvollem Tone von ſich ſelbſt und ſeinen Entdeckungen ſprach, das Zutrauen Leopold's erwarb und von ihm als eine Stütze des Thrones angeſehen wurde. Der durch die Umſtände furchtſam gemachte Monarch, welcher von den Geiſtesfähigkeiten ſeines Sully noch eine hohe Meinung hegte, glaubte einen Mann, der ihm ſo wichtige Dienſte leiſtete, bei allen bedeutenden Wendungen, welche die Unruhen in Ungarn nahmen, zu Rathe ziehen zu müſſen, und geſtattete ihm nicht nur zu jeder Stunde freien Zutritt, ſondern ließ ihn ſogar, als die Nachricht von denjenigen Verhandlungen und Beſchlüſſen ankam, durch welche die Ungarn das Haus Oeſterreich des Erbfolgerechtes verluſtig erklärten, in

einer ſechsſpännigen Kutſche nach Hof abholen. Bald darauf ließ Hoffmann ſeine zwei ſogenannten Staatsſchriften, die eine unter dem Titel „Babel“, die andere unter dem Titel „Ninive“, erſcheinen, durch welche er vermuthlich den Ungarn die Augen öffnen und Gehorſam und Unterwürfigkeit gegen den neuen König einflößen wollte. Aber die hartnäckigen Magnaten ließen ſich durch Hoffmann's Gründe nicht überzeugen und beharrten nach der Herausgabe von „Babel“ und „Ninive“ eben ſo feſt auf ihren Meinungen, wie zuvor. Vielleicht würde Leopold etwas mehr über die Ungarn vermocht haben, wenn er ihnen, ſtatt der elenden Broſchüren Hoffmann's, Feſtigkeit und Muth entgegengeſetzt hätte.

Das Mißlingen der Hoffnungen, welche Leopold auf die zwei Staatsſchriften Hoffmann's geſetzt hatte, trug dazu bei, daß er den ſchriftſtelleriſchen Talenten dieſes Günſtlings, die ihm ſchon von andern Seiten her verdächtig gemacht worden waren, nicht viel mehr zutraute. Hätte ſich Hoffmann nicht durch andere Eigenſchaften in der Gunſt des Kaiſers zu erhalten gewußt, er würde bald, als Schriftſteller, von ſeinem Beſchützer fei-

nes Blickes gewürdiget worden ſein. Leopold, der ſich manchmal ſehr derb ausdrückte, ſagte einſt von ihm: „Der Kerl iſt ein Eſel, ich weiß es; aber er leiſtet mir als Spion ſehr gute Dienſte.“

Was Hoffmann dem Kaiſer von den Jakobinerverbindungen in Oeſterreich in den Kopf geſetzt hatte, machte einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn. Seine Furcht vor einer Revolution ließ ihn faſt in allen Menſchen nur Jakobiner erblicken. Vergebens ſtellte man ihm vor, daß die Anzeigen Hoffmann's, wenn nicht abſichtlich erdichtet, doch wenigſtens ganz ungegründet wären. Denn beſtänden ſolche Verbindungen, ſo müßten die Mitglieder einen Ort haben, wo ſie ihre Zuſammenkünfte hielten, und dieſer, wenn er nicht im Mittelpunkte der Erde oder im Monde wäre, könnte vor der ſo wachſamen Polizei unmöglich verborgen bleiben. Auch ſei es gar nicht wahrſcheinlich, daß Hoffmann wirklich Spuren davon habe, wie er vorgebe, denn ſonſt hätten ihn dieſe Spuren, ſo dunkel ſie auch ſein möchten, auf den Verſammlungsort leiten müſſen. Man rieth dem Kaiſer, von Hoffmann zu fordern, daß er die muthmaßlichen Verſammlungsörter der Polizei angeben ſolle,

und versicherte ihn, daß dieses das einzige Mittel sei, zu erfahren, ob die Anzeigen Hoffmann's gegründet seien oder nicht. Leopold sah die Wahrheit dieser Vorstellungen ein. Aber kaum war er wieder sich selbst überlassen, so bemeisterte sich die Furcht seines Kopfes und Herzens, und er glaubte dasjenige von Neuem, von dem er kurz vorher eingestanden hatte, daß es lächerlich und ungereimt sei. Es ging ihm mit den Phantomen der Revolution, wie einem Menschen, der zwar bei Tage überzeugt ist, daß es keine Gespenster gibt, bei der Nacht aber trotz seiner Ueberzeugung vor Geisterspuk zittert.

Hoffmann unterließ nicht, die Furcht des Kaisers zu erhalten und immer mehr zu vergrößern. Täglich händigte er ihm eine Liste sogenannter Jakobiner ein, um Leopold vor dergleichen Männern zu warnen und in den Stand zu setzen, ihre Handlungen aufmerksam beobachten und sich vor ihnen in Acht nehmen zu können. Um diese Listen zu verfertigen, bediente sich Hoffmann eines einfachen Mittels. Er war Freimaurer, Illuminat und Sekretär einer Loge in Wien, und in dieser Eigenschaft besaß er die Listen aller Brüder in

den österreichischen Staaten. Da die Bestrebungen dieser Orden auf nichts weniger als auf eine politische Revolution gerichtet waren, so ist nicht anzunehmen, daß er sie aus Ueberzeugung von ihrer Gefährlichkeit für die Sicherheit des Staates so tödtlich haßte; vielleicht geschah es deßwegen, weil ihm seine Loge, als er als Professor nach Pesth befördert wurde, zweihundert Gulden zur Bestreitung der Reisekosten lieh und er sie mit seinem gewöhnlichen Danke bezahlen wollte.

Der Umstand, daß Hoffmann alle Illuminaten, Freimaurer, Rosenkreuzer u. s. w. für eingefleischte Jakobiner hielt oder für solche ausgab, wurde den rechtschaffensten und verdienstvollsten Männern verderblich. Es war lange Zeit Mode gewesen, einer oder der andern geheimen Gesellschaft anzugehören; die Orden wurden von den Machthabern geduldet, sogar beschützt, und die meisten Mitglieder derselben trieben, wenn sie sich nicht alchymistischen Spielereien ergaben, bloß Philanthropie, die häufig in utopistische Träumerei ausartete. Das aufklärungssüchtige achtzehnte Jahrhundert war zugleich das wunder- und geheimnißsüchtigste; seine Aufklärungsanstalten glichen der Gasbeleuch-

tung, welche die Behältniſſe und Röhren, in denen der Lichtſtoff erzeugt und weiter geführt wird, unter dem Boden verbirgt. Als nun die Revolution in Frankreich ausbrach, wußte man keinen andern Erklärungsgrund für ſie, als daß man ſie für ein Produkt der geheimen Geſellſchaften hielt; man glaubte ſich dann leicht helfen zu können, wenn man nur dieſe unterdrückte. Ein Irrthum, der auch Leopold zu manchen Ungerechtigkeiten verleitete, indem er die Urſache war, daß der Kaiſer, verleumderiſchen Anzeigen vollen Glauben beimeſſend, mißtrauiſch gegen die redlichſten Männer im Staate wurde und ſie bei jeder Gelegenheit verfolgte. Freilich waren damals die Folgen ſolcher Anzeigen noch nicht ſo ſchrecklich, als ſie es ſpäter wurden. Aber daß man die ſogenannten Jakobiner in keine grauenvollen Kerker warf, daß ihre Köpfe nicht fielen oder keine Galgen für ſie errichtet wurden, dies Alles war nicht Hoffmann's Schuld. Hätte dieſer die Macht eines Polizeiminiſters gehabt, er würde ſie mit dem Schwerte eben ſo wüthend vertilgt haben, als er ſie mit der Feder unſinnig verfolgte. Wenn indeſſen ſeine Anzeigen auch keine blutigen Gräuel-

ſzenen veranlaßten, ſo hatten ſie doch immer nachtheilige Folgen für die Verleumdeten. Mancher Beamte wurde unter Vorwänden, die man aus der Luft griff, des Dienſtes entſetzt; andere, zu deren Entlaſſung auch nicht die entfernteſte Urſache aufgefunden werden konnte, trug man als für immer untauglich zu jeder Beförderung in die Regiſter der Staatsinquiſition ein.

Der Appellationsrath von Riegger in Prag, ein in der gelehrten Welt rühmlich bekannter Mann, dem ſeine Verdienſte ſchon lange eine Beförderung hätten zuwegebringen ſollen, kam bei Leopold um eine Hofrathſtelle ein. Der Präſident von G* unterſtützte dieſes Geſuch bei dem Monarchen, und bat ihn, auf dieſen würdigen Mann Rückſicht zu nehmen. Leopold verſprach es ihm und Riegger's Schweſtern, ſagte ihm ſogar nach einigen Tagen: „Nun, Ihr Freund iſt Hofrath. Ich habe ſein Dekret ſchon ausgefertigt.“ Der Präſident dankte im Namen des verdienſtvollen Riegger für die Gnade und begab ſich ſehr vergnügt nach Hauſe, in der Erwartung, das Dekret werde längſtens in ein Paar Tagen dem Bittſteller eingehändigt werden. Es verfloſſen vierzehn

Tage und Riegger erhielt noch immer kein Dekret. G* ſchrieb es der Vergeßlichkeit und der nicht allzu pünktlichen Ordnung in Geſchäften zu, und beſchloß, den Monarchen daran zu erinnern. Als er bald darauf Gelegenheit hatte, Leopold zu ſprechen, ſagte er: „Ew. Majeſtät haben vor zu ſehr überhäuften Geſchäften vermuthlich noch nicht die Gnade gehabt, das Ernennungsdekret für Riegger expediren zu laſſen.“

„Nein,“ fiel ihm Leopold in die Rede, „ich kann dieſen Menſchen nicht zum Hofrath kreiren; er iſt ein Erzjakobiner. Sehen Sie, hier ſteht er auf der Liſte.“

Mit dieſen Worten zeigte er dem Präſidenten eine Liſte, auf der dieſer zu ſeinem größten Erſtaunen, nebſt Ringger's Name, auch die eines Martini, Joſeph Sonnenfels, Zeiler, Mummeder und Ratſchky erblickte.

Wie Riegger, erging es Mehren; doch weiß man kein Beiſpiel von grauſamen Verfolgungen. Leopold war nicht blutdürſtig, ob er gleich ſehr rachſüchtig war, und ging theils aus Menſchlichkeit nicht weiter, theils weil ihm bangte, gewaltſame, dem Publikum auffallende Ungerechtigkeiten

könnten das Volk erbittern und zu einer Revolution verleiten. Indessen beweist diese Thatsache, daß seine Gerechtigkeitsliebe, wo seine Revolutionsfurcht ins Spiel kam, nicht sehr groß war, da er auf so einseitige Anklagen bestrafte, ohne den Angeklagten zu hören und ihm das in den Gesetzen gegründete Vertheidigungsrecht zu gestatten. Dieser unbedingte Glauben, welchen die heimlichen Anklagen bei ihm fanden, öffnete der Verleumdung freies Feld, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Spione der geheimen Polizei über den Punkt, ehrliche Männer anzuschwärzen und ihnen Verbrechen, welche sie niemals begangen, anzudichten, nicht allzu gewissenhaft waren, da ein k. k. Hofrath der Polizeistelle kein Bedenken trug, etwas Aehnliches zu thun.

Der in Oesterreich fast allgemein bekannte Verfasser des „Schlendrian oder der Richter nach den neuen Gesetzen“ hatte durch den Plan zu einem Tagblatte, das politische Sieb, so sehr den Beifall des Kaisers erhalten, daß der Monarch ihn seiner Gewogenheit versicherte und ihn öfter zu sprechen verlangte. Vorzüglich fiel dem Kaiser

an der neuen Zeitschrift der Titel auf; er forschte, was sie enthalten sollte.

„Ew. Majestät," antwortete der Herausgeber auf Leopolds Frage, „es werden Ihre Verordnungen darin stehen und gesiebt werden, wenn der Kopist einen Schreibfehler beging; ferner will ich alle öffentlichen Beamten, die entweder nachläßig oder parteiisch verfahren, sieben; auch sollen manchmal die Thorheiten des Adels durch das Sieb fallen, wiewohl ich fast daran zweifle, denn sie werden zu groß sein."

Leopold lächelte. „Die Verordnungen lassen Sie weg," sagte er, „die Uebrigen aber sieben Sie tüchtig." Er gab darauf dem Verfasser selbst noch hie und da Einiges an, was er dem Plane einverleibt haben wollte, und erkundigte sich, wann das erste Blatt erscheinen würde. Auf die Antwort, daß es vor vierzehn Tagen nicht erscheinen könne, war ihm diese Zeit zu lang. „Ich kann es nicht erwarten," äußerte er, „alle diese Menschen gesiebt zu sehen. Machen Sie so bald als möglich. Ich werde Ihnen auch Manches zum Sieben mittheilen." Der Redakteur, durch das gnädige Betragen des Kaisers aufgemuntert, bat ihn, er möge

das Blatt, damit es wohlfeiler, folglich gemeinnütziger gemacht werden könnte, von dem auf alle Zeitungen und Tagblätter gelegten Stempel befreien, und ihm selbst Censurfreiheit ertheilen, damit er theils nicht gehemmt, theils damit in seiner Zeitschrift nicht zu viel gestrichen werde. „Sie sollen stempelfrei sein," erwiederte Leopold, „doch von der Censur kann ich Sie nicht dispensiren; aber ich werde Ihnen einen Censor geben, der Sie nicht geniren wird."

Schon am folgenden Tage kam das dem Kaiser eingereichte Gesuch an die böhmische Hofkanzlei mit einem Handbillete des Inhaltes herab: Dem Bittsteller solle die Befugniß, ein Tagblatt, „politisches Sieb" herausgeben zu dürfen, ertheilet und dasselbe vom Stempel befreiet werden. Auch wurde ihm, statt der gewöhnlichen Censur, der damalige Regierungspräsident und Polizeipräses, Baron von Weber, zum Censor angewiesen, welcher eine eigene, dieses Blatt betreffende Instruktion erhielt. Diese unverkennbare Begünstigung erregte bei der böhmischen Hofkanzlei nicht wenig Aufsehen und ließ errathen, daß Leopold Blatt und Herausgeber seines besondern Schutzes würdige.

Durch die öftern Unterredungen, welche der Herausgeber des politiſchen Siebes mit dem Monarchen hatte (er mußte in jeder Woche zweimal zu ihm kommen), erhielt er mehr und mehr die Gunſt des Kaiſers. Leopold beſprach ſich mit ihm ganze Stunden lang und noch länger, erzählte ihm allerlei Anekdoten zum „Sieben“, wie er ſich ausdrückte, und vertraute ihm ſogar Manches, was ein kluger Fürſt nicht ſo leicht anvertrauen ſollte. Doch es gehörte zu Leopolds Fehlern, daß er gern ſchwatzte und mit Geheimniſſen, einige wenige ausgenommen, gegen diejenigen, die ſeine Gunſt beſaßen, nicht zurückhaltend war. Indeſſen mißbrauchte der Verfaſſer des Schlendrians die Gunſt des Kaiſers nicht, arbeitete aus allen Kräften dem Hoffmann'ſchen Syſteme entgegen und rettete auch die Ehre manches Unſchuldigen, welchen dieſer würdige Mann als Jakobiner angegeben hatte.

Hoffmann, dem das Erſcheinen des politiſchen Siebes ein Dorn im Auge war, weil es mehr Abſatz fand als ſeine Schriften; der vorzüglich nicht leiden konnte, daß Leopold noch einem Andern als ihm ſeine Gunſt in ſo hohem Grade angedeihen ließ; der ſelbſt fürchtete, dieſe Gunſt wohl

gar zu verlieren, beſchloß, den Herausgeber des politiſchen Siebes zu ſtürzen.

In vielen Journalen geſchahen die bitterſten Ausfälle auf den Kaiſer wegen der Gewogenheit, die er Hoffmann ſchenkte; ein heftiger Aufſatz von Campe im braunſchweiger Journal ſchmerzte den Kaiſer am meiſten. Er ſprach darüber mit dem Verfaſſer des Schlendrians und überlegte mit ihm, auf welche Art dem Publikum die Meinung, daß Hoffmann ſein Günſtling und er Mitarbeiter an deſſen Zeitſchrift (der wiener) ſei, benommen werden könnte. Dieſer gab den Rath, in einer Schrift die literariſchen Blößen Hoffmanns aufzudecken und dadurch zu zeigen, daß der Profeſſor keinen beſondern Schutz genieße, weil ſonſt Niemand wagen würde, ihn anzugreifen. Leopold genehmigte es und trug dem Herausgeber des politiſchen Siebes auf, dieſe Schrift zu verfaſſen. Sie erſchien nach einigen Wochen unter dem Titel: „Kann ein Schriftſteller, wie Profeſſor Hoffmann, Einfluß auf die Stimmung der deutſchen Völker und auf die Denkart ihrer Fürſten haben? An Herrn la Beaur.“

Kaum erhielt Hoffmann Nachricht davon, ſo

eilte er zum Kaiſer und ſagte ihm, der Herausgeber des politiſchen Siebes habe ein Pasquil gegen den Monarchen geſchrieben, wozu er von den Freimaurern erkauft worden ſei. Leopold, der zu geneigt war, jeder Anklage zu glauben, wurde gegen den vermeintlichen Pasquilanten ſehr aufgebracht. Als dieſer, nichts Böſes ahnend, an einem der folgenden Tage zum Kaiſer gehen wollte, ließ ihn Leopold mit den Worten abweiſen: „Der Kaiſer könne keinen von Freimaurern gemietheten Pasquilanten ſprechen.“ Ein Vorwurf, welcher den Verleumdeten um ſo mehr befremdete, als er ſich auch nicht des leiſeſten Gedankens eines ſolchen Verbrechens bewußt war. Daß die gegen Hoffmann verfaßte Schrift das Pasquil ſein ſollte, darauf konnte er um ſo weniger verfallen, als ſie auf Befehl des Kaiſers geſchrieben und mit Bewilligung der böhmiſchen Hofkanzlei gedruckt war. Von ſeiner Unſchuld überzeugt, beruhigte er ſich mit dem Gedanken, es müſſe ein Irrthum ſein, der ſich bald zu ſeinen Gunſten aufklären würde.

Leopolds Rache begnügte ſich nicht mit der dem fälſchlich angeklagten, ohne Unterſuchung verurtheilten Manne zugefügten Beſchimpfung. Am

nächsten Tage mußte ihn die Polizei auf Befehl des Kaisers vorfordern und ihm einen derben Verweis geben, daß er es gewagt habe, sich der besondern Gunst des Monarchen zu rühmen. Diese neue Beschuldigung eines Verbrechens, an das er eben so wenig gedacht hatte, wie an das ihm früher vorgeworfene, erregte den Unwillen des Schriftstellers. Er wollte sich vertheidigen, aber der k. k. Hofrath von Peer ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Läugnen Sie es nicht," sagte er, „man kann Ihnen sonst Zeugen vorführen." „Diese wünschte ich zu sehen," war die Antwort des Beklagten, „denn ich weiß gewiß, daß sie, wenn sie ehrliche Männer sind und ich sie jemals gesprochen habe, das Gegentheil bezeugen werden." Was braucht es viel," erwiederte Peer, „ich selbst habe Ihre Prahlereien gehört." Der Mann erstaunte nicht wenig, als er einen k. k. Hofrath, den er an diesem Tage zum ersten Male sah, so bereitwillig fand, gegen ihn falsch zu zeugen. „Wenn das ist," bemerkte er dem Herrn Hofrathe, „so bin ich eines jeden Verbrechens schuldig." Traurig verließ er das Bureau der Polizei und begab sich

in banger Erwartung deſſen, was noch kommen werde, nach Hauſe.

So verderbendrohend jedoch das Gewitter über ſein Haupt aufgeſtiegen war, ſo gefahrlos und ſchnell ging es vorüber. Die böhmiſche Hofkanzlei nahm ſich ſeiner in einer nachdrucksvollen Vorſtellung an, in der ſie ſagte, wenn der Verfaſſer der Schrift gegen Hoffmann ein Pasquilant ſei, ſo ſei es auch die ganze böhmiſche Hofkanzlei. Mit ihrer Genehmigung ſei dieſe Schrift gedruckt und verbreitet worden, und nach den beſtehenden Geſetzen ſei derjenige, welcher ein Pasquil verbreite, eben ſo ſtrafbar als der Verfaſſer. Noch andere Freunde des verleumdeten Verfaſſers der Schrift gegen Hoffmann verwendeten ſich für ihn und überredeten den Kaiſer, das ſogenannte Pasquil wenigſtens zu leſen, um ſich zu überzeugen, in wie weit der Verfaſſer ſtrafbar ſei oder nicht. Leopold that es und fand, daß der Inhalt ganz ſo war, wie er ſelbſt befohlen hatte, daß er ſein ſollte. Nun bereute er das übereilte Verfahren, durch welches die Ehre eines Mannes, der ſeine Gunſt beſaß und noch nicht ganz verloren hatte, ſo ſehr gekränkt worden war. Er beſchloß, ſeinen

Fehler gut zu machen, und gab dem Regierungspräſidenten, Grafen Sauer, den Auftrag, die Sache auszugleichen.

Während man ſich Mühe gab, den Kaiſer zu überzeugen, der Herausgeber des politiſchen Siebes ſei nichts weniger als ein Pasquilant, kam dieſer um die Erlaubniß ein, ſich ins Ausland begeben zu dürfen. Er wurde an den Regierungspräſidenten verwieſen, und bei dieſer Gelegenheit war der nämliche Hofrath von Peer, welcher ſich ſo bereitwillig zeigte, als der Verfaſſer des Schlendrians in Ungnade gefallen war, gegen ihn ein falſches Zeugniß abzulegen, ſo ausnehmend artig und höflich, weil der Wind von einer andern Seite blies, daß er ihn nicht bloß bis an die Thüre ſeines Bureau, ſondern durch das Kanzleizimmer bis auf den Korridor begleitete und ihm das Bureau des Präſidenten durch den Regierungsrath Weiß zeigen ließ. Graf Sauer empfing ihn ſehr freundlich, machte ihm einige Komplimente über ſeine Talente, gab ihm Hoffnung, daß der Monarch wieder gegen ihn gnädig werden könnte, und bot ſich an, ſelbſt mit ihm zum Kaiſer zu gehen; zu welchem Ende

er ihn auf Dienstag den 28. Februar Mittag zu sich bestellte.

An diesem Tage verfügte sich der Herausgeber des politischen Siebes zum Regierungspräsidenten. „Seine Majestät," sagte ihm dieser, „sind heute in der Nacht etwas unpäßlich geworden; kommen Sie Freitag, dann wollen wir zusammen nach Hof gehen." Donnerstag aber, den 1. März, starb Leopold und mit ihm die glücklichen Aussichten dieses Mannes. Als er am Freitage zum Grafen Sauer kam, ging ihm der Präsident mit den Worten entgegen: „Ich bedaure Sie recht sehr, denn Sie haben außerordentlich viel verloren. Ich kann es Ihnen nun gestehen, daß es Seiner Majestät leid war, Sie gekränkt zu haben. Sie erließen deswegen an mich ein eigenes Handbillet, um die Sache zu redressiren, und wollten Sie zur Genugthuung im geheimen Kabinete anstellen. Berufen Sie sich bei dem jetzigen Monarchen auf mich."

Daß Leopold sich von der Unschuld des Verleumdeten überzeugt hatte, und daß die falsche Anklage nachtheilig für den Denunzianten wurde, ging daraus hervor, daß Hoffmann durch einen eigenhändigen Befehl des Monarchen verboten wurde,

künftig die kaiſerlichen Handbillets in die wiener Zeitſchrift aufzunehmen; daß der Rektor Magnifikus den Auftrag erhielt, den Vorleſungen dieſes Profeſſors beizuwohnen und dem Kaiſer Bericht darüber zu erſtatten, ob er Fähigkeit habe, an der Univerſität zu leſen, und daß Hoffmann ſeines Lehramtes entſetzt wurde.

Man hat die Zahl der Polizeiſpione unter Leopolds Regierung auf zweitauſend angegeben, allein es iſt wahrſcheinlich, daß ſie noch größer war. Hoffmann allein beſoldete eine Menge junger Leute, beſonders arme Studenten, welche in den Kaffeehäuſern und in den Schulen ihre Mitſchüler beobachten mußten, um auszuforſchen, welche von ihnen vom Jakobinismus angeſteckt ſeien. Das Geld dazu empfing er aus den eigenen Händen des Kaiſers, der ihm nach und nach über dreißigtauſend Gulden zu dieſem Zwecke gegeben haben ſoll. Wenn nun dieſer Spion allein mit ſeinen Helfershelfern unter Leopolds Regierung ſo viel koſtete, welche ungeheure Summe muß der Staat hergegeben haben, um alle dieſe Banditen, welche die Ehre ſeiner Bürger meuchlings mordeten, zu bezahlen! Und doch verſchafften ſo koſtſpielige

Anſtalten dem Monarchen und dem Lande nicht nur keinen Nutzen, ſondern bewirkten vielmehr, daß an die Stelle der Offenherzigkeit, des ungezwungenen Tones, der Munterkeit und fröhlichen Laune, welche früher die Geſellſchaft belebten, Heuchelei, Mißtrauen, Zurückhaltung und Furcht traten. Man wurde verſchloſſen gegen ſeine Freunde. Keiner traute mehr dem Andern, und alle Menſchen, ſogar Brüder, hielten ſich unter einander für Verräther.

Fünftes Kapitel.

Im Spätsommer des Jahres 1790 näherte sich ein Reiter dem Schlosse Podhorowitz. Die Abendsonne vergoldete die Fenster des prachtvollen Gebäudes und laue Lüfte säuselten durch die hohen Linden der Allee, die durch den Park zum Hauptthore führte, über dem in erhabener Arbeit ausgehauen, von einem Greifen und einem Einhorn gehalten, das Wappen des fürstlichen Geschlechtes Löwenstein prangte. Der Reiter stieg im Schloßhofe ab und da sich Niemand zeigte, um sein Pferd

zu halten, ſo band er es, ohne den Mantelſack abzuſchnallen, mit den Zügeln an einen in der Mauer befeſtigten Ring, ſtieg die breiten Treppen hinauf und ließ abſichtlich die Sporen recht laut auf den Marmorſtufen erklingen, um durch das Geräuſch Jemanden herbeizulocken. Aber nirgends ließ ſich ein lebendiges Weſen blicken, und verwundert über eine ſolche Oede, klopfte der Ankömmling an die erſte Thüre, zu der er gelangte. Alles blieb ſtill.

Aus dem ärmlichen Dorfe, deſſen Häuſer an den Park von Podhorowitz grenzten, tönte die Abendglocke und lud zum Gebete ein. Unwillkührlich entblößte der Mann, welchem in dieſem Schloſſe ein ſo ſonderbarer Empfang zu Theil geworden war, das Haupt und lauſchte den Klängen, die wie eine heilige Botſchaft herüberſchwebten. Als ſie ſchwiegen, begann es im Thurme der Schloßkapelle zu läuten, und froh, daß er endlich die Spur eines Menſchen entdeckt, ſchlug der Reiſende den Weg dahin ein. Allein es war nicht leicht, ihn zu finden; die Gänge und Treppen liefen verworren durch einander und manchmal nöthigte eine verſchloſſene Thüre zur Umkehr. Das noch immer

fortdauernde Geläute konnte als Weiſer dienen; von ihm geleitet kam der Reiſende endlich an eine Flügelthüre, die ſich öffnen ließ und der Eingang zum Chore war, von dem man in die alterthümlich verzierte Kapelle hinunterſah. In einer Ecke derſelben ſtand ein alter Mann und zog am Glockenſtricke, der durch die Decke in den Thurm hinaufging. Er ſchien den Reiſenden, der ſich über die Brüſtung des Chores lehnte, nicht zu bemerken, wenigſtens ließ er ſich durch deſſen Ankunft nicht in ſeiner Verrichtung unterbrechen. Endlich rief ihm dieſer ungeduldig zu, es ſei jetzt in Gottes Namen genug, er möge heraufkommen oder ihm ſagen, wie er hinunterkommen könne.

Der Glöckner blickte auf, doch gab er kein anderes Zeichen, daß er den Anruf verſtanden habe.

Der Reiſende wiederholte ihn nun in böhmiſcher Sprache.

„Gleich, Herr,“ gab der Mann im nämlichen Idiome zur Antwort. Dann ließ er den Glockenſtrick fahren, näherte ſich dem Chore und öffnete die unter demſelben befindliche Thüre. Nach einigen Minuten erſchien er bei dem, der ihn gerufen hatte, und fragte, was zu ſeinen Dienſten ſtehe.

„Ich möchte Euern Herrn ſprechen.“

„Meinen Herrn? Wen meinen Ew. Gnaden damit?“

„Wen anders, als den Fürſten Löwenſtein?“

„So, ſo. Aber Seine fürſtliche Durchlaucht ſind dermalen nicht im Schloſſe.“

„Sagt mir alſo, wo ich ihn treffen kann.“

„Das könnte ich jetzt ſo eigentlich nicht ſagen.“

„Aber er war doch geſtern im Schloſſe.“

„Geſtern, ſagen Ew. Gnaden?“

„Ja, geſtern. Er kam von Prag zurück.“

Der Mann beſann ſich ein paar Augenblicke und erwiederte dann:

„Ich hab' ihn nicht geſehen.“

„Geſehen oder nicht, Ihr müßt doch wiſſen, ob er hier iſt.“

„Möglich, Herr, daß er hier iſt. Es iſt ein großes Schloß“ —

„Und Ihr ſeid, wie es ſcheint, der einzige Diener“ —

„Behüte, Herr, die Livree iſt im andern Flügel.“

„Ich habe doch Niemand angetroffen.“

„Sie ſind wohl ins Dorf gegangen. Es iſt eine Hochzeit drüben.“

„Mag ſein. Keine weitere Ausflüchte, Alter, ich muß den Fürſten ſprechen.“

„Ew. Gnaden führt wohl ein wichtiges Geſchäft zu ihm, wenn man fragen darf.“

„Ich habe bloß einen Brief abzugeben, doch verlangt er Eile.“

„Könnte nicht ich“ —

„Wo denkt Ihr hin, Alter? Ich muß ihn perſönlich überreichen.“

„Ich werde ſehen, ob des Fürſten Durchlaucht zu ſprechen ſind. Darf ich um Ew. Gnaden Namen bitten?“

Der Name thut hier nichts zur Sache. Sagt dem Fürſten nur, ein Offizier wünſche ihm aufzuwarten.“

„Ein Offizier? Gut, Herr. Belieben Ew. Gnaden mit mir in den gelben Saal zu kommen und ſich dort zu gedulden.“

Der Offizier mochte in dem Saale, wohin ihn der Alte geführt hatte, eine halbe Stunde gewartet haben, als dieſer wieder kam.

„Seine Durchlaucht,“ ſagte er, „bedauern, Ew. Gnaden in dieſem Augenblicke nicht empfangen zu können; ſie ſind im Bade. Sie laſſen Sie jedoch

bitten, sich's hier im Schlosse bequem zu machen. Sind Ew. Gnaden zu Fuße gekommen?"

„Ich bin hierher geritten. Mein Pferd ist im Hofe angebunden; kommt mit mir und helft mir es besorgen."

„Ist nicht nöthig, daß sich Ew. Gnaden selbst bemühen; ich werde sogleich Anstalten treffen —"

„Doch, doch, das Thier ist an mich gewöhnt. Ich komme mit Euch."

Während sie in den Hof hinabgingen, erkundigte sich der Offizier, ob der Fürst keine Gesellschaft bei sich habe.

„Keine, Ew. Gnaden," erwiederte der Alte.

„Hat ihn gar Niemand begleitet?"

„Niemand."

„Auch kein Domestike?"

„Ein einziger, Ew. Gnaden."

„Sein Mohr?"

Der Alte überhörte die Frage, da sie eben vor dem Pferde standen, welches seinem Reiter entgegenwieherte. Dieser streichelte es, schnallte den Mantelsack ab und zog aus den am Sattel befestigten Halftern zwei Pistolen.

„Ew. Gnaden ſind gut bewehrt," bemerkte der Alte.

„Als Soldat bin ich gewöhnt, bewaffnet zu gehen."

„Auf Reiſen mag's wohl nöthig ſein, aber da herum iſt nichts zu fürchten."

„Ich dächte doch. Das Gebäude iſt ſehr groß und von wenig Leuten bewohnt."

„Wohl wahr, Ew. Gnaden; doch ſteht es mitten im Park, der gut verſchloſſen werden kann und von dem Jägermeiſter und ſeinen Burſchen bewacht wird; auch iſt ja das Dorf gleich in der Nähe."

Von der übrigen Dienerſchaft zeigte ſich noch immer Niemand; der Alte geleitete den Offizier wieder zurück und wies ihm, da dieſer ſich umzukleiden verlangte, zwei mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattete Zimmer an. Dann ließ er ihn allein, mit dem Verſprechen, ihn abzuholen, ſobald der Fürſt ſeinen Beſuch annehmen könne.

Der Offizier, welcher in bürgerlicher Kleidung gekommen war, vertauſchte dieſe mit ſeiner Uniform, die er aus dem Felleiſen nahm, und benützte

die Zeit bis zur Zurückkunft seines Führers, um sich so gut als möglich im Schlosse zu orientiren.

Das Schloßgebäude der Herrschaft Podhorowitz, eines Fideikommißeigenthums der Fürsten Löwenstein, war im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auf Veranlassung des Großvaters des Fürsten, der es jetzt vorübergehend bewohnte, von dem berühmten Architekten, Fischer von Erlach, dem Wien so manche seiner schönsten Bauwerke verdankt, aufgeführt worden. Vordem stand im Parke, der es umgab, nur ein kleines Jagdschloß, das dem neuen, umfangreichen Gebäude weichen mußte und niedergerissen wurde, obwohl manche historische Erinnerungen sich daran knüpften; allein es genügte der Prachtliebe des Fürsten Karl nicht und stand auch, wie er meinte, zu der Größe und dem Ertrage der Herrschaft selbst in keinem richtigen Verhältnisse. Da er am Hofe Karl des Sechsten nicht beliebt war, bewohnte er den Palast in Wien selten und hielt sich meistens, wenn er nicht auf Reisen war, in Podhorowitz auf, wo er eine Art Hof hielt und dem Adel der Nachbarschaft und Prags glänzende Feste gab. Seine Gemahlin war aus einem spanischen Hause, und

eben ſo der Devotion, wie der Fürſt dem Luxus ergeben. Er hatte ſie in Madrid auf einer Sendung kennen gelernt, die er im Auftrag Joſeph des Erſten vollzog, und wie damals die Rede ging, gegen ihren Willen und nur der ungeheuren Reichthümer wegen geheirathet, deren muthmaßliche Erbin ſie war. Als aber ſpäter die ganz unerwartete Geburt eines Knaben, dem der größte Theil der Erbſchaft zufiel, die Hoffnungen des Fürſten vereitelte, ließ dieſer es ſeiner Gemahlin durch ein ſo unwürdiges Benehmen entgelten, daß ſie ſich genöthigt ſah, bei dem Kaiſer dagegen Schutz zu ſuchen. Sie bat ihn um Erlaubniß, ſich für einige Zeit in ein Kloſter zurückziehen und dort den Werken der Frömmigkeit obliegen zu dürfen. Karl VI., ein gütiger und frommer Herr, geſtattete es ihr; doch ließ er ſein kaiſerliches Anſehen walten und befahl dem Fürſten, ſich während dieſer Zeit auf ſeine Güter zu begeben, nach Verlauf eines Jahres aber ſeine Gemahlin aus dem Kloſter zu holen und mit ihr am Hoflager zu erſcheinen. Der Fürſt that nach Kaiſers Willen und brachte ein Jahr auf ſeinen Gütern, meiſtens auf dem neuerbauten Schloſſe von Podhorowitz zu. Dort beſuchte

ihn während seines Exils ein Edelmann aus einer der ersten gräflichen Familien Böhmens, der wegen seiner Frömmigkeit, insbesondere wegen der Andacht, die er zum heiligen Johannes von Nepomuk, dem Märtyrer, trug, sehr bekannt war und unter dem gläubigen Volke großes Ansehen genoß. Was die Absicht dieses Besuches war, wurde nicht genau ermittelt. Neugierde, das schöne, erst vor kurzem fertig gebaute Schloß zu sehen, konnte es nicht sein; man muthmaßte vielmehr, der fromme Graf habe den Fürsten, von dessen Weltlichkeit er gewiß Kunde hatte, zu bessern Gesinnungen bringen wollen und sich zu diesem Zwecke und um sich höhern Beistandes zu versichern, mit mehren Reliquien seines Lieblingsheiligen, des böhmischen Landespatrons versehen. Einige hingegen sagten, er habe die Absicht gehabt, in Podhorowitz über ein wunderthätiges Bild des Heiligen, welches sich ehemals in der Kirche des Dorfes befunden habe, historische Nachforschungen anzustellen und es wo möglich in seinen Besitz zu bringen. Auch nahm der Edelmann seine schöne Gemahlin mit, die, wie man sagte, etwas weniger fromm war als ihr Gemahl, wahrscheinlich, weil er wußte, daß weibliche Ueber-

redungsgabe bei Männern von der Art des Fürsten viel auszurichten vermöge. Der Fürst empfing das Paar mit ausgezeichneter Artigkeit und lud sie ein, so lange in Podhorowitz zu verweilen, als sie dort Vergnügen fänden. Der Graf nahm die Einladung in der Hoffnung an, er werde, wenn ihr Aufenthalt länger daure, leichter Gelegenheit finden, seinen Zweck zu erreichen; der Gräfin machte sie sonst viel Freude — und jeden Tag mehr, da die Liebenswürdigkeit des Fürsten sich selbst übertraf. Er ließ Feste aller Art abwechseln, damit seine Gäste, wie er sagte, der Einförmigkeit eines Landaufenthaltes, die gerne in Langeweile auszuarten pflege, Geschmack abgewännen. Die Gräfin war davon entzückt; der Graf nahm an ihnen nur den Antheil, welchen Fromme dem Treiben der Weltkinder widmen dürfen, ohne ihr eigenes Heil zu gefährden.

Etwa drei Wochen nach der Ankunft des Grafen ereignete sich im Schlosse Podhorowitz eine sonderbare Begebenheit. Mitten in der Nacht wachte der fromme Edelmann auf und sah das Zimmer, welches er gemeinschaftlich mit der Gräfin zur Nachtruhe benutzte, von einem rosenfarbnen Scheine erhellt,

der von einer Geſtalt ausging, welche der Beglückte ſogleich für die des heiligen Johannes von Nepomuk erkannte, wie derſelbe auf der prager Brücke zu ſehen iſt. Der Himmelsbewohner ſchwebte, ſo kam es dem Grafen vor, in der Luft und trug einen Palmzweig in der Hand. Der Graf war ſtill und betete; die Gräfin ſchlief.

„Mache dich auf,“ begann der Heilige mit melodiſcher Stimme, „mache dich auf und begib dich, „barfuß wie du biſt, in die, meinem Freunde, dem „heiligen Sebaſtian, gewidmete Kirche des Dorfes „Podhorowitz. Sie wird geöffnet ſein und auf dem „Seitenaltare, auf welchem mein Bild verehrt wird, „werden ſechs Lichter brennen. Vor dieſem Altare „kniee nieder und bete zu Ehren der unbefleckten „Empfängniß Maria's, der Himmelskönigin, ſieben „Roſenkränze. Sobald der Morgen graut, erhebe „dich wieder, kehre hieher zurück, ſchließe dich in „eine einſame Kammer ein und bringe den Tag „in frommen Uebungen der Andacht zu. Wiſſe, es „iſt der Tag, an dem die Seele deines Ahnherrn „durch meine Fürbitte wird aus dem Fegefeuer erlöst und in die Chöre der Seligen aufgenommen „werden.“

Der Graf that, wie ihm geheißen wurde, und blieb bis zur Morgendämmerung vor dem Bilde seines himmlischen Gönners in der Dorfkirche in andächtiges Gebet versunken. Der Gehorsam, mit welchem er der Vorschrift des Heiligen in Betreff des Barfußgehens nachkam, zog ihm eine Erkältung zu; diese hatte ein Unwohlsein zur Folge, welches ihn zwang, am Tage nach der Erscheinung die aufgetragenen frommen Uebungen im Bette zu verrichten; obwohl er zweifelte, daß dieses den Worten des Heiligen ganz gemäß sei. Dafür hielt er desto strenger darauf, daß ihn niemand störe, und er war froh, als der Fürst seiner Gemahlin den Vorschlag machte, einen Ausflug nach einem ein paar Stunden entfernten, romantisch gelegenen Jagdhause zu unternehmen und dort den Tag zuzubringen.

Ob der fromme Graf den Zweck seines Besuches in Podhorowitz erreicht habe, wurde nicht bekannt; doch sah er es als eine besondere Gnade des mächtigen Heiligen, seines und seiner Familie Beschützers, an, daß die Gräfin ihn ungefähr neun Monate nach der wunderbaren Erscheinung mit einem gesunden Knäblein, dem ersten Sprößling

ihrer Ehe, beſchenkte, in dem der erfreute Vater einige Aehnlichkeit mit den Zügen des heiligen Johannes von Nepomuk auf der prager Brücke zu erkennen glaubte.

Der Enkel des Fürſten Karl, dem der Offizier einen Beſuch zudachte, glich in manchen Dingen ſeinem Großvater, unter andern auch in der Neigung zu galanten Abenteuern, zu deren Schauplatz er mit Vorliebe das Schloß Podhorowitz wählte, weil deſſen räumliche Verhältniſſe die Heimlichkeit begünſtigten. Doch unterſchied er ſich von ihm darin, daß er bei ſeinem Monarchen, der ſelbſt Hang zu Vergnügungen hatte, beliebt war und Manches wagen durfte, was ſeinem Großvater nicht ungeſtraft hingegangen wäre.

Der Fürſt empfing den Offizier mit der gewinnenden Artigkeit, die er ſelten verläugnete, vielleicht etwas zurückhaltender, als er dieß gewöhnlich zu thun pflegte, und fragte ihn, nachdem er den Brief, welchen dieſer mitgebracht hatte, flüchtig überſchaut, was ihm zu Dienſten ſtehe.

„Ich muß Ew. Durchlaucht um Erlaubniß bitten," antwortete der Offizier, „an Sie eine Frage zu ſtellen."

„Hundert, Herr Oberlieutenant, wenn ich ſie nur beantworten kann.“

„So frage ich Sie denn auf Ihr Ehrenwort: Befindet ſich ein Mädchen, Namens Anna Prandſtetter in dieſem Schloſſe?“

Der Fürſt gerieth einen Augenblick in Verlegenheit, dann ſagte er:

„Sie werden ſchon die Güte haben müſſen, ſich an den Schloßwärter zu wenden, denn ich weiß in der That nicht, wie die weiblichen Domeſtiken hier heißen.“

„Sie gehört nicht zu Ihren Domeſtiken, mein Fürſt.“

„Wenn das iſt, Herr Oberlieutenant, ſo weiß ich noch weniger, wie ich dazu komme, daß Sie ſich bei mir um ein Mädchen erkundigen, deſſen Name mir ganz unbekannt iſt.“

„Es iſt möglich, daß Ew. Durchlaucht des Mädchens Herkunft nicht kennen. Ich bitte Sie daher, mir zu ſagen, ob es auf Ihren Befehl geſchehen iſt, daß in der erſten Woche des vergangenen Monates ein Mädchen, welches bei ihrem Onkel in Wien in einem Hauſe der Wollzeile wohnte, als ſie in der Abenddämmerung nach Hauſe ging,

gewaltſam in einen Wagen gehoben und entführt wurde.“

„Mein Herr Oberlieutenant, auf dieſe Frage kann ich Ihnen keine Antwort geben.“

„Dann bin ich gezwungen, ſie Ihnen mit den Waffen in der Hand abzufordern.“

„Wie es Ihnen beliebt. Allein da es für heute zu ſpät iſt, erlauben Sie mir wohl, Ihnen ein Nachtlager im Schloſſe anzubieten.“

Am frühen Morgen des folgenden Tages ſtanden ſich die Gegner an einer einſamen Stelle des Parkes gegenüber. Sie ſchoſſen, und die Kugel des Fürſten traf den Offizier, daß er verwundet zuſammenſank. Da ſie keine Sekundanten zugezogen hatten und das Duell ebenſo plötzlich verabredet als erlediget worden war, blieb dem Fürſten nichts übrig als den Verwundeten zu verlaſſen und ſchnell in das Schloß zurückzueilen, um dort die nöthigen Befehle zu geben. Der Offizier wurde von dem alten Diener, den er zuerſt in der Kapelle angetroffen hatte, und von dem Mohren, deſſen er im Geſpräche mit dieſem erwähnte, mit Beihülfe des Fürſten ſelbſt in ein abgelegenes Zimmer des Gebäudes geſchafft und ſogleich ein reitender Bote abgeſendet,

um den Wundarzt des nächſten Städtchens zu holen. Bis zu ſeiner Ankunft beſorgte der Alte, was die Wunde nöthig machte.

Die im Park gefallenen Schüſſe wurden auch in einem Zimmer vernommen, welches in jenem Flügel des Schloſſes, den der Fürſt bewohnte und zunächſt den Gemächern deſſelben gelegen war. Es ſchien als Boudoir benutzt zu werden und war mit raffinirtem Luxus möblirt; mit ſeiner Pracht kontraſtirte nur die ganz einfache Kleidung der Bewohnerin, welche auf dem Divan zurückgelehnt ſaß, und träumeriſch in die blaue Ferne ſtarrte. Sie fuhr auf, als die Schüſſe krachten, und eilte zum Fenſter, das in den Park ging. Unten floh aufgeſcheucht ein Rudel Hirſche, zwei Achtender voraus, hinter ihnen Thiere und Spießer, und lenkten die Aufmerkſamkeit des Mädchens auf ſich, das aus dem Fenſter blickte und ſah, wie ſie in ſeiner Nähe ſtille hielten, um zu horchen, und mit ihren klugen Augen herumſchauten.

„Vielleicht,“ dachte ſie, „jagt man heute im Park. Es wundert mich, daß er mich nicht eingeladen hat, daran Theil zu nehmen. Doch was

kümmert mich das? Ich hätte es ja ohnedies verweigert.“

Während sie so schaute und dachte, trat leise der Fürst ein. Sein Gesicht hätte auch dem geübtesten Beobachter nicht verrathen, daß vor wenigen Minuten die Kugel eines Gegners an ihm vorbeigestreift war. Trug es eine Spur von Aufregung, so war es die des Verlangens; sie malte sich in den Augen, die wie bezaubert an der schlanken Gestalt des Mädchens hingen, das sich zum Fenster hinausbeugte. Frische Morgenluft strömte herein; draußen zerflossen die Dünste im warmen Sonnenschein und dufteten die Bäume. Die Vögel badeten sich zwitschernd im feuchten Grün, und munteres Wild spielte im Grase oder floh erschreckt in das Gebüsche. Dann ward wieder Alles still; so still, daß man das Picken des Spechtes hören konnte und weiterher das trillernde Pfeifen einer im Laube auffliegenden Amsel.

„Es ist doch schön hier“ seufzte halblaut das Mädchen.

„Verzeihen Sie, Anna, daß ich Sie störe,“ sagte der Fürst, indem er näher trat.

Sie blickte um, von der unvermutheten Anrede

nicht erſchreckt, aber etwas wie verletzten Stolz in den Mienen.

„Verzeihen Sie,“ wiederholte er, „ich konnte nicht anders. Die Dienſte des Kammermädchens haben Sie zurückgewieſen, und Jugurtha iſt abweſend — ſo mußte ich wohl unangemeldet kommen.“

„Das ſehe ich nicht ein; ich hätte Ihre Gegenwart recht gut entbehren können.“

„O Anna,“ entgeguete der Fürſt mit weicher Stimme, „Sie wiſſen nicht, wie tief Sie dies Herz verletzen — und es liebt Sie, wie keines.“ Bei dieſen Worten wurden die ſchönen, dunkeln Augen des Mannes feucht, wie wenn ſie eine Thräne zurückhielten.

Anna hätte kein Weib ſein müſſen, um ganz ungerührt zu bleiben. Ihre Rede wurde milder, als ſie ſagte:

„Ich bin ein armes, einfältiges Mädchen und Sie ſind ein großer, vornehmer Herr — warum haben Sie die Scheidewand durchbrochen, welche die Natur ſelbſt zwiſchen uns aufführte?“

„Nennen Sie nicht Werk der Natur, was gerade die Natur ſelbſt zertrümmert — jene Feſſeln erkünſtelter Konventionen, unter deren Laſt wir

unſer ganzes Leben lang ſeufzen, wenn uns nicht eine kühne That davon befreit. Nennen Sie mich nicht groß und vornehm — ich fühle mich Ihnen gegenüber klein und niedrig — nennen Sie mich nicht einen Herrn, mich, der keinen andern Wunſch und keinen andern Ehrgeiz hat, als den, ſein Leben als Ihr Sklave zu Ihren Füßen zuzubringen. Sagen Sie nicht," fuhr er leidenſchaftlich fort, als ihn das Mädchen unterbrechen wollte, „ſagen Sie nicht, es ſei eines Mannes von meinem Range unwürdig, ſich nach der Liebe eines Mädchens zu ſehnen, das keinen Titel hat und keine Ahnen, dem nur die Natur ihren Adel auf die reine Stirne geſchrieben hat — was ſollen mir die Spielwerke einer albernen Welt? Ich will nichts ſein als Menſch, mich von dem Athem der Geliebten nähren, an ihren Blicken mich berauſchen — ich werfe hin was ich bin und habe, um dich, Anna! O ſei mein, und die Welt wird uns zum Paradieſe werden."

Der Fürſt umfaßte die Kniee des Mädchens und ſah ihr bittend ins Auge. Sie wollte ſich von ihm losmachen und hatte nicht die Kraft dazu; er bedeckte ihre Hände, die ihn ſanft zurück-

drängten, mit heißen Küſſen und flüſterte zärtliche Liebesworte. Noch kämpfte ſie mit ſich ſelbſt; freilich war ſie eine Gefangene, aber ſie ſah ja den ſchönen Mann, um welchen ſie Tauſende beneideten, zu ihren Füßen, als ihren Sklaven, wie er von Sehnſucht und Liebe überwunden betheuerte; die ungewohnte üppige Pracht, von der ſie wochenlang umgeben war, hatte ihre Sinne erregt, Wünſche waren aufgeſtiegen, deren Erfüllung ihr einem ſchmeichelnden Traume gleich vorſchwebte, und dieſen Traum konnte ſie verwirklichen, wenn ſie ihr Loos in die Hände eines Mannes gab, der ſie ſo flehentlich um das geringſte Zeichen bat, daß ſie ihm nicht zürne. Zürnte ſie ihm? Er hatte ja die Gewaltthat, wegen der allein ſie zürnen konnte, auf alle Weiſe gut zu machen geſucht; mit demüthiger Unterwürfigkeit ertrug er alle ihre Launen, mit dem wunderbaren Scharfſinn, welchen nur die Liebe verleiht, errieth und befriedigte er ihre geheimſten Wünſche; mit aufmerkſamer Zartheit vermied er, was ſie daran erinnern konnte, daß ſie nicht frei ſei. Sie zürnte ihm nicht; es war ihr faſt, als hätte ſich, ihr ſelbſt unbewußt, etwas wie Zuneigung zu ihm in ihr Herz eingeſchlichen.

Wenn ſie ihn verſtieß, das war klar, ſo mußte er verzweifeln. Wie wehmüthig die Seufzer! Wie feurig die Schwüre! Wie glühten ihm die Augen! Wie fieberhaft klopften die Pulſe! Anna beugte ſich zum Fürſten herab; ein leiſer Händedruck, ein milder Blick genügten ihm vielleicht — da umfaßte er ſie und preßte ſie an ſich und auf ihren Lippen brannten ſeine in wilden Küſſen, die ihr das Blut entzündeten und wie elektriſche Schläge alle Nerven durchzuckten. Schwindelnd ſchloß ſie die Augen und im dämmernden Bewußtſein verloren ſich die letzten Liebesworte des Fürſten.

Der Arzt, welcher inzwiſchen angekommen war, erklärte die Wunde des Offiziers für gefährlich und forderte für den Kranken, wenn die Heilung ſtattfinden ſollte, die ſorgſamſte Pflege und ungeſtörteſte Ruhe, die demſelben wenigſtens ſechs Wochen lang zu Theil werden müßte. Von einer Transportation, fügte er hinzu, könne keine Rede ſein, ohne das Leben des Verwundeten in die augenſcheinlichſte Gefahr zu ſetzen.

Sobald der Fürſt wieder ſichtbar geworden war, ertheilte er die beſtimmteſten Befehle, dem Kranken

die aufmerksamste Sorgfalt angedeihen zu lassen. Seinen Dienern Stillschweigen einzuschärfen, hatte er nicht nöthig, da der Mohr und der Alte, die allein von dem Vorgefallenen wußten, ihm unbedingt ergeben, der Chirurgus aber durch eine geschickt erfundene Fabel getäuscht worden war. Auch lag das Zimmer, in welches man den Verwundeten gebracht hatte, in dem abgelegensten Theile des Schlosses, und man konnte durch einen geheimen, nur dem Fürsten und seinen zwei Vertrauten bekannten Gang hingelangen.

wurde, und bestimmte, daß dergleichen Strafen im Zuchthause zu vollziehen seien. Unter seine neuen wohlthätigen Einrichtungen gehörten auch die in den Vorstädten von Wien eingeführten wöchentlichen Gerichtstage: eine Anstalt, die, was ihre Nützlichkeit betrifft, zu den vortrefflichsten gerechnet werden konnte. Um die Prozessirwuth,

---

dem Denunzianten ausgesetzte Belohnung von 10000 Gulden zu erhalten. Die Sache wurde dem Kaiser gemeldet, dem man nicht mit Unrecht vorwerfen kann, daß er die Polizeikünste zu sehr begünstigte, und der Kammerdiener erhielt die Weisung, genau zu beobachten und wenn Alles fertig und die Zettel gedruckt wären, davon Anzeige zu machen. Indessen wurde Pozdatzky über sein Unternehmen ängstlich. Ihn reute der nicht genug überdachte Schritt, und er beschloß sein sträfliches Vorhaben aufzugeben. Dies theilte er seinem Kammerdiener mit, indem er zugleich Mangel an dem zur Förderung der Arbeit nöthigen Gelde vorschützte, auch sich äußerte, daß er um alle Schätze der Welt seine Familie nicht mit so viel Schande überhäufen möchte, als ihr drohe, wenn die Sache verrathen würde. Der niederträchtige Kammerdiener, besorgt, er könne den Lohn seiner Verrätherei verlieren, wenn sein Herr auf diesem Entschlusse beharrte, wendete Alles an, ihn zu beruhigen. Er betheuerte ihm, die Arbeit werde mit der größten Vorsicht betrieben und es sei unmöglich, entdeckt zu werden. Er machte sich anheischig, dem Grafen auf einen Wechsel 10000 Gulden zu verschaffen, mit einem Worte, er benutzte die schwache Seite seines leichtsinnigen Herrn so gut, daß Pozdatzky den Wechsel ausstellte

ſen *), verordnete eine menſchlichere Behandlung der zu langwierigem, hartem Kerker verurtheilten Verbrecher, und befahl, denſelben wöchentlich dreimal Fleiſch und Gemüſe zu reichen, da ſonſt Waſſer und Brod ihre einzige Nahrung geweſen war. Auch ſchaffte er das ekelhafte Schauſpiel ab, welches in Wien auf dem hohen Markte durch die öffentliche Beſtrafung mit Stockſtreichen gegeben

*) Unter Anderm in einem Falle, der zu den causes célèbres der Joſephiniſchen Regierung gehört. Der Kaiſer trieb in demſelben die Gerechtigkeit bis zur Grauſamkeit, wenn Gerechtigkeit genannt werden kann, ein Verbrechen provociren und dann nach der Strenge der Geſetze ſtrafen. Graf Pozdatzky-Lichtenſtein, der einer der erſten Familien des Reiches angehörte, reichte mit dem von ſeinem Vater angewieſenen Jahrgehalte nicht aus, häufte Schulden auf Schulden und befand ſich, von ſeinen Gläubigern auf das Unbarmherzigſte gedrängt, der Verzweiflung nahe, als ihm ſein Kammerdiener den Rath gab, falſche Bankozettel zu machen, wozu, wie der Verführer verſicherte, Alles ſchon in Bereitſchaft ſei und der Graf nur ſeine Wohnung und den Betrag einiger ganz geringen Auslagen hergeben dürfe. Der auf das Aeußerſte gebrachte Kavalier, welcher in dieſem Augenblicke vielleicht nur an die Möglichkeit, ſeinen Bedrängniſſen zu entgehen, und nicht an die Folgen ſeiner Handlung dachte, willigte ein, und die Arbeit begann, ohne daß ſich der Graf weiter darum bekümmerte. Aber kaum waren die Formen zu dem Papiere und einige Stempel verfertigt, als der Kammerdiener das Geſchehene der Polizei entdeckte, um die

rath, der Grund- oder Vorſtadtrichter und ein Auskultant vom Magiſtrate ſitzen ſollten. Hier fanden ſich nun die ſtreitenden Perſonen ein, jedoch ohne Advokaten. Der Magiſtratsrath vernahm beide Theile, ſuchte jedem ſein Recht und Unrecht begreiflich zu machen und ſie mit einander zu vergleichen; doch ſtand es jeder Partei frei, wenn ſie mit dem gefällten Spruche unzufrieden war, den gewöhnlichen Weg Rechtens bei dem Magiſtrate durch einen förmlichen Prozeß einzuſchlagen. Durch dieſe Verfügung wurden die gerichtlichen Streitſachen in der Hauptſtadt ſehr vermindert, ſo daß ein Magiſtratsrath allein in einem Jahre, wie er dies ſelbſt ausſagte, viertauſend und einige zwanzig Klagen zu ſchlichten bekam, von denen nur zwei in einen förmlichen Prozeß übergingen, zehn durch richterlichen Ausſpruch entſchieden, die übrigen alle aber in Güte verglichen wurden. Ohne dieſe zweckmäßige Anſtalt alſo würden, gering gerechnet, das Jahr hindurch an zwanzigtauſend Prozeſſe mehr geführt und die armen Leute im gleich geſteigerten Verhältniſſe durch manche habſüchtige Rechtsfreunde, oder, wie man ſie beſſer nennen ſollte, Rechtsfeinde, um ihr ge-

welche reißend überhand genommen hatte, zu hemmen, vorzüglich aber, um rabulistischen Advokaten die Gelegenheit zu entziehen, unwissende Parteien, die sich bei ihnen Rathes erholten, zu Prozessen zu verleiten, befahl der Monarch, daß an einem Tage in der Woche in jeder Vorstadt ein Gericht gehalten werden sollte, bei dem ein Magistrats-

---

und über die Freude, so viel Geld in die Hände zu bekommen, einwilligte, daß fortgearbeitet werde.

Am nächsten Morgen verfügte sich der Kammerdiener zur Polizeibehörde und gab an, daß sein Herr von dem Vorhaben, falsche Bankozettel zu machen, abstehen wolle, bloß weil es ihm an Geld gebreche, die nothwendigen Auslagen zu bestreiten. Die Polizei war auf dieses hin so gefällig, auf den Wechsel des Grafen die 10000 Gulden herzugeben, um ihn in den Stand zu setzen, das Verbrechen vollenden zu können. Der Verräther überlieferte seinem Herrn das Geld, und dieser jagte dem Vergnügen nach, ohne mehr daran zu denken, daß in seiner Wohnung und mit seiner Zustimmung ein Verbrechen begangen werde, das ihn zum Pranger führte.

Als nun die Formen und Stempel fertig, das Papier gemacht, die Zettel gedruckt und Alles in Bereitschaft war, sie in Umlauf zu setzen, wurde Pozbatzky in der Nacht gefänglich eingezogen, des Verbrechens der Verfälschung von Bankozetteln durch das bei ihm vorgefundene corpus delicti überwiesen, zur Schandbühne, zum Gassenkehren und dann zum Schiffziehen in Ungarn verurtheilt; wo er auch bald starb.

Prandſtetter war noch nicht lange zum Magiſtratsrathe ernannt, als er in Erfahrung brachte, daß in dem Kriminalgefängniſſe, die Schranne genannt, ſeit geraumer Zeit ein des Diebſtahls angeklagter Inquiſit ſitze, der noch nicht eine einzige Kommiſſion gehabt, d. h. um den man ſich noch gar nicht bekümmert habe. Aus den Akten war erſichtlich, daß es an Martinolli geweſen ſei, das Verfahren gegen den Angeſchuldigten zu eröffnen, daß aber dieſer, mit einer Nachläſſigkeit, die bei ihm zu den gewöhnlichen Dingen gehörte, das Geſchäft von einem Tage auf den andern verſchoben haben mußte, bis er ganz in Vergeſſenheit gerieth. Prandſtetter, empört über ein Benehmen, durch welches einem Menſchen, der vielleicht unſchuldig war, ſo lange die Freiheit entzogen wurde, bloß weil es ſeinem Richter nicht gefiel, ſich mit ihm abzugeben, beſchloß ſogleich, das ſträfliche Verſäumniß zur Kenntniß desjenigen zu bringen, dem es am meiſten daran gelegen ſein mußte, die Perſon und das Eigenthum der Unterthanen gegen die Willkür ungetreuer Staatsdiener geſchützt zu wiſſen.

Leopold befahl, die Angelegenheit auf der Stelle

zu unterſuchen, und da Alles, was Martinolli zur Laſt gelegt worden war, als richtig befunden wurde, ſuſpendirte er den Schuldigen bis auf weitere Verfügung von Amt und Gehalt, und ließ ihm zu wiſſen thun, daß er ſich über die Urſache, warum er in dem vorliegenden Falle die Juſtizpflege verzögert, ungeſäumt auf das Deutlichſte auszuweiſen habe. Zu Jemandem aus ſeiner vertrauten Umgebung äußerte ſich der Kaiſer: „Das kann ich nicht ungeſtraft laſſen. Sich der Perſon eines angeblichen Verbrechers verſichern, heiſcht das Wohl und die Sicherheit des Staates; aber man muß ſo ſchnell als möglich zur Ueberzeugung gelangen, damit, wenn er, was der Fall ſein kann, ſchuldlos iſt, nicht zu lange unſchuldig geſtraft werde; denn es iſt ſchon eine Strafe, in Verwahrung zu ſitzen.“

Martinolli's Vertheidigung enthielt wörtlich folgende, in ihrer Art ſehr merkwürdige Punkte:

„Erſtens, ſei es erſt anderthalb Jahre, daß Inquiſit ſitze.“

„Zweitens habe er (Martinolli) gedacht, daß an demſelben nicht ſo viel gelegen ſei, weil er ein Dieb iſt.“

„Drittens würde ihm ja dadurch, je länger er ſitze, die Gelegenheit benommen, früher wieder ſtehlen zu können.“

Natürlicher Weiſe gerieth der Kaiſer über die Grundſätze, welche der zur Verantwortung gezogene Magiſtratsrath zu ſeiner Entſchuldigung geltend zu machen verſuchte, in die größte Entrüſtung. „Stellen Sie ſich vor,“ ſagte er zum Hofrath G*, mit dem er zuweilen über Juſtizgegenſtände zu konverſiren pflegte, „ich habe die Vertheidigung des Martinolli bekommen. Das iſt zu arg. Geſunden Verſtand ſollte doch jeder Chriſtenmenſch haben; aber das iſt ſo unvernünftig, wie man es nur von einem Narren erwarten kann. Seine Frau hat für ihn vorbitten wollen, allein ich habe ſie nicht vorgelaſſen; denn ſo ein ſchlechter Juder verdient keine Gnade.“

Daß Martinolli, ſo aufgebracht Leopold gegen ihn war, dennoch nicht kaſſirt, ſondern nach einem Monat wieder in Amt und Beſoldung eingeſetzt wurde, verdankte er einer mächtigen Fürſprache, die der Monarch zu berückſichtigen für gut fand. Vielleicht ahnte Leopold, welchen wichtigen Dienſt

einſt dem Staate zu leiſten der „ſchlechte Juder“ beſtimmt ſei.

Das Jahr 1790 war in Feſten verſtrichen. Auf die Huldigung in Oeſterreich folgten die Krönungen in Frankfurt und Preßburg, die mit vieler Pracht gefeiert wurden; die größte aber wurde bei der in Prag entwickelt, welche man wegen der vorgerückten Jahreszeit auf 1791 verſchoben hatte. Es ſchien faſt, als wollte man durch den Glanz dieſer Zeremonien die Feinde blenden, die ringsum der Monarchie drohten; doch gelang es nicht, denn man ſah ſich kurz darauf gezwungen, allen nachzugeben — gezwungen freilich nur durch die eigene Feigheit.

Als Leopold den Thron beſtieg, war Oeſterreich auf der einen Seite in offenem Kriege mit der osmanniſchen Pforte begriffen, auf der andern ſah es ſich von Preußen mit einer blutigen Fehde bedroht. Leopold, der auch noch Unruhen im Innern zu bekämpfen hatte, beſchloß, dem Türkenkriege ſelbſt mit den größten Aufopferungen ein Ende zu machen, und das Ungewitter, welches von Preußen her langſam gegen Oeſterreich aufſtieg, abzulenken. So kam die reichenbacher Kon-

ſich mit ihrem Kinde vor der Uebermacht der Feinde bergen ſollte, ſteifte ſie ſich auf ihr gutes Recht und Gottes Schutz, und griff getroſt zum Schwerte. Ihr Sohn mochte ſich, wie weiland Jakob I von England und Schottland, mit welchem Leopold von Oeſterreich manche Aehnlichkeit hatte, vor den blanken Schwertern ſcheuen, daß er ſo gutmüthig ſich entreißen ließ, was eine klügere und muthigere Politik ohne Zweifel behauptet haben würde. Es iſt Thatſache, daß, als der preußiſche Geſandte der Pforte die reichenbacher Konvention bekannt machte, und ihr zugleich die Bedingungen mittheilte, unter welchen der Friede zwiſchen Oeſterreich und der Türkei geſchloſſen werden ſollte, der Divan die Möglichkeit gar nicht glauben wollte, daß Oeſterreich bei den großen Vortheilen, die es hatte, zu einem für daſſelbe ſo nachtheiligen Frieden die Hände bieten würde. Was war auch vom Halbmonde für das Kreuz zu fürchten? Belgrad, Orſowa, Widdin, Dubicza, Schabacz, Choczim und mehre andere feſte Plätze befanden ſich in öſterreichiſcher Gewalt; die Armee des Großveziers war nicht nur geſchlagen, ſie war gänzlich zerſtreut; die Moldau und Wallachei

hatte ſich den ſiegreichen öſterreichiſch-ruſſiſchen Waffen unterworfen; der Paſcha von Skutari und die Montenegriner verweigerten der Pforte den Gehorſam.

Die Gährung in Ungarn konnte aus verſchiedenen Gründen als unbedeutend betrachtet werden. Der Adel allein, nicht das Volk in ſeiner großen Mehrzahl, war mit den joſephiniſchen Einrichtungen unzufrieden und deshalb unruhig; und ſelbſt unter dem Adel herrſchte keine Einigkeit. Der eine Theil, an deſſen Spitze ſich einige der reichſten Magnaten befanden, beabſichtigte, die alte Verfaſſung des Vaterlandes ganz umzuſtürzen und auf den Ruinen derſelben eine konſtitutionelle Monarchie zu errichten, die auch die übrigen öſterreichiſchen Provinzen umfaſſen ſollte. Der andere Theil wollte von dieſer Revolution nichts wiſſen; weil er hätte beträchtliche Aufopferungen machen müſſen, und verlangte bloß die Wiederherſtellung der alten Rechte und Freiheiten, wie ſie unter den frühern Königen von Ungarn beſtanden hatten. Ein dritter Theil, der am meiſten gemäßigte, wollte nicht alle Verordnungen Kaiſer Joſeph's, ſondern nur einige abgeſchafft haben. Dieſe drei

verschiedenen Parteien kämpften auf dem Reichstage und bei den Komitatsversammlungen um die Oberhand, und haßten einander noch mehr, als die josephinischen Reformen. Welche Besorgnisse konnten diese unruhigen, unter sich nichts weniger als einverstandenen Parteien einflößen? Jede würde der andern entgegen gearbeitet und sie alle drei sich selbst gestürzt haben. Selbst wenn sie einig gewesen wären, hätten ihre Unternehmungen ohne große Schwierigkeit vereitelt werden können. Eine zahlreiche, krieggewohnte, dem Monarchen ergebene Armee stand an den Grenzen, stark genug, nicht nur die Angriffe der durch so viele Niederlagen geschwächten Feinde von Außen abzuwehren, sondern auch die unruhigen Magnaten im Lande selbst im Zaume zu halten; ja es wäre zu dem Letztern nicht einmal eine militärische Gewalt nöthig gewesen. Waren es Freiheiten, Vorrechte, Privilegien des dritten Standes, welche Joseph angegriffen hatte? Es waren solche des Adels, die den nützlichsten Stand im Staate, den Bürger- und Bauernstand, drückten, die Glieder desselben aller Menschenrechte beraubten und zu Lastthieren des Edelmannes herabwürdigten. Dieser

dritte und muthigſte Stand hätte zur Vertheidigung jener Freiheiten wohl nicht die Waffen ergriffen, es wäre im Gegentheile auf einen Wink des Kaiſers, der den Bauern Befreiung von dem Joche des Adels verſprach, eine Million Horja's und Kloczka's aufgeſtanden und hätte an einem Tage allen Umtrieben der Magnaten ein Ende gemacht.

Allerdings hatten die Ungarn am preußiſchen Hofe um Unterſtützung angeſucht und dieſe war ihnen verſprochen worden. Aber Oeſterreichs Heere, Laudon an der Spitze, ſtanden an den Grenzen von Mähren und Schleſien ſchon zum Angriffe bereit, während Preußen noch immer in der Mobilmachung ſeiner Truppen begriffen war. Leopold durfte nur wollen, und der alte Held führte die unter ſeinem Befehle an Sieg gewöhnte Armee auf preußiſchen Boden, bevor dieſes die Anſtalten zur Gegenwehr vollendete. Was war dabei zu wagen? Eine reichenbacher Konvention hätte ſelbſt nach dem unglücklichſten Feldzuge noch geſchloſſen werden können; allein wahrſcheinlicher, als ein ſolcher, war es, daß Laudon, für welchen Friedrich der Große ſelbſt, der von ihm geſchla-

gen ihn nie ſchlagen konnte, viel Hochachtung hegte, König Friedrich Wilhelm dem Frommen in ſeinem eigenen Lande ſo viel würde zu thun gegeben haben, daß er die Magnaten in Ungarn und den Divan zu Konſtantinopel darüber hätte vergeſſen müſſen.

Und die Propaganda? Geſetzt, Alles, was Hoffmann und Konſorten von ihr fabelten, ſei vollkommen richtig geweſen, wie konnte Leopold ſo vor ihr zittern, wie er zitterte? Der öſterreichiſche und franzöſiſche Abſolutismus waren ſo verſchieden, als die Völker, auf welche ſie wirkten, und keine einzige geheime Geſellſchaft, welcher Art ſie auch ſein mochte, konnte in Oeſterreich eine Revolution herbeiführen, weil die Nationen ihre Verfaſſungen nicht ſo leicht ändern, wie etwa die Moden ihrer Kleider, ſondern durch das eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit dazu gezwungen werden müſſen — eine Nothwendigkeit, die bei dem trotz ſeiner Willkür immer noch väterlichen Deſpotismus der öſterreichiſchen Regenten nicht vorhanden war.

Es war demnach nicht zu entſchuldigen, daß Baron Spielmann, dem die Unterhandlungen an-

vertraut waren, die reichenbacher Konvention nicht auf vortheilhaftere Bedingungen abschloß. Entweder war er von der Lage der Dinge gar nicht unterrichtet, oder sah sie durch das gefärbte Glas derjenigen, welche ihm die Vorschrift gegeben hatten, um jeden Preis Frieden zu schließen. Wie hätte er sonst so sehr außer Fassung gerathen können, als der preußische Minister die Uhr mit der Drohung auf den Tisch legte, sein König lasse marschiren, wenn Spielmann nicht binnen fünfzehn Minuten unterschreibe. Anstatt, wie dieser that, laut zu jammern, zu weinen und zu unterschreiben, hätte ein Anderer bei der Drohung gelacht und sie mit einer andern erwiedert. Er würde vielleicht gesagt haben: „Und ich bestimme nur fünf Minuten. Wird binnen dieser Zeit nicht unterschrieben, was der Kaiser fordert, so lasse ich marschiren.“ Oesterreich war in diesem Augenblicke eher im Stande, seine Drohung zu erfüllen, als sein Gegner.

Baron Spielmann konnte sich die Glossen, welche sich die Wiener über sein neuerbautes Haus auf dem Graben zu machen erlaubten, wohl gefallen lassen. Leopold war ja mit ihm zufrieden.

Der Herzenswunſch des Kaiſers, Friede, war erreicht. Er konnte nun mit Ruhe ſein Augenmerk auf die innern Angelegenheiten richten. Den rebelliſchen Ungarn war jede Hoffnung benommen, und wollten ſie oder andere Provinzen, von der Propaganda verführt, etwas gegen ſeinen Thron unternehmen, ſo war er jetzt im Stande, ſein Anſehen mit Gewalt zu behaupten, da ſeine Armee nicht mehr wider auswärtige Feinde zu ſtreiten hatte. Alle dieſe Vortheile ſchienen ihm ſelbſt durch noch größere Opfer, als er hatte bringen müſſen, nicht zu theuer erkauft.

In Berlin erregte die geſchloſſene Konvention keine geringe Freude; zum Theil auch deßhalb, weil ſie den Grund zu einer noch engern Verbindung mit Oeſterreich legte, an der damals dem preußiſchen Kabinete ſehr viel zu liegen ſchien. Um Leopold von der aufrichtigen Geſinnung Friedrich Wilhelm's des Zweiten und von ſeinem ernſtlichen Entſchluß, den unruhigen Großen in Ungarn keine Unterſtützung zu gewähren, Beweiſe zu geben, entdeckte das berliner Kabinet dem öſterreichiſchen Monarchen alle diejenigen, welche die Preußen um Hülfe gegen ihren König angeſucht

hatten, und lieferte ſogar ſämmtliche deßhalb geſchriebene Briefe aus. Leopold ahndete die ſträfliche Korreſpondenz an Keinem, vielleicht weil er großmüthiger Weiſe von dem keinen Gebrauch machen wollte, was ihm durch treuloſen Verrath zur Kenntniß gebracht worden. Denn dieſen Namen verdiente das Benehmen eines Kabinetes, welches diejenigen denunzirte, mit denen es lange Zeit unterhandelte, und die es mit leeren Hoffnungen ſo lange hinhielt, bis es ſeinen Zweck erreicht hatte. Nur Graf Georg Feſteticz hatte einige Zeit Hausarreſt und mußte eine Unterſuchung ausſtehen. Doch ging Leopold nicht weiter, als daß er den Grafen von dem Huſarenregimente, in dem er als Oberſtlieutenant diente, in gleichem Range zu Latour-Dragonern transferiren ließ. Die Geringſchätzung, welche Feſteticz vom Offizierkorps dieſes Regimentes erfuhr, zwang ihn bald darauf, den Dienſt ganz zu verlaſſen.

Nicht weniger treu erfüllte Preußen ſeine Verſprechungen in Betreff der Niederlande. Dieſe unterwarfen ſich zufolge des in Haag unter Preuſſens und Englands Vermittlung geſchloſſenen Vertrages, und leiſteten den Eid der Treue, nachdem

ihnen Leopold ihre Freiheiten und Vorrechte oder die ſogenannte Joyeuse-entrée zugeſichert hatte. Aber Leopold begnügte ſich nicht damit, daß die Niederländer zum Gehorſam zurückgeführt waren, er wollte auch ihre Liebe beſitzen. In dieſer Abſicht erließ er eine Denkſchrift an ſie, in der er das Andenken ſeines großen Bruders antaſtete, indem er in Ausdrücken, welche für Joſeph eben nicht die ſchonendſten waren, ſeine Mißbilligung über Alles ausſprach, was dieſer gethan hatte. Allein dieſe Denkſchrift machte auf die Niederländer gerade die entgegengeſetzte Wirkung, und es war nur der Ausdruck der allgemeinen Geſinnung, was einer der erbitterſten Feinde Joſeph's in Brüſſel ſagte: „Il est vrai, nous haïmes Joseph; mais nous méprisons Léopold.“

So trübe der öſterreichiſche Horizont bei Leopold's Thronbeſteigung war, ſo gefährliche Gewitter loszubrechen drohten, ſo hatte doch Leopold auf ſeine Weiſe glücklich, wenn gleich nicht zur Zufriedenheit vieler Bewohner ſeiner Staaten, die finſtern Wolken zertheilt, und ihm lächelte im zweiten Jahre ſeiner Regierung ein heiterer Himmel. Aber auch für die Zukunft ſollte kein Sturm

ſeine Tage verdüſtern, keine Revolution die Ruhe ſeiner Staaten ſtören, die Krone auf ſeinem Haupte wanken machen. Dies zu erreichen, glaubte er, ſei kein beſſeres Mittel, als das böſe Beiſpiel, welches Frankreich dem übrigen Europa gegeben, von der Erde verſchwinden zu machen, und die Nationen, vorzüglich diejenigen, die er beherrſchte, durch die Erfahrung zu belehren, daß kein Volk ungeſtraft die Rechte ſeines Herrſchers anzutaſten wagen dürfe. Bei ſolchen Geſinnungen fanden diejenigen, welche es auf ſich genommen hatten, ihn zur Rettung ſeines Schwagers und ſeiner Schweſter zu vermögen, keine Schwierigkeit, ihren Vorſtellungen Eingang zu verſchaffen.

Ludwig XVI war zu ſchwach, ſein Anſehen und ſeine Macht, welche die Nationalverſammlung eingeſchränkt hatte, durch eigene Kraft wieder zu erlangen. Der gute König würde auch vielleicht aus eigenem Antriebe gar keine Verſuche deßhalb gemacht haben, wäre er nicht durch Kunſtgriffe der Schmeichelei und der Liebe und durch kränkende Vorwürfe von Perſonen, die ſeinem Herzen theuer waren, dazu gezwungen worden. Die Königin und der Graf von Artois konnten weniger

als der König selbst den Gedanken einer durch etwas Anderes als die Chansons beschränkten Monarchie ertragen. Da die Triebfedern, welche von ihnen in Frankreich selbst in Bewegung gesetzt wurden, nicht Schnellkraft genug hatten, um die Staatsmaschine wieder in den alten Gang zu bringen, so sollte auswärtige Hülfe bewirken, was innere eigene Kraft nicht vermochte.

Leopold und Friedrich Wilhelm, zwei mächtige Monarchen, beide unumschränkte Beherrscher ihrer Staaten, sollten die Werkzeuge sein, die Monarchie in Frankreich wieder auf den alten Fuß herzustellen und die Frechen zu bestrafen, welche es wagten, die Nation in Rechte einzusetzen, welche ihr, wie man in Versailles, Wien und Berlin überzeugt war, nicht gebührten. Man berechnete ganz richtig, daß das eigene Interesse die zwei Monarchen bestimmen mußte, die Sache Ludwig's zu der ihrigen zu machen. Und es bedurfte wahrlich keiner großen Ueberredungskunst, den Kaiser Leopold und den König Friedrich Wilhelm zu überzeugen. Schon in die Verhandlungen, welche zur reichenbacher Konvention führten, floß Manches über die Nothwendigkeit einer Koalition ein;

Bischoffswerder, welcher dem Kaiser, der sich im Frühjahr 1791 in Italien befand, nachgereiset war, legte die letzte Hand ans Werk, und bewog Leopold zum Beitritte zu dem neuen Kreuzzuge geges das politisch heidnische Frankreich.

Die am 10. Mai 1791 unterschriebene Deklaration, die erste Frucht der in Mantua abgehaltenen Konferenzen, sicherte Ludwig, dem sie heimlich zugestellt wurde, den Schutz der Alliirten zu. Zwei Monate darauf wurde in Pilnitz, wo sich Leopold, Friedrich Wilhelm, der Graf von Artois, Spielmann nud Bischoffswerder eingefunden hatten, der folgenreiche Vertrag abgeschlossen, dessen Hauptbestimmungen dahin abzielten, die verderbliche neue französische Konstitution zu vernichten und die alte so wohlthätige Verfassung der unumschränkten Monarchie wieder im vorigen Glanze herzustellen, die Urheber und Hauptbeförderer der Revolution aber allen Völkern Europa's zum Schrecken und warnenden Beispiele auf das strengste zu bestrafen. Nebenbei bedingten sich Oesterreich und Preußen für die Hülfe, welche sie sich zu leisten anheischig machten, und die darauf zu verwendenden Kosten Territorialentschädigungen aus,

und versicherten einander ihre Länder, im Falle die Unterthanen des einen oder des andern Reiches es wagen sollten, sich gegen die alte Ordnung der Dinge zu empören.

Man wollte jedoch nicht eher etwas gegen Frankreich unternehmen, als bis die königliche Familie durch die Flucht gerettet wäre. Der gute König ließ sich auch dazu wie zu manchen andern Dingen bereden. Die Flucht war so gut eingeleitet, daß man an dem glücklichen Ausgange derselben nicht im geringsten zweifelte. Allein dem König war ein anderes Loos beschieden; ihm sollte geschehen nach den Worten der Schrift: „Der Herr strafet die Missethaten der Väter bis in das hundertste Glied.“ Schon war man eine gute Strecke von Paris entfernt und näherte sich den kaiserlichen Niederlanden, an deren Grenzen eine Kavallerieeskorte bereit stand, die königliche Familie zu empfangen, als ein kleiner Umstand, an sich sonst der unbedeutendste, den ganzen Entwurf der Flucht vereitelte und die schönsten Hoffnungen der bei dem Gelingen derselben interessirten Personen zerstörte. Ludwig hatte ein Geschäft vor, das der größte Monarch der Erde, dem hundert

und aber hundert bereitwillige Diener zu Gebote stehen, doch keinem auftragen kann, sondern selbst verrichten muß. Er stieg aus dem Wagen, wurde von dem durch dieses Ereigniß berüchtigen Postmeister Drouet erkannt, angehalten und verhaftet.

Die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs und seiner unter Aufsicht bewaffneter Nationalgarden veranstalteten Rückkehr nach Paris, von der Vorladung und Vertheidigung vor der Nationalversammlung war ein Donnerschlag, auf den man in Wien um so weniger gefaßt war, als die Zeitungen noch am Morgen des nämlichen Tages, an welchem gegen Abend der hinkende Bote nachkam, in einer besondern Beilage die Nachricht enthielten, daß der König glücklich aus Paris entflohen und in den österreichischen Niederlanden angekommen sei. Obgleich ein großer Theil des wiener Publikums die Flucht des Königs nicht billigte, weil er die neue Konstitution beschworen hatte, so bedauerte man doch sein Schicksal; denn man fürchtete, die beleidigte Nation werde den Meineid scharf an ihm ahnden, und überhäufte diejenigen mit Verwünschungen, welche den schwachen König überredet hatten, ei-

nem Rathe zu folgen, der ihn und die Tochter Maria Thereſia's der Rache ihrer Feinde ausſetzte und die Entwürfe der republikaniſch Geſinnten begünſtigte.

Das Mißlingen der Flucht des Königs vereitelte die bereits entworfenen Angriffsplane gegen Frankreich. Wäre die königliche Familie glücklich entkommen, man würde ohne weitere Kriegserklärung die Nation, als rebelliſch gegen ihren König, mit ganzer Macht überfallen haben. Dieſer Plan mußte nun geändert werden, um Ludwig XVI., den die nun mißtrauiſch gemachte Nation für die Folgen dieſes Krieges verantwortlich machen konnte, nicht neuen größern Gefahren auszuſetzen. Es wurde daher beſchloſſen, die neue Konſtitution zum Scheine anzuerkennen, die feindſeligen Abſichten gegen die Nation ſo viel als möglich hinter freundſchaftliche und friedliche Aeußerungen zu verbergen, insgeheim aber keine Gelegenheit zu verſäumen, die Franzoſen ſo lange zu necken, ihnen ſo viele Urſachen zum Mißvergnügen zu geben, bis ſie, zum Unwillen gereizt, den Krieg ſelbſt erklären würden.

In Folge dieſes zwiſchen Wien und Berlin

verabredeten neuen Entwurfes wurde den Emigranten erlaubt, ſich in Belgien und Deutſchland an den Grenzen zu verſammeln, in den Waffen zu üben und kriegeriſche Vorkehrungen zu treffen. Dieſe Verſammlungen der Emigrirten ſollten zum Zankapfel dienen und die Kriegsflamme entzünden helfen. Deßwegen ſetzte man allen von der Nationalverſammlung gemachten Vorſtellungen nur leere Ausflüchte entgegen und traf keine die franzöſiſche Nation befriedigende Maßregeln.

Um in den Augen Europa's den Vorwurf zu vermeiden, als habe man den Krieg ohne gerechte Urſachen begonnen, und um zugleich Frankreich mit größerer Macht überfallen zu können, bemühte man ſich, Deutſchland in die Fehde zu verwickeln und den Krieg zur Sache des Reiches zu machen. Einige Dekrete der Nationalverſammlung gaben einen ſchicklichen Vorwand, der von Oeſterreich und Preußen begierig ergriffen wurde. Durch dieſe Dekrete geſchahen Eingriffe in landesherrliche Rechte einiger geiſtlichen und weltlichen Reichsfürſten. Leopold trat nun als Reichsoberhaupt auf, gab ſich die Miene, daß der Eifer für die Gerechtſame der deutſchen Reichsfürſten ihn an-

treibe, eine ernstlichere Sprache als bisher zu führen, und wußte es dahin zu bringen, daß Deutschland in die Falle ging und die Hände zu einem Kriege bot, den es für seine beleidigten Rechte zu führen glaubte, der aber zur Erreichung von Absichten unternommen wurde, die Oesterreich und Preußen allein bekannt waren. — Ohne diese Absichten und bloß der Aufrechthaltung reichsfürstlicher Hoheitsrechte wegen hätte Österreich und — damals — auch Preußen gewiß nicht eine Musketenpatrone verschossen.

Ungeachtet der Krieg gegen Frankreich in den Kabineten von Wien und Berlin schon lange beschlossen war, wollte man doch nicht zuerst die Feindseligkeiten eröffnen, um den Schein des mit offenbarer Gewalt angegriffenen, nicht angreifenden Theiles zu behaupten. Man zögerte um so lieber, da sich erstens von dem heftigen, leicht aufbrausenden Charakter der französischen Nation mit allem Grunde erwarten ließ, daß sie den Anfang machen werde; zweitens, weil man immer mehr Zeit gewann, an einer Gegenrevolution im Innern zu arbeiten, und drittens, weil man sich bei erfolgtem Angriffe von Seite Frankreichs vor

den Augen Europa's wegen der Folgen dieſes Krieges für gerechtfertigt hielt.

Trotz dieſer fein angelegten Plane, trotz der zur Diktatur gebrachten kaiſerlichen Schreiben und der Kriegsdarlehnspatente, in denen deutlich ſtand, daß man der großen, Deutſchlands und Oeſterreichs Kräfte beinahe überſteigenden Unterſtützung zur Führung und Fortſetzung des von der franzöſiſchen Nation abgedrungenen Krieges bedürfe, gab es Einige, welche behaupteten, daß die Ströme von Blut, die vergoſſen wurden, die Verheerungen und Grauſamkeiten, durch die ſich dieſer Krieg vor allen Kriegen vieler Jahrhunderte auszeichnete, einzig und allein dem pilnitzer Vertrage zuzuſchreiben ſeien — da es doch am Tage lag, daß Frankreich zuerſt den Krieg erklärte.

So nothwendig dem Kaiſer Leopold die Koalition ſchien, um das Uebel einer Revolution von ſeinen und andern Staaten abzuwenden, ſo beſtimmte ihn doch nicht dieſe Urſache allein, derſelben beizutreten. Er hatte noch eine andere geheime Abſicht, welche er durch ſie zu erreichen hoffte. Als im Publikum das Gerücht ging, Oeſterreich werde Krieg mit Frankreich haben, wurde

treibe, eine ernſtlichere Sprache als bisher zu führen, und wußte es dahin zu bringen, daß Deutſchland in die Falle ging und die Hände zu einem Kriege bot, den es für ſeine beleidigten Rechte zu führen glaubte, der aber zur Erreichung von Abſichten unternommen wurde, die Oeſterreich und Preußen allein bekannt waren. — Ohne dieſe Abſichten und bloß der Aufrechthaltung reichsfürſtlicher Hoheitsrechte wegen hätte Öſterreich und — damals — auch Preußen gewiß nicht eine Musketenpatrone verſchoſſen.

Ungeachtet der Krieg gegen Frankreich in den Kabineten von Wien und Berlin ſchon lange beſchloſſen war, wollte man doch nicht zuerſt die Feindſeligkeiten eröffnen, um den Schein des mit offenbarer Gewalt angegriffenen, nicht angreifenden Theiles zu behaupten. Man zögerte um ſo lieber, da ſich erſtens von dem heftigen, leicht aufbrauſenden Charakter der franzöſiſchen Nation mit allem Grunde erwarten ließ, daß ſie den Anfang machen werde; zweitens, weil man immer mehr Zeit gewann, an einer Gegenrevolution im Innern zu arbeiten, und drittens, weil man ſich bei erfolgtem Angriffe von Seite Frankreichs vor

den Augen Europa's wegen der Folgen dieſes Krieges für gerechtfertigt hielt.

Trotz dieſer fein angelegten Plane, trotz der zur Diktatur gebrachten kaiſerlichen Schreiben und der Kriegsdarlehnspatente, in denen deutlich ſtand, daß man der großen, Deutſchlands und Oeſterreichs Kräfte beinahe überſteigenden Unterſtützung zur Führung und Fortſetzung des von der franzöſiſchen Nation abgedrungenen Krieges bedürfe, gab es Einige, welche behaupteten, daß die Ströme von Blut, die vergoſſen wurden, die Verheerungen und Grauſamkeiten, durch die ſich dieſer Krieg vor allen Kriegen vieler Jahrhunderte auszeichnete, einzig und allein dem pilnitzer Vertrage zuzuſchreiben ſeien — da es doch am Tage lag, daß Frankreich zuerſt den Krieg erklärte.

So nothwendig dem Kaiſer Leopold die Koalition ſchien, um das Uebel einer Revolution von ſeinen und andern Staaten abzuwenden, ſo beſtimmte ihn doch nicht dieſe Urſache allein, derſelben beizutreten. Er hatte noch eine andere geheime Abſicht, welche er durch ſie zu erreichen hoffte. Als im Publikum das Gerücht ging, Oeſterreich werde Krieg mit Frankreich haben, wurde

man über dieſe Neuigkeit unruhig, weil man die verderblichen Folgen eines ſolchen äußerſt koſtſpieligen Krieges fürchtete. Ein Vertrauter des Kaiſers, welcher ihm die Beſorgniſſe mittheilte, die deßhalb in Wien herrſchten, ſoll zur Antwort erhalten haben: „Die Wiener fürchten ſich umſonſt. Krieg wird mit Frankreich ſein; aber ich werde keinen Antheil daran nehmen. Wenn der Teufel losgebrochen iſt, laſſ' ich Preußen ſitzen und bezahle ihm die reichenbacher Konvention.“ Schade, daß Leopold ſtarb, bevor der „Teufel losbrach“ und das Ungewitter ſich entlud, welches er herbeiführen geholfen hatte. Es würde für Regenten und Staatsmänner nicht nur angenehm, ſondern auch zugleich belehrend geweſen ſein, dieſen politiſchen Wettſtreit zu beobachten und zu ſehen, wer von beiden, Leopold oder das damalige preußiſche Kabinet, den andern an — Feinheit übertroffen hätte.

Aber ehe Leopold den angedeuteten Entwurf ausführen konnte, raffte ihn der Tod dahin — gerade am zweiten Jahrestage ſeiner Ankunft von Florenz in Wien, am 1. März 1792. Er ſtarb ſo plötzlich, ſo unvermuthet, daß die Nachricht

von ſeinem Tode ſchon erſcholl, ehe man in Wien noch wußte, daß er krank ſei. In der Nacht vom 27. auf den 28. Februar klagte er über eine kleine Unpäßlichkeit, die man um ſo weniger für bedeutend hielt, als er ſich am 28. und 29. Februar wieder beſſer befand; ja ſelbſt am Morgen des 1. März antwortete man auf Erkundigungen um des Kaiſers Befinden: er ſei ganz wohl; und Nachmittag um halb vier Uhr war er nicht mehr. Sein Geiſt trat die Reiſe in die Ewigkeit an, ohne daß er die bei den Katholiken üblichen Sterbeſakramente empfing. Man ließ zwar in Eile einen Geiſtlichen kommen, aber nur um das Publikum glauben zu machen, Leopold ſei ſo, wie es einem guten katholiſchen Chriſten gebührt, aus dieſer Welt geſchieden.

Ueber die Urſache ſeines ſo ſchnellen Todes wurde verſchieden geurtheilt. Viele muthmaßten, er ſei vergiftet worden; auch wurden wirklich ein gewiſſer Colombeau, Hofmeiſter bei dem Reichsvizekanzler Fürſten von Colloredo, nebſt zwei Andern in Verhaft genommen. Von dem erſtern hieß es, er habe dem Kaiſer bei der Krönung zu Prag Gift beigebracht. Was auch an der Sache ſein

mochte, ſo
ner Zurück
Durchfalle
verbunden
Stunde v
Konvulſio
weßwegen
übliche E
ſtellte.

Leopo
in der R
ſeiner Li
welche ih
ten, ihn
insbeſond
gen, die
weder n
nach ſei
ſprechen.
Leopold
ihm ma

Die
tinnen
ſobald

ihm eine längere Regierung beſchieden geweſen wäre, wieder gut gemacht, was er, von der Furcht vor Revolutionen verblendet, verdarb; denn im Grunde des Herzens war er dem Syſteme ſeines Bruders nicht ſo feind, als er ſich anſtellte. Was er jedoch ſeinem Reiche einſt hätte werden können und wollen, war nicht der Maßſtab, nach welchem ihn die Einwohner der Monarchie beurtheilten. Sie ſahen nur, was er gethan hatte, fühlten, daß durch ihn Joſeph's Verluſt nicht erſetzt wurde und darum betrübte ſie auch ſein Tod nicht, um ſo weniger, als ſie ſich von ſeinem Nachfolger Franz II. unendlich viel verſprachen.

Leopold wurde mit den gewöhnlichen Zeremonien in der Gruft ſeiner Väter beigeſetzt, in die ihm nach wenigen Wochen ſeine Gemahlin folgte, die Infantin von Spanien, Maria Louiſe, mit welcher er dreizehn Kinder gezeugt hatte.

der andere Nachtheiliges über denſelben geſagt hatte; überhaupt behielt gewöhnlich Recht, wer am letzten bei ihm war, wenn er gleich von früher vorgebrachten Gründen überzeugt geweſen zu ſein ſchien. Wer ſich ſeiner Gunſt rühmte, verlor ſie auf immer und empfand ſeine Ungnade auf das ſtrengſte, wie dies einem gewiſſen Stiebert begegnete, der ſehr viel über den Kaiſer vermochte. Er hielt ungemein viel darauf, daß man von ihm glauben ſollte, er herrſche allein. So ſehr er den Adel begünſtigte, ſo wenig war er ihm wirklich gewogen, und es freute ihn, wenn die Geißel der Satyre dieſen Stand traf. Er ſchien, beſonders an Audienztagen, gewaltig zu arbeiten, und hörte diejenigen, welche ihm ihre Anliegen zu offenbaren kamen, ſelten mit Aufmerkſamkeit an; ja Manche hatten ſich kaum dem Tiſche, an dem er ſaß und ſchrieb, genähert, als ſie auch ſchon wieder mit ſeinem gewöhnlichen: „Servus!“ entlaſſen wurden. Faſt den ganzen Tag kante er von ihm ſelbſt verfertigte Diabolini, die aus den hitzigſten Ingredienzien zuſammengeſetzt waren.

Die Trauer um Leopold war nicht groß; Viele hatten ihn ſogar gehaßt. Vielleicht hätte er, wenn

ihm eine längere Regierung beſchieden geweſen wäre, wieder gut gemacht, was er, von der Furcht vor Revolutionen verblendet, verdarb; denn im Grunde des Herzens war er dem Syſteme ſeines Bruders nicht ſo feind, als er ſich anſtellte. Was er jedoch ſeinem Reiche einſt hätte werden können und wollen, war nicht der Maßſtab, nach welchem ihn die Einwohner der Monarchie beurtheilten. Sie ſahen nur, was er gethan hatte, fühlten, daß durch ihn Joſeph's Verluſt nicht erſetzt wurde und darum betrübte ſie auch ſein Tod nicht, um ſo weniger, als ſie ſich von ſeinem Nachfolger Franz II. unendlich viel verſprachen.

Leopold wurde mit den gewöhnlichen Zeremonien in der Gruft ſeiner Väter beigeſetzt, in die ihm nach wenigen Wochen ſeine Gemahlin folgte, die Infantin von Spanien, Maria Louiſe, mit welcher er dreizehn Kinder gezeugt hatte.

Siebentes Kapitel.

Geliebt von allen seinen Unterthanen, bestieg Franz II. den Thron. Jedermann versprach sich ein goldenes Zeitalter unter seiner Regierung, und sein redliches, offenes Betragen, seine Gutmüthigkeit schienen die Erwartungen zu rechtfertigen, welche man sich von ihm machte. Sein Charakter entzückte Jeden, der mit ihm sprach; denn aus allen seinen Worten leuchtete Wohlwollen, herzliche Theilnahme und gerader Biedersinn hervor; auch kannte sein Herz wirklich keinen Trug,

keine Hinterlist, keine Falschheit. Man schätzte ihn jener Eigenschaften wegen um so mehr, als man sie bei seinem Vater vermißt hatte. So geneigt Leopold war, Alles zu versprechen und wenig oder nichts zu halten, so behutsam war Franz mit seinen Zusagen. Er versprach nie etwas unbedingt, ja er schlug sogar öfter gleich ab, was man von ihm forderte, aber in einem so gütigen, theilnehmenden Tone, daß ihn selbst diejenigen, welche fruchtlos baten, mit einem Herzen voll Liebe verließen, und Alle dieses offenen Betragens wegen ihn schätzten, ihm vertrauten.

Daß sich ungeachtet dieser guten Eigenschaften die Zuneigung des Volkes zu Franz bald verminderte, war die Schuld derjenigen, die ihn leiteten; ihnen schrieb man es auch zu, daß er noch weniger als sein Vater in die Fußstapfen Joseph des Zweiten trat.

Die Erziehung, welche Franz II. genoß, schläferte seine Anlagen, die ohnedies nicht die vorzüglichsten waren, noch mehr ein, anstatt sie zu wecken. Graf Colloredo, nachmaliger Kabinets- und Konferenzminister, ein Mann von den beschränktesten Geistesfähigkeiten, sehr arm an Kennt-

niſſen, aber dafür reich an Frömmigkeit und Andacht, war der Oberſthofmeiſter, unter deſſen Aufſicht der künftige Beherrſcher ſo vieler Millionen aufwuchs, von welchem dieſer, wie man allgemein behauptete, ſelbſt auf dem Throne noch geleitet wurde.

Als Franz von Florenz nach Wien kam, wo er unter den Augen ſeines Oheims die ſchwere Herrſcherkunſt erlernen ſollte, wurden ihm Lehrer an die Seite gegeben, in deren Wahl Joſeph einen Fehlgriff gethan hatte. Ein Exjeſuit — in dieſem Worte liegt Alles begriffen — Namens Diesbach, und Herr von Schloißnig erhielten dieſe ſo wichtigen Stellen. Jener unterließ nicht, den Samen der Frömmigkeit, den Graf Colloredo in die Seele ſeines Zöglings geſtreut hatte, wo er auf einen guten, fruchtbaren Boden fiel, ſorgfältig zu begießen, vor allem philoſophiſchen Unkraute zu bewahren und zur erwünſchten Reife zu bringen. Dieſer ſollte den Erzherzog in den Rechtswiſſenſchaften unterrichten; aber ſtatt mit ſeinem Zögling im Corpus Juris herumzuwühlen, fand es Herr von Schloißnig für das künftige Wohl der öſterreichiſchen Staaten nützlicher, demſelben in der

Kunſt, niedliche Vogelbauer zu verfertigen, Unterricht zu geben. Auch unterwies er ihn, auf welche Art Stühle, Tiſche und Kommoden am ſchönſten und dauerhafteſten mit Firniß übertüncht werden können.

Dieſe Beſchäftigungen des künftigen Thronfolgers, ſo großes Vergnügen ſie dem Erzherzoge ſelbſt machten, hatten doch nichts weniger als den Beifall ſeines Oheims. Joſeph verwies ſeinem Neffen eine ſolche dem künftigen Beherrſcher eines großen Reiches nicht geziemende Verwendung der koſtbaren Zeit erſt durch gütige, dann durch ernſtliche Ermahnungen auf das nachdrücklichſte. Allein er mußte mit Mißvergnügen und Bedauern ſehen, daß ſeine wohlgemeinten Ermahnungen fruchtlos waren, weil jeder wiſſenſchaftliche Unterricht den Erzherzog anekelte und dieſer nur an tändelnden, eines zum Manne reifenden Jünglings, noch mehr aber eines Thronfolgers unwürdigen Spielen Vergnügen fand, wodurch er ſich ſchon damals vielen Tadel zuzog. So geſchah es unter Anderm, daß in einem der Tagblätter, deren unter Joſeph II. eine große Anzahl erſchienen, die aus einer auswärtigen Zeitung entlehnte Nachricht ſtand, der Erzherzog ver-

kürze ſich mit ſeiner Gemahlin täglich Abends die Zeit durch eine Kammermuſik, bei der die Erzherzogin die große Baßgeige, der Erzherzog aber die ſogenannte Holzfidel, oder wie man in Wien ſagt, das hölzerne Gelächter ſpiele. Ueber dieſe freilich nicht ſehr erbauliche Neuigkeit wurde der Erzherzog, dem ſie zufällig zu Geſicht kam, gewaltig aufgebracht; er beſchwerte ſich bei dem Grafen Cobenzl, der unter Kaunitz der Haus- und Staatskanzlei vorſtand und die auswärtigen Geſchäfte beſorgte, über die Vermeſſenheit des Zeitungsſchreibers und trug ihm auf, demſelben wegen der Aufnahme dieſer Nachricht einen ſcharfen Verweis zu geben.

Graf Cobenzl hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich dem künftigen Kaiſer durch die Bereitwilligkeit und Eile zu empfehlen, mit welcher er deſſen Aufträge erfüllte. Der Herausgeber des Blattes wurde in die Staatskanzlei berufen und Graf Cobenzl redete ihn mit ernſter Amtsmiene alſo an:

„Was unterfingen Sie ſich, dieſe Nachricht aufzunehmen?“ Dabei deutete er auf die anſtößige Stelle.

„Ich nahm ſie auf, weil ſie in einer auswärtigen Zeitung ſteht, und ich Alles aufnehmen darf, was in fremden Zeitungen enthalten iſt.“

„Der Erzherzog ſind ſehr darüber aufgebracht.“

„Das iſt mir leid, und ich geſtehe, daß ich gar nicht glaubte, Seine kaiſerliche Hoheit dadurch zu beleidigen.“

„Sie hätten ſie nicht aufnehmen ſollen.“

„Warum nicht? Iſt die Nachricht falſch, ſo iſt ſie zu kleinlich, zu unwürdig, als daß man ſich über ſie ärgern könnte, und der Erzherzog kann oder ſollte wenigſtens die Verleumdung verachten; iſt ſie wahr, ſo wird er gewarnt, ſich künftig in Acht zu nehmen, Veranlaſſung zu ſolchen Nachrichten zu geben.“

„Wiſſen Sie, daß Ihr Blatt verboten werden kann?“

„Deswegen nicht, ſo lange Kaiſer Joſeph lebt.“

Graf Cobenzl entließ den trotzigen Zeitungsſchreiber mit einem ungnädigen, finſtern Geſichte, und erfüllte ſeine Drohung, ſobald Franz den Thron beſtiegen hatte.

Nach den Unterrichtsſtunden unterhielten ſich der Erzherzog und Schloißnig meiſtens mit allerlei gym-

naſtiſchen Spielen, durch die oft ein ſolches Getöſe entſtand, daß Joſeph, über deſſen Zimmer Franz wohnte, gezwungen wurde, hinaufzuſchicken und Ruhe zu gebieten, bei welcher Gelegenheit einſt der Erzherzog mit verbundenen Augen ſoll angetroffen worden ſein, wie er eben bemüht war, ſeinen Lehrer zu haſchen.

Leopold mochte ſelbſt fühlen, daß die Erziehung des Thronfolgers vernachläßigt worden ſei, und hielt ihn aus dieſer Urſache zur Arbeit und Thätigkeit an. Franz mußte alle Donnerstage Audienz ertheilen und ſeinem Vater über die ihm eingereichten Bittſchriften und Memoranden kurze Berichte geben, und aus denſelben Auszüge machen, um mit dem Gange der Geſchäfte einigermaßen bekannt zu werden. Auch wurden ſowohl er als ſein Bruder, der nachmalige Großherzog von Toskana angehalten, Aufſätze über allerlei Staatsangelegenheiten auszuarbeiten, welche Leopold dann beurtheilte, indem er ſeinen Söhnen die Fehler, die ſie gemacht hatten, zeigte und ſie verbeſſerte.

Dieſe Methode konnte für Franz von großem Nutzen ſein, wenn er nur mit einigen Vorkenntniſſen verſehen war; allein er ſchien dieſe nicht

zu beſitzen, weil er keinen einzigen Aufſatz ſelbſt ausarbeitete, ſondern dieſelben von Schloißnig oder einem ſeiner Kanzleiſchreiber verfertigen ließ. Audienz mußte er nun freilich ſelbſt geben, weil wohl nicht gut ein Anderer ſich an ſeinen Platz hinſtellen konnte; daß ihm aber dieſes Geſchäft nicht ſehr angenehm geweſen ſein müſſe, läßt ſich daraus abnehmen, weil er, als er den Thron beſtiegen hatte, die Audienzen ganz abſchaffte und ſie erſt dann wieder einführte, als das Mißvergnügen darüber im Publikum zu laut wurde. Die Audienzen, welche er als Erzherzog gab, dauerten von acht Uhr Morgens bis eilf Uhr. Während dieſer Zeit nahm er die Bittſchriften ab, hörte auch an, was man ihm ſagte, und entließ Jeden, der ihm etwas einreichte, mit den Worten: „Ich werde meinen Vater davon unterrichten.“ Nie ließ er ſich in das Detail irgend einer Sache ein, oder forſchte nach Belehrung und Aufſchlüſſen. Der folgende Vorfall beſtätigt es. Kaiſer Joſeph hatte eine Preisfrage aufgegeben über die beſten Mittel, dem Wucher ohne Strafgeſetze Einhalt zu thun. Ein öſterreichiſcher Schriftſteller verfaßte eine Abhandlung über Wucher und Wuchergeſetze; da aber

Joseph starb, noch ehe der Aufsatz vollendet war, übergab ihn der Verfasser dem Kaiser Leopold. Der Monarch las ihn, versicherte den Verfasser seines Beifalls und sagte: „Bringen Sie diesen Aufsatz meinem Sohne. Sagen Sie ihm nur, daß ich Sie damit sende. Er soll seine Meinung darüber sagen. Ich möchte gern, daß er im juridischen Fache einige Kenntnisse erhielte.“ Dem Auftrage des Monarchen Folge leistend, begab sich der Schriftsteller zum Erzherzoge und überreichte demselben seine Arbeit. Franz gerieth in Verlegenheit, machte wohl dreißig Bücklinge und sagte weiter nichts, als: „Das ist recht schön. Ich bin Ihnen verbunden. Ich werde meinen Vater davon unterrichten.“

Dieses Betragen des Erzherzogs verrieth das Bewußtsein, daß sein Lehrer die juridischen Kollegia nicht mit übermäßiger Gründlichkeit gelesen habe; daher seine Verlegenheit, welche aus dem Mißtrauen in seine eigenen Kenntnisse entsprang. Dieses Mißtrauen in seine Kräfte hat ihn auch auf den Thron begleitet und war die Ursache, daß er es nicht wagte, etwas aus eigenem Antriebe zu thun, sondern immer seine Minister und Hofstel-

len zuvor um Rath fragte. Es verdient zwar keinen Tadel, ja es iſt weiſe und lobenswerth, wenn ein Monarch, beſonders ein junger, nicht Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen will, ſondern den Rath älterer, erfahrner und geſchäftskundiger Männer einholt; aber er muß ihnen nicht blindlings folgen, ſondern erſt prüfen und dann ſelbſt wählen. Er muß ſie nicht an ſeiner Statt rathen und handeln laſſen, ſondern nur ihre Meinung mit dem vergleichen, was er denkt und zu thun Willens iſt. Schränkt er ſich auf das erſtere ein, ſo empfängt er von ſeinen Miniſtern und Hofſtellen keinen Rath, ſondern Befehle. Daß dieſes bei Franz der Fall war, wird ſehr wahrſcheinlich, wenn man erwäget, was in ſeinem Namen ſchon alles geſchehen iſt. Gewiß, würde das gute menſchliche Herz des Kaiſers in manchen Fällen anders entſchieden und gehandelt haben, wenn ſeine Miniſter nur Rath-, nicht Befehlgeber wären.*)

Franz hatte bei ſeiner Thronbeſteigung keine Schwierigkeiten im Innern zu bekämpfen. Ihm wurde mit Vergnügen in Oeſterreich, Steiermark,

*) Es iſt hier durchgehends nur von den erſten Regierungsjahren Franz II. die Rede.

Kärnthen, Krain und Tirol gehuldigt, mit den größten Freudenbezeugungen die Krone von Ungarn und Böhmen aufgesetzt. An diesen feierlichen Tagen herrschte nicht bloß in den Hauptstädten Jubel, auch auf dem Lande war man fröhlich, entzückt über seine Thronbesteigung, denn der Ruf von seinem guten Herzen war bis in die niedrigsten Hütten gedrungen. Er konnte da mit mehr Recht als sein Vater den Denkspruch wählen: Opes regum corda populi, denn nie besaß ein Monarch diesen Schatz in solcher Fülle, wie Franz in den ersten Tagen seiner Regierung. Seine Minister aber beraubten ihn dieses Reichthumes nur zu bald.

Unmittelbar nach Leopolds Tode wurde dessen geheimes Kabinet aufgelöst und durch dasjenige ersetzt, welches Franz als Erzherzog hatte. Hierin folgte dieser nur dem Beispiele seines Vaters. Auch Leopold hatte das geheime Kabinet seines Bruders aufgehoben, ob es gleich aus sehr fähigen Männern zusammengesetzt war, und ein ganz neues errichtet, das aus Leuten bestand, die er aus Italien mitgebracht hatte und die in den österreichischen Geschäften ganz unerfahren waren. Franz bekleidete Colloredo mit der Würde eines Kabinetsmini-

sters und ernannte Schloißnig zum Kabinetsrathe. Diese zwei Männer leiteten nun alle Geschäfte und beherrschten die österreichische Monarchie mit beinahe unumschränkter Gewalt, obwohl es ihnen leider an hinlänglichen Fähigkeiten, Schloißnig überdies noch an Rechtschaffenheit fehlte. Nur ihre Geschöpfe wurden zu öffentlichen Aemtern befördert; so z. B. zwei Stellen im geheimen Kabinete mit Neffen von Schloißnig besetzt, die kaum recht schreiben konnten.

Leopold hatte die Preßfreiheit in ziemlich enge Grenzen eingeschlossen; aber Franz schränkte sie noch mehr ein, oder richtiger, hob sie völlig auf. Der Andächtelei, den geistlichen Vorurtheilen, dem lächerlichen Aberglauben, welche unter der Regiegierung seines Vaters ohnehin schon sehr begünstigt wurden, öffnete er vollends alle Thore, und die gesunde Vernunft wurde in allen österreichischen Staaten für Contrebande erklärt. Dem größten Theile der Nation mißfiel eine Richtung, welche von derjenigen, die Joseph eingeschlagen hatte, so verschieden war; man sah mit Betrübniß, wie zwei Männer das Staatsruder führten, welche nicht mit der geringsten Befähigung dazu ausgerüstet waren.

Einige würdige, gelehrte, verdienſtvolle Männer, denen Joſeph und Leopold ihr Zutrauen geſchenkt hatten, vereinigten ſich nun aus reiner Vaterlandsliebe, aus uneigennützigem, innigen Wohlwollen für den Monarchen und beſchloſſen, ihm über das Treiben ſeiner zwei Günſtlinge die Augen zu öffnen. Alles wurde angewendet; kein Mittel, welches ſich rechtſchaffene Männer erlauben können, blieb unverſucht, dem ehemaligen Oberſthofmeiſter und dem Sykophanten, welcher den Namen eines Lehrers der Rechtswiſſenſchaft geführt hatte, das unbegränzte Zutrauen des Kaiſers zu entziehen. Einige Zeit blieb der Ausgang des Kampfes zweifelhaft; diejenigen, welche um das Geheimniß wußten, daß an dem Sturze der Günſtlinge gearbeitet werde, und den Triumph der guten Sache wünſchten, harrten voll banger Erwartung; — allein es traf leider ein, was ein Mann von Anſehen, der ein wichtiges Amt bekleidete und mit an der Spitze des Bundes gegen Colloredo und Schloißnig ſtand, kurz vor der Entſcheidung an einen Freund ſchrieb: „Heute wird es ſich entſcheiden, ob Oeſterreich's „Wohl über ſchwächliche Gunſt die Oberhand erhal„ten werde oder nicht. Eine bange Ahnung ſagt

„mir, daß unſer Beſtreben fruchtlos ſein wird.“ Franz, noch immer an Gehorſam und Ehrfurcht gegen ſeinen frühern Oberſthofmeiſter gewöhnt, zu dankbar gegen denjenigen, der ihn ſo manche Künſte gelehrt hatte, die noch immer ſeinen angenehmſten Zeitvertreib ausmachten, ließ die Wagſchale, in der Oeſterreich's Wohl lag, auffliegen, und Colloredo und Schloißnig ſiegten. Die wahrhaft patriotiſche Partei, welche keinen andern Zweck hatte, als den Ruhm des Monarchen zu erhalten, die wahre Glückſeligkeit ſeiner Staaten zu befördern, unterlag gänzlich und wurde zum Lohne ihres gutgemeinten Beſtrebens jakobiniſcher Grundſätze verdächtig gemacht. Alle Gutgeſinnten trauerten; wer ſich aber nicht der nämlichen Beſchuldigung revolutionärer Tendenzen ausſetzen wollte, mußte ſeinen Schmerz tief im Innern verſchließen.

Nach dieſem Siege ſtieg das Anſehen und die Macht des Grafen von Colloredo und des Herrn von Schloißnig auf die höchſte Stufe. Wer Unterſtützung verlangte, ſuchte ſie bei ihnen; wer ſein Glück machen wollte, ſchloß ſich an einen dieſer Allgewaltigen an.

Unter denjenigen, die ſich in die Klientel des

Grafen von Colloredo drängten, um durch deſſen mächtigen Schutz zu den höchſten Ehrenſtellen zu gelangen, nahm Graf Franz von Saurau einen der vorzüglichſten Plätze ein. Einer armen Familie der Steiermark angehörig, hatte er als Stiftling im Thereſianum zu Wien unter den Jeſuiten ſeine Studien vollendet. Er war nun ein Mann in den beſten Jahren, ſehr fähig und kenntnißreich, beſaß ſehr viel Thätigkeit und einen raſtloſen Fleiß. Er gehörte unter die mit der kälteſten Ueberlegung handelnden Menſchen, war geſchmeidig wie ein Aal, nahm wie ein Chamäleon alle Farben an und wußte ſich vortrefflich in ſeine Leute zu ſchicken. Unter Joſeph ein aufgekärter Mann, ein entſchiedener Feind der geiſtlichen Vorurtheile, des religiöſen Aberglaubens, wurde er unter Leopold und Franz ein fleißiger Kirchenbeſucher und orthodoxer Gläubiger.

Graf Saurau und Prandſtetter waren Jugendfreunde und begannen faſt zu gleicher Zeit ihre Amtslaufbahn — dieſer als Auskultant beim Magiſtrate, jener als Konzeptspraktikant. 1784 erhielt Saurau die Stelle eines Kreiskommiſſärs in Traiskirchen bei Wien, von da wurde er zum Gubernialrathe nach Prag befördert und 1788 kam er

als Regierungsrath und Stadthauptmann nach Wien. Im zweiten Jahre der Regierung Leopolds sah er sich zum Hofrathe ernannt, bekam jedoch kein Departement oder, wie es in Oesterreich heißt, Referat. Da er in dieser Eigenschaft bis zur Thronbesteigung Franz II. diente und nichts zu thun hatte, vergnügte er sich manchmal in Gesellschaft der Grafen Herberstein, Karl Harrach und Joseph Pergen mit der Feldjagd, bei welcher diesen Herren einmal das Unglück begegnete, daß durch einen unvorsichtigen Schuß auf ein Strohdach Feuer auskam, welches beinahe ein ganzes Dorf in Asche legte und einen gerichtlich ermittelten Schaden von 17000 Gulden verursachte. Die Gemeinde klagte auf Schadenersatz, und es ist nicht zu zweifeln, daß ihr die strenge Unparteilichkeit der obersten Justizstelle habe Recht widerfahren lassen; denn dieser Gerichtshof ist stets den geraden Weg gegangen und hat sich durch den Muth, mit welchem er dem Monarchen, wenn durch dessen oder der Minister Machtsprüche Jemanden Unrecht geschehen sollte, nachdrückliche Vorstellungen machte, in ganz Oesterreich verdiente Hochachtung erworben.

So fest Colloredo's Macht gegründet war, so

unumſchränkt er herrſchte, ſo mußte er ſie doch mit ſeinem Mitregenten theilen (in Wien nannte man dieſe Zwei nicht anders, als die beiden Kaiſer), und da jeder von ihnen bei ſeinen Handlungen nur ſeine Privatabſichten im Auge hatte, da des Grafen Colloredo Plane nicht immer dem Vortheile des Herrn von Schloißnig günſtig waren, ſo entzweiten ſie ſich bald und kehrten die Waffen, mit denen ſie kurz vorher ihre gemeinſchaftlichen Gegner beſiegt hatten, gegen einander. Die Partei des Grafen Colloredo, der Schloißnig ein Dorn im Auge war, weil er der Gewalt des Kabinetsminiſters das Gleichgewicht hielt, bot Alles auf, den gefährlichen Nebenbuhler zu ſtürzen. Der Verſuch, einen Mann um die Gunſt des Kaiſers zu bringen, dem dieſer ſehr zugethan war, weil er ihm die Geſchicklichkeit in manchen ihn ganz beſonders unterhaltenden Künſten verdankte, war lange nicht ſo gefährlich, als er es zu ſein ſchien, da Schloißnig ſeinen Feinden ſelbſt in die Hände arbeitete. Der Kabinetsrath, dem es an Klugheit und Geſchmeidigkeit fehlte, um ſich auf ſeinem allgemein beneideten und eben deswegen angefochtenen und ſchlüpfrigen Poſten zu erhalten, machte ſich

durch seinen Hochmuth, durch die ungeschickten Aeußerungen seiner mächtigen Gewogenheit oder seines furchtbaren Hasses selbst diejenigen abgeneigt, die er begünstigte, und erleichterte dadurch seinen Gegnern die Ausführung ihres Planes. Es konnte in der That nicht schwer sein, einem Manne beizukommen, der sich solche Blößen gab, wie Schloißnig, um nur ein Beispiel anzuführen, in dem Bescheide, welchen er dem Herausgeber des politischen Siebes ertheilte. Dieser Schriftsteller verfügte sich dem Rathe des Grafen Sauer zu Folge bald nach Leopolds Tode zu dem neuen Monarchen. Franz empfing ihn mit herzlicher Güte, gestand, daß ihm Unrecht geschehen sei, und entließ ihn mit den Worten: „Sie haben Recht; ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Geben Sie mir nur einen Fingerzeig, denn ich“ (bei diesen Worten klopfte er ihm auf die Schulter) „habe nichts gegen Sie und mißbillige, was mein Vater gethan hat.“

Von der Güte des Monarchen gerührt, durch seine Versicherungen mit Hoffnungen belebt, begab sich der Verfasser des Schlendrians nach Hause, um den verlangten Fingerzeig schriftlich aufzusetzen. Aber er gab zehn Fingerzeige, ohne daß ihn ein

einziger auf die rechte Straße geführt hätte, und er würde vielleicht noch zwanzig gegeben haben, wäre nicht Herr von Schloißnig so gütig gewesen ihm zu sagen: „Sie bemühen sich umsonst. Sie werden nichts erlangen, denn ich bin Ihr Feind, weil Sie meinen Freund Gemmingen in der Schrift gegen Hoffmann beleidigt haben.“

In der festen Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, ihm die Gunst seines Zöglings zu rauben, betrug sich Schloißnig, wie man sagte, unbescheiden sogar gegen die Kaiserin. So viel ist wenigstens gewiß, daß er es sehr oft an der gebührenden Ehrfurcht fehlen ließ. Ein Fehler, der ihm um so weniger zu verzeihen ist, als er sehr gut wußte, daß Maria Theresia Alles über ihren Gemahl vermochte. Seine Gegner benützten die Unklugheit, schmeichelten der Kaiserin, wo und wie sie konnten, und wußten sie immer mehr gegen Schloißnig aufzubringen. So gelang es ihnen, diese Frau, die das Herz und folglich den Willen des Kaisers in ihrer Gewalt hatte, mit in den Bund zu ziehen, und mit Hülfe dieses mächtigen Alliirten siegte Colloredo und seine Partei. Schloißnig wurde plötzlich und ohne daß er diesen Schlag auch

nur leiſe ahnte, von Hofe entfernt und fiel in Ungnade. Doch blieb ihm eine jährliche Penſion von zehntauſend Gulden, indem das gute Herz des Kaiſers nicht vermocht werden konnte, ihn ganz zu verderben.

Ueber die Art, wie man Schloißnig um die Liebe und das Zutrauen des Monarchen brachte, wurde in Wien Folgendes erzählt. Schloißnig war im Begriffe, ſich zu vermählen. Die Kaiſerin fragte ihn nach ſeiner Braut und verlangte das Porträt derſelben zu ſehen. Schloißnig erwiederte, daß er Ihrer Majeſtät ſogleich damit aufwarten könne, zog ein Etui aus der Taſche, in dem ſich auf der einen Seite das Porträt, auf der andern ein Spiegel befand, und überreichte es der Kaiſerin mit den Worten: „Hier werden Ew. Majeſtät meine Geliebte ſehen.“ Die Kaiſerin öffnete das Etui, aber unglücklicher Weiſe für Schloißnig auf der Seite, wo der Spiegel war, und ſah — ſehr natürlich — ihr eigenes Bild. Sie nahm dies für eine feine, ihr ſelbſt gemachte Liebeserklärung, ſtellte ſich über die Verwegenheit höchlich aufgebracht und eilte auf der Stelle, mit dem corpus delicti in der Hand, zum

Kaiſer. Dort erzählte ſie den Fall und forderte augenblickliche Genugthuung und Strafe für den Vermeſſenen, der ſich erfrecht habe, ſeine Augen bis zu ſeiner Monarchin, der Gemahlin des Kaiſers, der ihn mit Wohlthaten überhäuft, zu erheben. Auf dieſe Anklage und das ungeſtüme Drängen der Kaiſerin ſei, ſagte man, Schloißnig ſogleich entlaſſen worden.

Nach Schlsißnig's Sturze hielt der Macht des Grafen Colloredo und ſeiner Partei nur noch der Einfluß der Kaiſerin die Wage. Wäre Maria Thereſia eine Katharina II. geweſen, ſo würde die Folgſamkeit, mit welcher ſich Franz ihr unterordnete, dem Staate Glück gebracht haben — wie viel ihr aber fehlte, um der Semiramis des Nordens zu gleichen, geht am beſten aus ein Paar Zügen hervor, die von glaubwürdigen Zeugen beſtätigt ſind.

Als einſt in Gegenwart der Kaiſerin die Rede auf das Theater kam, und bedauert wurde, daß der gute Geſchmack, den das deutſche Theater Leſſing zu danken gehabt, verſchwunden ſei, erwiederte Maria Thereſia: „Da bin ich nicht der nämlichen Meinung. Ich habe an Leſſing's Emilie

Galotti mit einem Male genug, denn das Stück macht mir schreckliche lange Weile; hingegen den Bettelstudenten kann ich hundert Mal hinter einander ansehen.“ In der That war diese Posse das Lieblingsstück des Hofes, und wenn beide Majestäten sich einen recht vergnügten Abend im Theater machen wollten, mußte der Bettelstudent gegeben werden.

Ein Transport gefangener Franzosen, welche nach Ungarn gebracht werden sollten, hielt in der Gegend um Wien, zu Baumgarten und Hütteldorf, Rasttag. Die Fürstin Paar, eine geborne Gräfin Buquoi, eine Dame voll Geist und von dem edelsten Herzen, hatte dort ihren Sommeraufenthalt genommen. Sie sah diese unglücklichen Gefangenen, abgerissen, ausgehungert, matt und entkräftet, in den Hütten, und gerührt von dem Elend dieser armen Schlachtopfer des Krieges, vergaß sie, daß die unbewaffneten, von Leiden aller Art entstellten Gefangenen gegen die Armeen des Kaisers als Feinde gestritten, und erblickte nur die unglücklichen Menschen in ihnen. Ihre eigenen Söhne dienten im Felde. Vielleicht hatte das wechselnde Kriegsglück auch ihnen das nämliche trau-

rige Loos zu Theil werden laſſen, vielleicht milderte in dieſem Augenblicke ein mitleidiges Herz die Bitterkeit deſſelben. Forderte nicht gerade dieſer Gedanke gebieteriſch, daß ſie an den Unglücklichen vor ihr that, was ſie wünſchte, daß ihren Söhnen geſchehen möchte? Sie ließ daher Lebensmittel und Geld unter die gefangenen Franzoſen vertheilen, die es ihr mit tauſend Segenswünſchen lohnten. Dieſe edle Handlung wurde der Kaiſerin berichtet, welche dieſelbe ſehr mißbilligte. Man beſchuldigte die Fürſtin unpatriotiſcher Geſinnungen, und maß die Schuld davon einer alten franzöſiſchen Gouvernante bei, welche ſich ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren in dem fürſtlichen Hauſe befand. Die Kaiſerin ließ alſo zuvörderſt der Fürſtin ihren allerhöchſten Unwillen wegen des gegen die gefangenen Franzoſen geäußerten Mitleidens zu erkennen geben, und ihr dann andeuten, daß ihr der Zutritt am Hofe unterſagt ſei, wenn ſie dieſe Franzöſin nicht auf der Stelle entließe, von der man glaubte, daß ſie der Fürſtin ſo ſchlechte Grundſätze beigebracht habe.

Der erhabenen Fürſtin Paar fiel in dieſer Alternative die Wahl gar nicht ſchwer. Sie ant-

wortete, daß ſie nie geglaubt habe, eine Handlung, welche aus dem Mitgefühle für das Elend ihrer Mitmenſchen entſprungen ſei, könne ihr den Unwillen der Monarchin zuziehen, beſonders, da man ſie von Jugend auf gelehrt habe, der unbewaffnete gefangene Krieger ſei nicht mehr als Feind, ſondern als Menſch zu betrachten. Unmöglich könne ſie ſich entſchließen, eine Frau zu entlaſſen, die durch viele Jahre das ſchwere Geſchäft der Erziehung mit ihr getheilt und es ihr erleichtert habe, da dieſe jetzt alt und hülflos ſei. Dies würde die größte Undankbarkeit ſein; lieber wollte ſie zeitlebens den Hof meiden, als ſich eines ſolchen Undankes ſchuldig machen. Man trieb nun die Rachſucht gegen die Fürſtin Paar ſo weit, daß man dem Verfaſſer der ſogenannten Eipeldauer Briefe die ungezogenſten Ausfälle auf dieſe Dame erlaubte, vielleicht ſogar zu thun befahl. Aber die edle Frau ſetzte den Verleumdungen einer ſo erbärmlichen Feder nur verachtendes Stillſchweigen entgegen. Richter und ſeine Eipeldauer Briefe werden ſchon lange vergeſſen ſein, wenn das Andenken an die Fürſtin Paar noch immer

in den Herzen Aller leben wird, welche für die ſtille Größe der Tugend empfänglich ſind.

Selbſt mit der Kaiſerin theilte Colloredo und ſeine Partei die Gunſt des Monarchen nur ungern; allein man fühlte, daß es nicht ſo leicht war, ſie durch Intriguen um das unbeſchränkte Zutrauen ihres Gemahls zu bringen, und wagte keinen Verſuch, deſſen Mißlingen, wie man mit Gewißheit voraus ſah, den Sturz derjenigen herbeiführen mußte, die ihn unternahmen, da die Kaiſerin die ſchwache Seite des Monarchen, welche ſie genau kannte, leicht benutzen konnte, um ihre Feinde zu verderben. Man beſchloß daher, ſich des Einfluſſes der Kaiſerin ſo lange mit Vortheil zu bedienen, bis Zeit und Umſtände eine günſtige Gelegenheit darbieten würden, dieſe gefährliche Nebenbuhlerin mit guter Art aus dem politiſchen Wirkungskreiſe zu verdrängen. Bis man es nach einigen Jahren wirklich dahin brachte, die Kaiſerin aus dem Staats- und Konferenzrathe, wo ſie immer gegenwärtig war, zu entfernen, gebrauchte man ſie, um dasjenige durchzuſetzen, was man aus gewiſſen Urſachen nicht ſelbſt in Vorſchlag bringen konnte, und es gelang jedes Mal.

Der Wille des Kaiſers wurde auf dieſe Art ganz von dem Grafen Colloredo geleitet, oder vielmehr von denjenigen, die den Kabinetsminiſter als Maſchine benutzten und ihm ihren Kopf liehen, wenn er in der Geſchwindigkeit den ſeinigen nicht zu finden wußte, was ihm ſehr oft begegnet ſein ſoll. Um die Entwürfe, über welche man im Geheimen brütete, ungehindert ausführen zu können, änderte man das von Leopold eingeführte Syſtem, inſofern es damit nicht ſtimmte, gänzlich um, und entfernte alle höheren Staatsbeamten, von denen man Widerſtand vermuthete, von ihren Stellen. Da man ſie nicht geradezu entlaſſen konnte, ſetzte man ſie mit Belaſſung ihres Gehaltes, der manchmal noch erhöht wurde, in den Ruheſtand, obgleich viele der Amovirten Männer in den beſten Jahren waren und dem Gemeinweſen noch lange hätten dienen können, und beſchwerte durch dieſe Maßregel den Staat mit unnützen Ausgaben, in einer Zeit, wo ohnehin ein koſtſpieliger Krieg ſeine Finanzen zerrüttete.

Achtes Kapitel.

Bruder Gallus war von der Sendung, mit der ihn die Loge beauftragt hatte, zurückgekehrt. Die Verbindung, welche er mit einigen Häuptern der Revolution in Frankreich eingeleitet, war nur eine vorübergehende gewesen und kurz vor dem Tode Leopold's abgebrochen worden, theils, weil die zunehmende Wachsamkeit der Polizei alle Kommunikationen erschwerte, theils weil in Paris die Dinge den Menschen über die Köpfe wuchsen. Die Loge beschränkte sich nun darauf, ihre Wirk-

ſamkeit in dem Kreiſe zu üben, auf welchen ſie urſprünglich angewieſen war; es fehlte nicht viel, ſo wäre ſie in der Reihe ihrer Schweſtern zurückgetreten, welche bloß philanthropiſche und Aufklärungszwecke verfolgten und ſich, von dem Gange der Weltereigniſſe erſchreckt, von aller Theilnahme an der Politik ferne hielten.

Frankreich hatte dem Könige von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt — der Abſagebrief war ſchon lange in Mantua und Pilnitz unterzeichnet und der Ausbruch nur ſo lange verzögert worden, bis man dem gereizten Gegner, der zuerſt das Schwert zog, die Schuld aufbürden konnte. Zu den Staatsmännern, welche ſich die meiſte Mühe gaben, die Kriegsflamme anzufachen, gehörte der alte Fürſt von Kaunitz, der die auswärtigen Angelegenheiten Oeſterreichs unter vier Monarchen leitete und der Gründer der Allianz war, welche die Häuſer Habsburg und Bourbon nach hundertjährigen Kämpfen vereinigte. Auf dieſe Allianz und die durch ihn zu Stande gebrachte Verheirathung der Erzherzogin Maria Antoinette mit Ludwig XVI. that er ſich am meiſten zu gute. Er glaubte, durch dieſen Meiſterſtreich Oeſterreich zu

einer außerordentlichen politiſchen Bedeutung gebracht, ſich ſelbſt aber unſterblichen Ruhm erworben zu haben. Dieſes ſein ſchönſtes Werk wurde durch die Revolution zerſtört; denn der Einfluß der Königin auf den König zum Vortheile Oeſterreichs wurde durch die neue Konſtitution zwar nicht aufgehoben, aber doch aller Kraft und Wirkung auf das Intereſſe dieſer Staaten beraubt. Konnte Kaunitz dies den Franzoſen verzeihn? Er, der auf ſeinen Monarchen, den Kaiſer Joſeph, nicht gut zu ſprechen war, weil dieſer ihn nicht bei allen ſeinen Einrichtungen um Rath gefragt hatte? Konnte er diejenige Erzherzogin von Oeſterreich, die er zur Königin von Frankreich gemacht, ihres Anſehens, ihrer Macht, ihres Einfluſſes auf die Staatsgeſchäfte berauben laſſen? Er ſtimmte alſo zu dem Entſchluſſe Leopold's, es zum Kriege gegen Frankreich kommen zu laſſen, mit Freuden bei, und als nach Leopold's Tode der neue Monarch ſich gänzlich ihm anvertraute und ihm die Leitung der auswärtigen Geſchäfte überließ, that er Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um den Ausbruch des Krieges zu beſchleunigen.

Seine Eitelkeit und ſeinen Hochmuth, die manch-

mal unausstehlich waren, abgerechnet, war Kaunitz ein Mann von großen Eigenschaften und seiner hohen Stellung gewachsen, wie Wenige. Er besaß eine ausgebreitete encyklopädische Bildung, liebte und schätzte Wissenschaft und Kunst, und zeigte es, indem er Gelehrte und Künstler in seine Gesellschaften, an seine Tafel zog, sich öfter mit ihnen in Gespräche einließ und sie mit Artigkeit behandelte, während er häufig Männer vom ersten Adel, selbst Gesandte, stehen ließ, ohne ein Wort mit ihnen zu reden. Aber er vergötterte, wie gesagt, sich selbst, seinen eigenen Werth und seine Verdienste, und gestand Keinem den Vorrang an Weisheit, Einsicht und Kenntnissen zu. Zu den mancherlei Sonderbarkeiten, die ihn auszeichneten, gehörte auch eine lächerliche Furcht vor dem Tode, die so weit ging, daß man in seiner Gegenwart nie sagen durfte, Dieser oder Jener sei gestorben, sondern sich euphemistischer Umschreibungen bedienen mußte. Selbst das Absterben des Kaisers durfte ihm nicht anders bekannt gemacht werden, als durch die Formel: „Seine Majestät, der König von Ungarn und Böhmen (sonst mußte

es heißen: Seine Majestät der Kaiser) haben das unterzeichnet.“

Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln starb der Fürst Kaunitz dennoch, und hatte in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten den Baron Thugut zum Nachfolger, der, wie man sagte, von einer Schifferfamilie abstammte, die ursprünglich Thunichtgut geheißen haben soll. Man erzählte, sein Großvater habe Kaiser Karl VI. in einer stürmischen Nacht über die Donau gesetzt, und zum Lohn, daß er ihn ohne Gefahr an das Land gebracht, habe dieser den Schiffer in den Adelstand erhoben und dessen Name in Thugut verändert. Auf diese Sage spielten die Verse an, welche man später gegen den Minister verbreitete:

Als einst dein Ahnherr, Thunichtgut, das Ruder führte
Von jenem Kahn, worin bei stürmisch finst'rer Nacht
Der Kaiser Carol fuhr, und es so gut regierte,
Daß er den Kaiser hat ganz wohl ans Land gebracht,
Hat Carl, um diesen Dienst in Gnaden zu erkennen,
Thugut, statt Thunichtgut, den braven Mann genannt.
Da du des Staates Schiff so schlecht mit deiner Hand
Regierst, soll man dich Thunichtgut auch wieder nennen.

Von Thugut, der in dem Rufe eines geſchickten Staatsmannes ſtand, erwartete man allgemein, daß er an der Herbeiführung des Friedens arbeiten werde; aber der Erfolg zeigte, wie ſehr man ſich in dieſer Erwartung getäuſcht hatte.

Thugut wußte ſich, ungeachtet der erſte Adel, den es verdroß, daß ein neugeadelter Baron die erſte Würde im Staate erhielt, ſehr gegen ihn intriguirte, nicht nur an ſeinem Poſten zu behaupten, ſondern auch nach und nach die Gunſt des Monarchen in ſolchem Grade zu erwerben, daß er ihn ganz nach ſeinem Willen lenkte und er allein von ihm angehört wurde. Thugut war ganz das Echo des engliſchen Miniſters Pitt. Was dieſer ſagte, wiederhallte jener — ob bloß aus perſönlicher Zuneigung gegen den großen Briten und aus Achtung für deſſen eminentes Talent, oder weil das engliſche Gold die engliſchen Vorſchläge unwiderſtehlich machte, blieb ungewiß. Als Thatſache machte ſich nur geltend, daß das wiener Kabinet unumſchränkt von dem engliſchen beherrſcht wurde, nichts that und ſprach, als was Pitt gethan und geſprochen haben wollte.

Die Beſchuldigung, welche Viele Thugut mach-

ten, daß er von Pitt erkauft ſei, den Kaiſer bei den kriegeriſchen Geſinnungen gegen Frankreich zu erhalten, mochte ungerecht und falſch ſein; aber ſicher wäre es dem öſterreichiſchen Miniſter nicht ſo leicht geweſen, die Urſachen, die ihn zur Fortſetzung des Krieges bewogen, öffentlich bekannt zu machen, und dieſelben vor dem Richterſtuhl ſeiner Nation, vor den Augen der ganzen vernünftigen Welt gegen die gegründeten Einwürfe zu vertheidigen. Die Beweggründe, welche Pitt hatte, Frankreich zu bekriegen, konnten unmöglich zur Rechtfertigung, noch weniger zur Entſchuldigung für Oeſterreich dienen. England wagte in dieſem Kriege nichts als Geld, welches dieſe deſpotiſche Beherrſcherin der Meere als Subſidien an Preuſſen bezahlte und dem Kaiſer gegen gute Verſicherung und hohe Prozente lieh; dagegen gewann es den Alleinhandel der ganzen Welt, und erwarb ſich dadurch zehnmal mehr, als es durch die Subſidien und Darleihen auf das Spiel ſetzte. Wenn Pitt ſeiner Nation die Vortheile vorrechnete, welche ihr aus dieſem Kriege zufloſſen, ſo waren es keineswegs vorgeſpiegelte oder eingebildete, ſondern weſentliche, die ſeine Feinde wohl abläugnen konn-

ten, ohne daß ſie jedoch im Stande waren, das Gegentheil zu beweiſen. Der größte Theil der Nation ſah dieſe Vortheile auch ein, und deßwegen konnte Pitt alle ſeine gewaltſamen Maßregeln mit leichter Mühe durchſetzen. Allerdings beſchwerte er die Nation mit ungeheuern Abgaben, aber ſie überſtiegen nicht ihr Vermögen und waren nicht drückender, als die frühern, weil der Erwerb im nämlichen Verhältniſſe zugenommen hatte. Nicht nur Deutſchland und Europa, alle Welttheile empfanden Britanniens tyranniſche Herrſchaft über die Meere. Der ganze Handel vereinigte ſich auf dieſer Inſel in einem Punkte, und ſie allein verſah alle übrigen Reiche mit den Produkten, welche Bedürfniß oder Luxus unentbehrlich gemacht hatten. Niemand konnte ihr dieſes verderbliche Monopol entreißen; denn Frankreich, das allein im Stande war, England das Gleichgewicht zu halten, beſaß keine Seemacht mehr, und konnte, weil es, von allen Seiten angegriffen, ſeine ganze Kraft gegen die Kontinentalmächte aufbieten mußte, an die Herſtellung einer anſehnlichen Flotte gar nicht denken. Dies war Pitt's Abſicht: Frankreich ſollte, wo nicht ganz vernichtet, doch wenig-

stens so geschwächt werden, daß es mit aller Anstrengung der Herrschaft Großbritanniens nicht gefährlich sei, noch je gefährlich werden könnte. Auf diesen einzigen Zweck arbeitete Pitt beständig hin. Auch die Unternehmung auf Quiberon hatte keine andere Absicht, nach der Aussage des unverwerflichsten Zeugen, des Marquis von Greta, der beim Herzog von Bourbon Aide-de-Camp war und wegen derselben unterhandelte. Er gestand selbst: „Es war darauf abgesehen, uns aufzuopfern. England hatte keine andere Absicht, als die französische Marine gänzlich zu zerstören, und diesem Reiche auch die Mittel zu rauben, je wieder eine furchtbare Seemacht errichten zu können. Deßwegen wurden zu dieser Unternehmung größtentheils nur versuchte und geschickte ehemalige französische Seeoffiziere gebraucht — sie sollten auf die Schlachtbank geführt werden; denn nach ihrem Untergange war Frankreichs Seemacht auf lange hin nicht mehr zu fürchten, weil die Lücken, die der Verlust so vieler tüchtigen Seeleute riß, schwer wieder ausgefüllt werden konnten. Sie mußten also aufgerieben werden, damit sie nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehren konnten.“

Um die Waffenerfolge der Alliirten bekümmerte ſich England gar nicht; ja es kamen in dieſem Kriege Beiſpiele vor, daß es ſeine Bundesgenoſſen manchmal ſogar verhinderte, Eroberungen zu machen. Sie ſollten nichts gewinnen; nur Frankreich ſollten ſie beſchäftigen, damit England zur See freies Spiel hatte und ſeine Beſitzungen in andern Welttheilen ungeſtört ausdehnen konnte. Dieſe Abſicht erreichte es auch, denn am Ende blieb ihm allein der Vortheil. Wenn daher Pitt ſtandhaft dabei verharrte, den Krieg gegen Frankreich ſo lange als möglich fortzuſetzen, ſo konnte er der Nation mit allem Rechte die Verſicherung geben, daß ihr Wohl es fördere, weil zu vermuthen war, daß England um alle Vortheile kommen würde, welche ihm Pitt durch ſo große Aufopferungen verſchafft hatte, ſobald Frankreich im Stande war, ſich den Abſichten Englands, des Handels der ganzen Welt Herr zu bleiben, mit Nachdruck zu widerſetzen.

Konnte aber Thugut ſeiner Nation das Nämliche ſagen, was Pitt der engliſchen mit allem Rechte ſagte? Während dieſer auf wirklich errungene, Allen ſichtbare Vortheile hinweiſen konnte,

wäre es jenem unmöglich gewesen zu beweisen, nicht, daß Oesterreich durch den Krieg etwas gewann, sondern nur, daß ihm derselbe nicht den größten Schaden zufügte.

Der Krieg wurde im April des Jahres 1792 erklärt — Oesterreich und Preußen waren im Geheimen schon dazu gerüstet, denn sie hatten ihn nicht nur vorausgesehen, sondern gewünscht und angefacht. Indessen betrug ihre ganze vereinigte Macht höchstens achtzigtausend Mann, welche unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig ganz Frankreich erobern, zerstückeln, und in dem Theile, der den Bourbonen vorbehalten blieb, die alte Monarchie wieder herstellen sollten. Einige unbedeutende Gefechte, die zum Vortheile der österreichisch-preußischen Armee ausfielen, und der Einzug in Longwy und Verdun flößten solches Vertrauen ein, daß man glaubte, der ganze Krieg werde in einem Feldzuge geendigt sein. Die Kriegsberichte, welche der wiener Hof in den sogenannten Extrablättern veröffentlichte, waren in solchem Tone abgefaßt, daß die Franzosen von den Oesterreichern, vorzüglich in Wien, als die feigsten, unerfahrensten Krieger Europa's angesehen wurden;

denn es hieß von ihnen, daß ihrer hundert und mehr vor zehn, fünfzehn, höchstens zwanzig österreichischen Soldaten überall, wo sich diese nur sehen ließen, ohne Gegenwehr davon liefen. Man hielt so wenig von der französischen Armee und verachtete die Kämpfer für Freiheit und Gleichheit so sehr, daß ein österreichischer Hauptmann, dessen Regiment Befehl erhielt, nach den Niederlanden aufzubrechen, im bramarbasirenden Tone sagte: „Ich bin noch unentschlossen, ob ich meine Hetzpeitsche oder meinen Degen mitnehmen soll; denn ich glaube, ich werde die erstere mehr als den letztern brauchen.“ Der nämliche Hauptmann wurde aber bald nach seiner Ankunft in den Niederlanden in einem Scharmützel, bei dem die Oesterreicher viel zahlreicher waren, als die Franzosen, verwundet und gefangen. Bei seiner Zurückkunft nach Wien fragte ihn ein alter Offizier, der seine frühern Prahlereien stillschweigend und mit Bedauern angehört hatte, warum er denn seine Hetzpeitsche nicht besser gebraucht und sich von solchen feigen Kerlen habe gefangen nehmen lassen.

Gegen den Herbst des nämlichen Jahres wen-

dete ſich das Kriegsglück, welches ſich Anfangs den Alliirten günſtig gezeigt hatte. Der Herzog von Braunſchweig mußte ſich aus der Champagne zurückziehen; Longwy und Verdun öffneten wieder den Franzoſen die Thore, und Dumouriez zwang die Oeſterreicher, ihren Bundesgenoſſen auf dem Rückzuge Geſellſchaft zu leiſten, und eroberte die Niederlande. Auf dieſen Schlag war man gar nicht vorbereitet; man hatte ganz ſicher geglaubt, dem guten Ludwig längſtens im Dezember mit der unumſchränkten Monarchie ein Weihnachtgeſchenk zu machen.

Wie in den Niederlanden, ſo drangen die Franzoſen auch am Rheine vorwärts und eroberten unter Luckner Mainz, die Hauptfeſtung Deutſchlands. Nun hielt man in Wien Konferenzen über Konferenzen; im Hofkriegsrathe wurden Plane auf Plane entworfen und verworfen; zwiſchen Wien und Berlin kreuzten ſich die Kuriere, um Antwort zu bringen und zu holen auf die große Frage: „was bei ſo geſtalteten Sachen zu thun ſei?“ Das Reſultat war, daß man beſchloß, was man gleich im Anfange des Krieges hätte beſchließen

ſollen, daß der Krieg mit ganzer Macht zu führen ſei.

Man wunderte ſich mit Recht, daß dieſer ſo natürliche Gedanke, dem Feinde die möglichſt größte Macht entgegen zu ſetzen, den Kabineten von Wien und Berlin ſo ſpät kam, und daß dieſe glauben konnten, eine Nation von fünfundzwanzig bis dreißig Millionen mit einer Armee von höchſtens achtzigtauſend Mann zu unterjochen. Man konnte ſich nicht denken, daß die Koalition auf die prahleriſchen Drohungen des Herzogs von Broglie und auf die gewaltige Proklamation des Herzogs von Braunſchweig ſo ſehr gerechnet habe, daß ſie meinte, die Franzoſen würden ſich durch die unmächtigen Worte eines Ausgewanderten und durch die hochtönende Sprache, zu der ſich der Herzog von Braunſchweig durch den Kaiſer oder vielmehr durch den König von Preußen verleiten ließ, ſo ſehr in Angſt und Schrecken ſetzen laſſen, daß ſie vor Furcht und Zittern ſich nicht zur Wehre ſtellen könnten. Und doch glaubten die Staatsmänner der alliirten Kabinete dies und Aehnliches, weil ſie ſich von den luftigen Vorſpiegelungen der Ausgewanderten täuſchen ließen. Dieſe, den Gra-

fen von Artois an der Spitze, gaben vor, an dem Aufſtande in Frankreich, ſo nannten ſie die Revolution, ſei nur der kleinſte Theil der Nation betheiligt. Ihnen ſeien aus dem Innern von Frankreich die heiligſten Verſicherungen zugekommen, daß ſelbſt die Meiſten von denen, die ſich zur Partei der Aufrührer geſchlagen hätten, ſehr unzufrieden wären, und nichts ſehnlicher wünſchten, als die Herſtellung der alten Ordnung der Dinge. Die öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen dürften alſo nur den franzöſiſchen Boden betreten, ſo würden ſich alſogleich mehr als zwei Drittheile der Einwohner Frankreichs auf ihre Seite ſchlagen, und der ganze Feldzug werde in kurzer Zeit geendet, der Aufruhr unterdrückt und die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt ſein. Dieſen Betheurungen nun glaubte man und rückte mit geringer Macht vor; die Selbſttäuſchung ging ſo weit, daß man z. B. vor Lille nur mit Feldgeſchütz zog, weil man ſicher darauf rechnete, die Beſatzung und Einwohnerſchaft dieſer Feſtung würde bei dem Anblicke der kaiſerlichen Truppen ſogleich die Thore öffnen, und man würde überall, wo man nur hinkäme, eine Menge Freunde und

Anhänger finden. Es gehörte in der That von der einen Seite sehr viel Dreistigkeit dazu, um solche Verheißungen zu machen, und von der andern sehr viel gutmüthige Leichtgläubigkeit, um sich von Versprechungen, von deren Richtigkeit man sich so leicht hätte überzeugen können, täuschen zu lassen.

Dem neu entworfenen Plane zufolge erhielten eine Menge Regimenter den Befehl, zu der Armee zu stoßen, deren Artillerie man mit schwerem Geschütz verstärkte; und es wurde beschlossen, den Oberbefehl der österreichischen Armee von dem der preußischen abzusondern, damit sie, so getrennt, besser wirken könnten. Das deutsche Reich wurde aufgefordert, an dem Kriege Theil zu nehmen, weil es ein Reichskrieg wäre; auch andere Mächte schlossen sich an, und mit der Drohung: „Wer nicht für uns ist, ist wider uns", lud man ganz Europa ein, Frankreich zu vernichten.

Prinz Koburg, welcher sich durch die im Türkenkrieg in Vereinigung mit Suwarow gelieferte Schlacht bei Martinestie den Ruhm eines geschickten Feldherrn erworben hatte, bekam den Oberbefehl über die kaiserliche Armee. Die Franzosen

wurden geschlagen, Dumouriez, besiegt, räumte die Niederlande, und die Truppen der Koalition betraten wieder französischen Boden. Mainz kapitulirte, Wurmser eroberte die berühmten weißenburger Linien, mußte sie aber nach einigen hartnäckigen Gefechten wieder räumen und wurde bald darauf von der Armee abgerufen. Dieser Vorfall gab, wo nicht die erste Veranlassung, doch wenigstens die erste Gelegenheit, daß sich zwischen der kaiserlichen und der preußischen Armee Mißtrauen äußerte. Wurmser bürdete dem Herzog von Braunschweig die Schuld des Verlustes der weißenburger Linien auf, und warf den Preußen vor, ihn nicht gehörig unterstützt zu haben. Der Herzog widerlegte jedoch diese Beschuldigung.

Das Glück der kaiserlichen Waffen erhob den Muth der Wiener, welchen die Hiobsposten, die im ersten Jahr des Krieges einliefen, ziemlich niedergebeugt hatten. Die Patrioten von dem Schlage, wie ihn die Polizei gern sah, überließen sich schon den ausschweifendsten Hoffnungen; sie sahen die kaiserliche Armee ohne Aufenthalt und ohne allen Widerstand nach Paris marschiren, diese Stadt, im Falle sie sich nicht gutwillig unter die alte

Verfaſſung beugen wollte, zu einem Schutthaufen zuſammenſchießen, und alle Franzoſen, die für die Freiheit kämpften, ohne Gnade von der Erde vertilgen. Wenigſtens mußte, wenn Paris ſich ergab, die ganze Nationalverſammlung in corpore an den Galgen. Dann ſollte der Dauphin als Ludwig XVII. gekrönt und die unumſchränkte Monarchie wieder eingeführt werden.

Die neue Republik befand ſich allerdings in einer mißlichen Lage. Die noch vor Kurzem ſiegreiche Armee derſelben erlitt eine Niederlage nach der andern — ein Räthſel, welches erſt entziffert wurde, als Dumouriez ſich flüchtete und als einen Verräther ſeines Vaterlandes darſtellte. Man zweifelte nun nicht mehr daran, daß die meiſten Siege über ihn durch Beſtechungen gewonnen worden ſeien, und flüſterte ſich ſelbſt in Wien zu, Prinz Koburg habe einige Millionen zu geheimer Verwendung erhalten, und ſein Mißvergnügen darüber, daß man ihm Rechenſchaft abgefordert, ſei zum Theil die Veranlaſſung geweſen, daß dieſer General, den man Anfangs vergötterte, in Kurzem von der Armee abgerufen und Prinz Albert

von Sachsen-Teschen an seiner Stelle mit dem Oberbefehl bekleidet wurde.

Die kaiserliche Armee rückte der Hauptstadt Frankreichs immer näher. Valenciennes, Condé, Landrecy, Quesnoy mußten sich ergeben, und selbst Dünkirchen wäre gefallen, hätte die Ungeschicklichkeit des Herzogs von York das Unternehmen nicht vereitelt.

Um den Muth seiner Krieger noch mehr zu beleben, die Eroberungen zu beschleunigen und dem großen Ziele desto geschwinder näher zu rücken, verfügte sich Kaiser Franz selbst nach den Niederlanden und sah noch Valenciennes erobern. Hier war es, wo Mack zum Frieden rieth und dieses guten Rathes wegen in den Ruhestand versetzt wurde. Würde Oesterreich sich damals in seinem Glücke zu mäßigen gewußt und der Republik Frieden angeboten haben, so hätte es den glorreichsten Frieden, den es jemals schloß, erhalten und Europa Ruhe und Glück schenken können. Aber von dieser Mäßigung war das wiener Kabinet weit entfernt, und die Strafe für dessen Uebermuth folgte auf dem Fuße nach. Bald nach der Einnahme von Valenciennes wohnte der Kaiser einer

Hauptſchlacht bei, welche die Franzoſen gewannen, und bei der er ſelbſt nur mit genauer Noth der Gefangenſchaft entging. Dieſe Gefahr war die Veranlaſſung, daß man den Monarchen bewog, wieder nach Wien zurückzukehren.

In dieſer Hauptſtadt waren von dem Wirken Joſeph's des Zweiten wenige Spuren mehr zu erblicken. Graf Colloredo und ſeine Partei ſtützten ihre Macht vorzüglich auf die geheime Polizei, der ſie noch mehr Gewalt und Ausdehnung gaben, als ihr ohnedies ſchon vom Kaiſer Leopold eingeräumt worden war. Vor Allem trennten ſie dieſelbe von dem Wirkungskreiſe der niederöſterreichiſchen Regierung, dem ſie Leopold zugewieſen hatte, weil ſie ſich von dem damaligen Regierungs- und Polizeipräſidenten, Grafen von Sauer, keine Mitwirkung zu ihren Abſichten verſprechen konnten, und errichteten eine eigene, unmittelbar unter dem Kaiſer ſtehende Polizeihofſtelle. Zum Präſidenten derſelben wurde Graf Pergen ernannt, der nämliche, welchen Leopold Alters halben in den Ruheſtand verſetzt hatte, und ihm Graf Saurau zum Gefährten, oder wie es im öſterreichiſchen Kanzleiſtyl heißt, ad latus, gegeben. Man bewunderte

im Publikum die sich verjüngende Kraft des Grafen Pergen; denn ohne eine solche hätte er, der schon vor zwei Jahren seines Alters wegen zum Dienste untauglich befunden wurde, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge jetzt aus eben dieser Ursache noch untauglicher sein müssen, und seine Wiederanstellung wäre entweder eine Beschuldigung gewesen, daß Leopold ungerecht gegen diesen Staatsmann gehandelt, weil er ihn unter einem erdichteten Vorwande des Dienstes entlassen, oder ein Beweis der Inkonsequenz des Kaisers Franz.

War das Wirken der geheimen Polizei unter Leopold verächtlich, so wurde sie nun vollends verabscheuenswerth durch die Thaten, welche ihr Dasein kund machten. Damit dem Monarchen die Nützlichkeit dieser Anstalt einleuchte, bediente man sich der Methode, die der Exprofessor Hoffmann Leopold gegenüber befolgt hatte. Man ließ vor dem jungen, unerfahrnen, ohnedies furchtsamen Kaiser beständig die Schreckbilder geheimer Verschwörungen gegen seine Person auftauchen, und drohte ihm mit der Gefahr einer Revolution, welche beinahe schon zum Ausbruche reif sei. In so weit richtete man sich ganz nach der Maxime

Hoffmann's, welche darauf hinaus ging, daß man sich wichtig und nothwendig zu machen habe. Aber dabei allein konnte man nicht stehen bleiben. Es war mit Grund zu fürchten, daß die bloßen Drohungen nach und nach ihre Kraft verlieren würden, und wenn sie sich am Ende als eitel erwiesen, auf das Haupt derjenigen zurückfallen könnten, die dem Kaiser mit ihnen Schrecken eingejagt — auch war zu besorgen, irgend ein Gegner könnte dem Kaiser die Frage in den Mund legen, wer denn eigentlich die Häupter dieser Verschwörung und die Anstifter dieser Revolution seien, und wo sie ihre Zusammenkünfte hielten. Man mußte also weiter gehen, als Hoffmann, der nur immer auf dem Punkte war, die vorgeblichen Jakobinerversammlungen zu entdecken; man mußte das Ansehen gewinnen, sie wirklich entdeckt zu haben. Da man unumschränkte Macht in Händen hatte, war die Ausführung dieses Entwurfes sehr leicht.

Zu den thätigsten und einflußreichsten Agenten der Colloredo'schen Partei, d. h. derjenigen, die im Innern eine Heerde Sklaven, nach Außen so lange Krieg wollten, bis der letzte Funken einer Revolution, die auch in Oesterreich einen Brand

anfachen konnte, erſtickt war, gehörte der Sekretär des Kardinal-Erzbiſchofes, welcher wieder eine Menge Untergeordneter in ſeinem Solde hatte. In die Reihe derſelben ließ ſich bald nach Joſephs Tode auch Lorenz Leopold Haſchka aufnehmen, ein Exjeſuit, der durch die Gutmüthigkeit ſeines Freundes Alringer, welcher ihm zehn tauſend Gulden ſchenkte, früher in den Stand geſetzt worden war, unabhängig leben zu können. Unter Joſephs Regierung zeigte ſich Haſchka als den raſendſten Feind des Pabſtes, der Geiſtlichkeit und aller Könige, von denen er in einer ſeiner Oden ſagte, daß auch nicht ein Einziger etwas tauge. Die Meiſten, welche dieſen Menſchen genauer kannten, fürchteten oder verabſcheuten ihn wegen ſeines unmoraliſchen Charakters. Um ſein Kapital zu vergrößern, verwendete er den beträchtlichſten Theil deſſelben zum Ankaufe einiger Aktien für den Sklavenhandel; aber das Schickſal beſtrafte ihn für dieſe den Dichter und Philoſophen ſo entehrende Spekulation durch den Verluſt des daran gewagten Kapitals. Als Leopold den Thron beſtieg, ſuchte Haſchka ſeine zerrütteten Glücksumſtände dadurch zu verbeſſern, daß er die Partei der Aufklärung, von der er

nichts mehr erwartete, verließ, zur Fahne des Obscurantismus schwor und sich von der geheimen Polizei als Spion besolden ließ. Er und Gotthardy wurden vorzüglich dazu gebraucht, geheime Verbindungen auszukundschaften, welches Geschäft dem ersten dadurch sehr erleichtert wurde, daß er nach und nach Jesuit, Freimaurer, Illuminat, Rosenkreuzer und Kryptojesuit gewesen war. Der Friseur Nigelhuber war in anderer Weise beschäftigt; er rapportirte das Geschwätz der Antichambren, und was er sonst während der Verrichtung seiner Berufsgeschäfte, an öffentlichen Orten oder in den Kreisen der Bürger erhaschen konnte.

Im Winter von 1793 auf 1794 machte in der höhern wiener Gesellschaft eine Dame sehr viel Aufsehen, welche sich Baronin Saintval nannte und für die Wittwe eines Emigrirten ausgab. Sie hatte in der Wallnerstraße ein Haus gemiethet, gab glänzende Gesellschaften und empfing fast den ganzen Adel der Residenz bei sich, doch nur den männlichen, denn der weibliche hielt sich wegen der Zweideutigkeit ihrer ganzen Erscheinung und ihres Benehmens von ihr entfernt. In ihrer nächsten Umgebung befand sich als Gesellschaftsfräulein die

Tochter eines unter Joseph sehr angesehenen Beamten, der im zweiten Jahre der Regierung Leopolds von den Geschäften entfernt worden und bald darauf gestorben war, ohne Vermögen zu hinterlassen. Ueber dieses Mädchen gingen allerlei Gerüchte. Die Meisten hielten sie für eine Abenteurerin gleich der Baronin und beide für Verbündete, die ihre Schönheit als Kapital zusammengelegt hätten und gemeinschaftlich ausbeuteten. Daß die Polizei ihnen nichts in den Weg legte, darüber wunderte man sich nicht; man hatte sogar einige Gründe zu vermuthen, sie ständen unter ihrer ganz besondern Protektion. Einige wollten schon öfter den Grafen Saurau aus dem Hause kommen gesehen haben; Andere widersprachen dem wieder und behaupteten, sie hätten in der Wirksamkeit der beiden Damen einen Zusammenhang mit der contrerevolutionären Partei in Frankreich entdeckt. Aber die jungen vergnügungssüchtigen Kavaliere, welche das Haus in der Wallnerstraße besuchten, kümmerten sich wenig um alle diese Vermuthungen, und ließen sich einer nach dem andern von Reizen bezaubern, die ihnen gar nicht verdächtig vorkamen.

Was man sich über das Verhältniß der Baronin Saintval und ihres Gesellschaftsfräuleins zur Polizei zuflüsterte, mochte gegründet sein oder nicht, es war nur ein Faden des großen Gewebes, mit dem diese zur gefürchtetsten Staatsgewalt aufgeschwollene Helfershelferin despotischer Minister die Opfer zu umstricken beabsichtigte, welche das Ansehen und die Macht Colloredo's, Thugut's und ihrer Genossen auf immer befestigen helfen sollten. So plump wie Hoffmann wollte man nicht zu Werke gehen, und blos die Freimaurerlisten zu Proskriptionslisten machen — man konnte dies auch nicht wohl, theils weil auf diesen Listen Männer standen, denen sich auf keine Weise beikommen ließ, theils weil es nicht thunlich war, den Vertilgungskrieg gegen eine Brüderschaft zu beginnen, zu der sonst einige Häupter der jetzt am Staatsruder stehenden Partei selbst gehört hatten. Zudem war in den Reihen der Mitglieder geheimer Verbindungen eine immer steigende Desertion eingetreten, seit die Jakobinerfurcht, welche den Herrscher und die ihm zunächst standen, angesteckt hatte, gefährlichere Wirkungen zu äußern anfing. Da man also das Schauspiel einer Hetze, gleich der Illuminaten-

jagd in Bayern, nicht geben wollte oder konnte, so beschloß man einen Staatsstreich zu wagen, der die Malkontenten aller Farben durch Schrecken zum Schweigen bringen und denen, die ihn ausführten, in den Augen des Kaisers das Verdienst erwerben sollte, den Staat aus einer augenscheinlichen Gefahr gerettet zu haben. Alle Springfedern, die den Machthabern zu Gebote standen, wurden in Bewegung gesetzt — die Spürhunde der Polizei stöberten mit verdoppelter Thätigkeit überall umher, lauschten, provocirten und berichteten. Was man schon lange vorbereitet hatte, sollte mit einem Male an den Tag kommen und die Welt in Erstaunen setzen.

Indessen hätte es solcher außerordentlicher Maßregeln gar nicht bedurft, da nichts leichter gewesen wäre, als Schlachtopfer aufzufinden, die dem Publikum zu dem Argwohne, als könnten sie vielleicht auf irgend ein jakobinisches Attentat sinnen, selbst einige Veranlassung gegeben hatten. Ungeachtet der engen Grenze, die schon Leopold der Rede- und Schreibefreiheit gesetzt hatte, herrschte noch immer die Gewohnheit, daß man seine Meinung über politische und religiöse Gegenstände frei

äußerte — eine Gewohnheit, die unter Josephs despotischer Regierung eingerissen war. Der Krieg gegen Frankreich mußte alle redlichen und vernünftigen, alle wahren Patrioten Oesterreichs unzufrieden und mißvergnügt machen. Der Ausgang desselben war, ohne daß man die Gabe der Weissagung besaß, beinahe mit Gewißheit vorher zu sagen, wenn man die Geschichte nur einigermaßen kannte. Diese bietet so manche Beispiele dar, daß eine ganze Nation, der es ernstlich darum zu thun war, ihre Freiheit zu erlangen, diese auch wirklich behauptete; aber keines, daß eine solche Nation, wenn sich auch die größte Macht gegen sie vereinigte, wieder unter das Joch gebeugt werden konnte, welches sie abgeschüttelt hatte. Es ließ sich also nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich auch Frankreich gegen alle Koalitionen der Welt als Republik behaupten werde.

Ferner mußte es jedem für das Wohl seines Vaterlandes besorgten Oesterreicher einleuchten, daß diese Monarchie gar nichts gewann, wenn auch das Unwahrscheinliche erfolgte und Frankreich wieder in die alte Regierungsform gezwängt wurde. Der Krieg entvölkerte ihre Provinzen und das ohnehin

nicht im Ueberfluſſe zirkulirende baare Geld ſtrömte aus dem Lande, ohne daß zu hoffen war, es werde je wieder langſam dahin zurückfließen.

Dieſe und ähnliche Bemerkungen wurden von einigen der angeblichen Jakobiner an öffentlichen Orten und in Privatgeſellſchaften vorgebracht und gaben denen, welche den Patriotismus anders verſtanden, den Erzpatrioten, freilich Veranlaſſung, ſich über ſolche revolutionäre Geſinnungen zu kreuzigen. Wenn jene Jakobiner laut ihren Widerwillen, ihre Unzufriedenheit über die Fortſetzung eines Krieges äußerten, der das Land erſchöpfte, durch die immer höher ſteigenden Preiſe der Lebensmittel, den verminderten Erwerb und die Kriegsdarlehen den Wohlſtand des Bürgers und Bauers zu Grunde richtete und den Staat vielleicht der Gefahr und den Schreckniſſen einer Revolution, die eben verhindert werden ſollte, ausſetzte; wenn einige etwa noch den Wunſch hinzufügten, es möchten der abſoluten Monarchie durch eine feſte, dauerhafte Konſtitution Schranken geſetzt werden und die Nation über Krieg und Frieden entſcheiden dürfen, ſo waren dergleichen Aeußerungen hinlänglich, dieſe Männer in den Verdacht jakobiniſcher Anſchläge

zu bringen und mehr war ja nicht nothwendig, um das Einſchreiten der Polizei zu beſchönigen. Allein damit begnügte man ſich nicht; eine weitverzweigte, im höchſten Grade gefährliche Verſchwörung mußte entdeckt werden, und da ſie nicht vorhanden war, beſchloß man, ſie zu machen.

Neuntes Kapitel.

Diejenige Wendung der französischen Revolution, welche man gewöhnlich die Schreckenszeit nennt, hatte in den meisten Gemüthern außerhalb Frankreich den Enthusiasmus für sie sehr abgekühlt, einige sogar ganz umgestimmt und nachdem sie früher die neue Morgenröthe der Freiheit mit lautem Jubel begrüßt, wieder zu den hartnäckigsten Anhängern des Alten gemacht. In Oesterreich zählte sie nie viele Anhänger; der Adel mußte ihr, einige wenige vereinzelte Glieder desselben vielleicht ausge-

nommen, seiner Natur nach entgegen sein; der Bürger war mit Erwerb und Genuß des Erworbenen beschäftigt; der Bauer entweder ohne das Gefühl seiner Lage oder resignirt, und wenn er auch trotzig war, unmächtig. Die keimenden Saaten Luthers waren von den Ferdinanden in Blut ertränkt, der widerspänstige Adel dezimirt, der aufrührerische Bürger der althergebrachten Freiheiten beraubt, in Fesseln geschlagen und den Jesuiten zur Zucht überliefert worden. Seit den Tagen dieser frommen Kaiser versank in Oesterreich Alles in dumpfe Erstarrung, an der nur manchmal die Türken, dann Friedrich der Große, zuletzt Joseph II. rüttelten — Joseph der zweite, in dessen Adern das Blut der Habsburger ganz umgeschlagen und zum brausenden Gährungsstoffe der Aufklärung geworden war. Leopold II. hingegen und vorzüglich sein Sohn Franz II. brachten es wieder zu Ehren und mit ihm die alte spanisch-habsburgische Hauspolitik. Die Kissen wurden von Neuem zurechtgelegt, Schlummerlieder gesungen und die Weckrufe, die von Paris her erschallten, sollte Kanonendonner übertäuben.

Unter die geringe Zahl derjenigen, welche in

Oeſterreich noch für das Ideal der Freiheit begeiſtert waren, gehörte Hebenſtreit. War er doch ein Böhme, ein Sohn jenes Landes, das am meiſten unter dem Drucke der privilegirten Stände litt, und ein Soldat dazu, ein täglicher Zeuge ariſtokratiſchen Uebermuthes, brutaler Mißhandlungen, gegen Menſchen geübt, die zu willenloſen Werkzeugen jedweder Tyrannei herabgewürdigt waren. Ihm ſelbſt gelang es freilich durch die angeſtrengteſte Thätigkeit, die weite Kluft zu überſpringen, die den Gemeinen vom Offizier trennte, aber was gewann er dadurch anders, als daß er die Rolle des Gepeinigten mit der des Peinigers vertauſchte? Seine Kompagnie war es geweſen, in die man unter Leopold den Bürgermeiſter einer kleinen böhmiſchen Stadt, einen wohlhabenden und rechtſchaffenen Mann, eingereiht hatte, der zur Strafe dafür, daß er an den wegen der Aufhebung der joſephiniſchen Steuerregulirung entſtandenen Unruhen Antheil genommen, als Gemeiner unter die Soldaten geſteckt worden war. Die Seufzer, die der Despotismus ausgepreßt, das Blut, das er vergoſſen, das unermeßliche Unglück, das er über die Völker gebracht, rechtfertigten freilich

die Gräuel nicht, die man im Namen der Freiheit beging — auch in Hebenstreits Augen nicht — entschuldigten sie nicht einmal, aber es ließ sich fragen, warum diejenigen, welche nicht Worte genug fanden, um ihren philanthropischen Abscheu vor der Guillotine auszudrücken, die wenigstens schnell tödtete, warum diese die Schuld davon nicht, wie es sich gebührte, denen zuschrieben, welche die Republik dadurch, daß sie ihr den Vernichtungskrieg angedroht hatten, zwangen, die Angriffe der Tirannei von außen durch Tirannei von innen abzuwehren. Warum beruhigten diese Philanthropen ihre zarten Gemüther so leicht über das tausendfach schlimmere Elend, welches allein die Kriege der Könige, in denen sie meistens um nichtige Vorwände ihre willenlosen Völker zur Schlachtbank führten, über die Menschheit gebracht, und entsetzten sich so tugendhaft über die Irrthümer eines auf das Aeußerste gebrachten Volkes? Solche Heuchelei dünkte Hebenstreit hassenswerther als die Erbitterung, mit welcher die Privilegirten den Heerd der Revolution zerstören und ihren Fortgang um jeden Preis aufhalten wollten. Aus diesen seinen Ueberzeugungen machte Hebenstreit kein Geheimniß;

wenigſtens äußerte er ſie ohne Scheu gegen diejenigen, welche er für ſeine Freunde hielt oder denen er ähnliche zutraute. Im nämlichen Sinne leitete er auch die Thätigkeit der Loge, ſo lange er ihr als Meiſter vom Stuhle vorſtand. Einen Umſturz der in Oeſterreich beſtehenden Verfaſſung durch eine Revolution, wie die in Frankreich, oder durch noch gewaltſamere Mittel, hielt er für unmöglich und wünſchte ihn auch nicht mehr, aber er hoffte von der Bewegung, welche die Welt ergriffen hatte, ſie werde der Mittelklaſſe zum Bewußtſein ihrer Macht und dadurch zum Siege verhelfen. Zu dieſem Reſultate ſollte auch die geheime Verbindung beitragen, die unter dem Namen der Reſurrektioniſten im Jahre 1789 geſtiftet worden war und eifrige Anhänger des joſephiniſchen Regierungsſyſtems unter ihren Mitgliedern zählte. Nach dem Tode dieſes Kaiſers trennte ſie ſich in zwei Abtheilungen, von denen ſich die eine bald mit den Freimaurern vereinigte, die andere aber, mit einem dirigirenden Komité an der Spitze, in dem ſich auch Hebenſtreit befand, den reaktionären Maßregeln Leopolds und ſeines Nachfolgers Franz entgegenzuwirken ſuchte, freilich nur mit geringem

Erfolge, da ſie beinahe nur darauf beſchränkt war, in den ihren Eingeweihten zugänglichen Kreiſen die Ideen zu verbreiten, welche eine Auferſtehung und Wiedergeburt der Völker herbeiführen ſollten.

An einem Auguſtabende des Jahres 1794 begab ſich Hebenſtreit von dem Gebäude, in dem ſich die Kanzlei des Platzkommandos der Stadt Wien befand, bei dem er als Platzlieutenant fungirte, nach der Wohnung des Generals Grafen Harrach, dem er als Adjutant beigegeben war. Auf ſeinem Wege durch eine abgelegene Gaſſe, in der Nähe des hohen Marktes, trat ein alter, anſtändig gekleideter Mann auf ihn zu, reichte ihm mit geheimnißvoller Miene ein zuſammengefaltetes Papier und flüſterte: „Leſen Sie ſchnell und folgen Sie mir.“ In dem Ausſehen des Mannes lag durchaus nichts Verdächtiges, auch ſchien er keiner jener verſchämten Bettler zu ſein, die ihre Anliegen ſchriftlich anzubringen pflegen — und da er, während ihn Hebenſtreit überraſcht und ungewiß muſterte, ſein Begehren noch einmal und dringend wiederholte, trat der Offizier in den Thorweg eines der nächſten Häuſer, entfaltete das Papier und las, was folgt:

„Ihnen und“ — (hier war das Bundeszei-
„chen der Loge angebracht) „droht nahe und große
„Gefahr. Folgen Sie dem Ueberbringer, wenn Sie
„das Nähere erfahren wollen.“ Keine Zeile wei-
ter, nichts, was andeuten konnte, von wem die Warnung herrührte. Nach kurzem Bedenken entschloß sich Hebenstreit zu dem, was man von ihm verlangte. Der Alte ging voraus, machte, wie es schien, absichtlich einige Umwege, und hielt endlich vor einem kleinen Pförtchen, das an der Hinterwand eines zu einem palastähnlichen Hause gehörenden Nebengebäudes angebracht war. Hebenstreits Führer schloß es auf, geleitete ihn noch über ein paar schmale Treppen und Gänge und ließ ihn dann in ein Vorzimmer eintreten. Dort lud er ihn ein, ein paar Augenblicke zu warten, bis er den Damen, die ihn erwarteten, seine Ankunft gemeldet habe. Nach einigen Minuten erschien er wieder und öffnete die Flügelthüren eines kleinen Salons.

Hebenstreit trat ein. Eine Dame, die er beim ersten Anblick nicht erkannte, erhob sich vom Sopha und ging auf ihn zu. Auch ihr schien er fremd — da tauchte plötzlich in beiden eine Erinnerung auf

und ein Ausruf der Ueberraſchung entfuhr ihren Lippen.

„Wir erneuern,“ begann Hebenſtreit, da die Dame noch immer ſchwieg, „unſere Bekanntſchaft auf eben ſo räthſelhafte Weiſe, als wir ſie begonnen haben — oder irre ich mich, wenn ich glaube, die ſchöne Bajadere jenes abenteuerlichen Balles in der Leopoldſtadt vor mir zu ſehen?“

„Ja, ich trug damals dieſe Maske — und Sie waren der großmüthige Domino —“

„Den ſeine Großmuth nie mehr reute als jetzt, da ſich die Bajadere in eine wo möglich noch reizendere Sphinx umgeſtaltet hat.“

„Leider läßt ſich dieſe Vergleichung auch auf Sie ausdehnen, denn Ihnen droht, wie Oedip, ein Abgrund.“

„Und doch habe nicht ich Ihnen ein Räthſel zu löſen, ſondern Sie mir. Was bedeutet dieſes geheimnißvolle Billet?“

„Sie ſollen es bald erfahren. Zuvor laſſen Sie mich Ihnen etwas erzählen — einen kleinen Roman, wenn Sie wollen, aber hören Sie aufmerkſam.“

„Ich fürchte nur, daß wir wieder unterbrochen werden, wie in jener Nacht.“

hielt mich aufrecht, sonst hätte ich längst einen ehrlichen Soldatentod gesucht. Eine französische Kugel wäre barmherziger gewesen als die Menschen — warum erzählten Sie nicht lieber das alte Gleichniß von dem armen Manne, der nur ein Schaf hatte, das ihm ein Reicher stahl? O ihr Großen der Erde, wenn es dort oben eine Vergeltung gibt, so wird sie euch mit rächender Hand ergreifen und die Flüche der Millionen, die ihr übermüthig mit Füßen getreten habt, an euch in Erfüllung gehen lassen — ihr werdet so elend werden, wie ich es bin."

Hebenstreit sank in den Stuhl zurück und verhüllte das Gesicht mit den Händen. Sie ehrte sein Schweigen, bis er es mit den Worten unterbrach:

„Entschuldigen Sie meine Aufwallung — ich bin jetzt ganz bereit zu hören, was Sie mir noch zu sagen haben."

„Wohlan, Herr von Hebenstreit — wollen Sie das Weitere von Anna selbst vernehmen?"

„Von Anna selbst?"

„Sie befinden sich in ihrem Hause — in dem Hause der Baronin Saintval."

„Hebenstreit besann sich, dann sagte er mit einer Stimme, die fast wie Hohn klang:

„Wollen Sie die Gnade haben, mich der Frau Baronin vorzustellen?“

„Ich werde sie rufen.“

Sie ließ ihn allein. Er stand auf, ging zum Fenster und lehnte die heiße Stirne an die Scheiben. Am Himmel zog der Mond seine stille, leuchtende Bahn und mit den silbernen Strahlen spielte der Nachtwind. Wie ein Traum schwebten die Bilder der mit Anna verlebten schönen Stunden an Hebenstreit vorüber, und der wilde, trotzige Groll wurde zur wehmüthigen Trauer um das auf immer verlorne Glück.

Da öffnete sich leise die Thüre und Anna trat ein. Das reizende Mädchen war zur schönen Frau geworden, aber die fröhliche Unbefangenheit, die ihr sonst aus den Augen leuchtete, hatte kummervoller Ernst verdrängt. Hebenstreit fühlte, wie ihm das Blut heiß zum Herzen strömte, er wandte den Blick ab und sah in die Nacht hinaus.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ begann Anna mit bebender Stimme.

Er antwortete nicht.

„Ich wußte es wohl,“ fuhr sie fort, „Sie hassen und verachten mich und mein Anblick ist Ihnen eine Qual. Es kann nicht anders sein — ich komme auch nicht, Ihre Verzeihung anzuflehen — Sie müssen sie mir versagen, denn ich habe Sie zu schwer beleidigt. Nur eine Bitte wollen Sie mir gewähren — wir sehen uns ja nie wieder“ —

„Nie wieder,“ wiederholte Hebenstreit leise — „nie wieder! Ja, so heißt das Wort, das die Brücke abträgt zwischen uns und dem Glücke. Du hast Recht, Anna — nie wieder! — Was kann ich für Sie thun, Frau Baronin?“

„Gestatten Sie mir, meiner Bitte einige Worte vorauszuschicken. Vor drei Jahren heiratete ich den Baron Saintval, einen französischen Emigrirten. Er fiel in den Reihen der Oesterreicher bei Neerwinden. Die Vermählung mit ihm brachte mich mit Leuten in Berührung, welche die Sache des Königthums in Frankreich zu der ihrigen machten, und von denen einige seitdem auf den Gipfel der Macht gelangt sind — unter ihnen auch mit dem Grafen S*, dem marquantesten politischen Roué Wiens, der Politik und Libertinage auf die geschickteste Art zu verbinden weiß. Wenn ich Ihnen

ſage, daß jener Elende, der ſich in dem Hauſe des Vaters meiner Freundin für den Privatſekretär des Grafen Veſey ausgab, einer ſeiner Söldlinge war, ſo wird Ihnen wohl klar, wie das Fräulein von Landing, eben jene Dame, welche Sie empfing, dazu kam, mein Geſellſchaftsfräulein zu werden. Auf dem Wege, den ich Ihnen nun angedeutet habe, erfuhr ich auch, was mich bewog, Ihnen das Billet von heute zu ſchreiben. Man war der geheimen Verbindung, unter deren leitende Mitglieder Sie gehören, ſchon lange auf der Spur — jetzt kennt man alle Verzweigungen derſelben, beſitzt Aktenſtücke über ihre vergangene Thätigkeit, darunter eines, welches Sie am meiſten kompromittirt, über die Sendung eines Eingeweihten nach Frankreich. So viel ich weiß, ſind gerade jene zwei Männer, die an dem Tage, an welchem Sie die Trauerrede auf Joſeph II. hielten, in der Loge als Einführer und als Novize fungirten, unwillkürlich zu Verräthern geworden — jener, wie man mir ſagte, ein ehemaliger Karthäuſer, durch die Unvorſichtigkeit, mit welcher er ſeinen maßloſen Haß gegen die Geiſtlichkeit und den Adel äußerte; der andere, ein enthuſiaſtiſcher Dichter, indem er

seinerseits wieder einem Kollegen auf dem Parnasse, der zugleich der Poesie und der Polizei huldigte, als Einführer diente. Auch der Ort Ihrer Versammlungen ist kein Geheimniß mehr — kurz, es steht nichts der Ausführung des Planes entgegen, dessen Opfer Sie zu werden bestimmt sind — dessen Opfer Sie werden müssen, weil diejenigen, die ihn gefaßt haben, die unumschränkte Macht in Händen haben und Opfer wollen. Es giebt nur einen Weg der Rettung für Sie, die schleunigste Flucht von diesem Hause aus. Alles ist dazu bereit; — die Verbannung, der Sie sich unterziehen müssen, wird nur eine kurze sein, denn in einer ruhigeren Zeit und vor unparteiischeren Richtern werden Sie sich leicht rechtfertigen können. Fliehen Sie also — dies ist die Bitte, deren Gewährung ich von Ihnen erflehe, — fliehen Sie, bevor es zu spät wird, und überliefern Sie sich nicht selbst dem Hasse Ihrer Feinde — o ich beschwöre Sie darum im Namen des Vaterlandes, dem Sie sich erhalten müssen, im Namen der Freiheit, die keinen würdigern Kämpfer hat als Sie — im Namen unserer alten Liebe.“

In leidenschaftlicher Aufregung ergriff Anna

Hebenſtreits Hand, als wollte ſie ihn zur Flucht fortziehen — er machte ſich ſanft von ihr los und ſagte mit milder Stimme:

„Ich danke Ihnen, Anna — überlaſſen Sie mich meinem Schickſale; ich will ihm wie ein Mann ins Auge ſehen und nicht feige vor ihm fliehen. Feige wär's und ehrlos, wenn ich ein Mittel der Rettung benutzte, das nur mich allein der Gefahr entzöge, und aus ſicherm Verſtecke in fremdem Lande zuſähe, wie ſie ſich über den Häuptern derjenigen entladet, deren Vertrauen ich genoß, die mich zu ihrem Führer erwählt und den Schwur der Treue von mir empfangen haben. Sogar die Klugheit gebietet mir zu bleiben, denn durch eine ſo übereilte Flucht geſtände ich nur ſelbſt meine Schuld. Was kann mir auch bevorſtehen?“

„Das Schlimmſte,“ unterbrach ihn Anna.

„Das Schlimmſte wäre, wenn ſie mich in einem ihrer Feſtungskerker verfaulen ließen. Doch dies fürchte ich nicht — der Kaiſer iſt gut, wenn er ſchon ſchwach iſt; meine Stimme wird zu ihm dringen, und er wird nicht zugeben, daß eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit begangen werde.“

„Hoffen Sie das nicht — man wird ſich Ih-

rer und Ihrer Gefährten entledigen, ohne daß ein Laut von Ihnen das Ohr des Kaisers erreicht. Sie sind verloren, wenn Sie nicht heute, in dieser Stunde noch, fliehen.“

„Ich fliehe nicht — mögen sie mich tödten — vielleicht wird das Maß ihrer Verbrechen damit voll, und dieses Volk erwacht aus seinem Schlafe und zermalmt seine Unterdrücker. Vielleicht keimt aus meinem Blute die Saat der Freiheit — o ich gäbe tausend Leben hin um diesen Preis! Anna, erinnerst du dich noch jenes Abends, an dem wir zusammen in die Loge gingen? Es wird sich erfüllen, was ich dir damals voraus sagte. Laß mich sterben, Anna — ist der Tod um der Freiheit willen nicht schöner, ist er nicht wünschenswerther, als ein Leben ohne Liebe, als eine trostlose, einsame Zukunft, wie sie mir bevorsteht? Laß mich sterben — “

„Ich will mit dir fliehen, Joseph.“

Er blickte sie traurig an und schüttelte verneinend den Kopf. „Was geschehen ist, hat zwischen uns eine unübersteigliche Kluft geöffnet. Der Tod allein kann sie ausfüllen — dort, Anna, werde

ich dich wieder finden, die mir hier auf Erden eine Verlorne war. Laß mich ſterben.“

„Ich will mit dir ſterben, Joſeph.“

„Lebe, Anna, und liebe die Freiheit, liebe das Vaterland. Es werden Zeiten ſchwerer Prüfung über dies Reich kommen — gehe auch du geläutert aus ihnen hervor. Ein Abgrund hat ſich aufgethan, und erſt, wenn Millionen Thränen und Millionen Blutstropfen vergoſſen ſind, wird er ſich wieder ſchließen, und der Boden, den Blut und Thränen gedüngt haben, der Menſchheit Früchte tragen. Beſchleunige, ſo weit an dir iſt, den Anbruch des Tages, an dem die verjüngte Welt ihre Auferſtehung feiern wird. Wirf den Flitterſtaat von dir, der dich umgibt — verſchließe dein Haus dem prunkenden Laſter, das hier aus- und einging, und öffne es der Armuth, dem Unglück, den Verfolgten, wie du es mir in dieſer Stunde geöffnet haſt. Lebe wohl, Anna!“ Er wendete ſich von ihr ab, der Thüre zu. Sie weinte ſtill und barg ihr thränenheißes Geſicht in den Kiſſen. Da kehrte er, von ſeinen Gefühlen übermannt, noch einmal zu ihr zurück, küßte ſie auf die Stirne

und sagte: „Lebe wohl, Anna, und Gott segne dich!“

Noch in der nämlichen Nacht wurden Hebenstreit und die vorzüglichsten Mitglieder der Loge, deren man habhaft werden konnte, nebst einigen andern kompromittirten Personen verhaftet und in das Polizeihaus geführt. Da man nicht bloß die Absicht hatte, diese angeblichen Jakobiner einzukerkern und sie unschädlich zu machen, sondern sich das Verdienst, große Gefahren abgewendet zu haben und den Lohn dafür zuzueignen gedachte und wohl wußte, daß beide desto größer ausfallen müßten, je größer die Gefahren erschienen, so war es nothwendig, der Sache den Anstrich der größten Wichtigkeit zu geben. Man zog daher einen mystischen Schleier über das Ganze, um das Publikum glauben zu machen, es stäken große Dinge dahinter.

Für den kalten, unbefangenen Beobachter mußte es lächerlich sein, alle die Anstalten zu sehen, welche getroffen wurden, einem Uebel vorzubeugen, das nicht einmal als wirklich in dem Gehirne derjenigen Leute existirte, die den guten Kaiser damit zu schrecken suchten. Es konnten einem Don

Quixote's Windmühlen einfallen, nur mit dem Unterschiede, daß der arme, irrende Ritter die Riesen, Kobolde und Zauberer, mit denen er zu kämpfen glaubte, doch in seiner Einbildung sah, Thugut, Graf Pergen und Saurau aber die innere Ueberzeugung hatten, daß Alles — ein Paar Szenen ausgenommen — nur eine von ihnen selbst komponirte Tragikomödie war.

Das Militär erhielt Befehl, alle Posten, welche vorher wegen der schwachen Besatzung unbesetzt waren, sogleich wieder zu beziehen. Die Stadtthore wurden, was vielleicht seit einem Jahrhunderte nicht mehr der Fall war, ausgebessert und zum Verschließen eingerichtet; mit einem Worte, man betrug sich so, als wenn eine feindliche Armee vor den Thoren stände oder hunderttausend Aufrührer wirklich schon im Anmarsche gegen die Stadt wären.

Die guten Wiener sahen einander erstaunt an. Jeder fragte, was wohl dies Alles zu bedeuten habe, und keiner wußte diese Frage zu beantworten. Endlich brachten nach einigen Tagen Emissäre der geheimen Polizei das Gerücht ins Publikum, die eingezogenen Verbrecher wären lauter

Jakobiner, welche eine Revolution hätten veranlassen wollen, die schon auf dem Punkte stand, auszubrechen, wenn nicht die Vorsehung, welche über ihre Gesalbten wacht (in Frankreich fand sie dies nicht für gut), den Grafen Pergen und Saurau (ob durch einen Engel oder im Traume, wurde nicht hinzugefügt) die Verschwörung noch zeitig genug entdeckt haben würde.

Dieses erste Gerücht gab Stoff zu allerlei Bemerkungen, und sollte zugleich der Probierstein sein, um zu erfahren, wie das Publikum das Gaukelspiel aufzunehmen geneigt sei. Nun wollte Dieser und Jener gefährliche Gesinnungen bei Diesem und Jenem entdeckt haben. Man erinnerte sich an Einige, die sich über den französischen Krieg frei geäußert, und der große Haufe zweifelte nicht mehr, daß alle Eingezogenen Erzjakobiner seien. Da die Polizei die Bereitwilligkeit sah, mit der man dem zuerst ausgestreuten Gerüchte glaubte, so mußten andere Agenten die Sagen verbreiten, die Jakobiner hätten die Schlagbrücke durch in die Pfosten eingelassenes Pulver in die Luft sprengen wollen, um die Verbindung der Leopoldstadt mit der Stadt zu hemmen; das Holz auf

den Holzstätten hätte an verschiedenen Orten zugleich angezündet werden und bei der daraus entstehenden allgemeinen Verwirrung die Revolution unter dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit!“ ausbrechen, die kaiserliche Familie ermordet, der Adel und die begüterten Bürger, welche aristokratisch gesinnt wären, ausgeplündert werden sollen. Die guten Wiener kreuzten sich vor allen den Gräuelthaten; indessen schien es einigen doch etwas unbegreiflich, wie und durch wen diese Revolution eigentlich hätte zu Stande gebracht werden sollen, da sie selbst bisher nicht das Geringste davon gehört hatten, auch von Niemandem auch nur auf die entfernteste Weise aufgefordert worden waren, dazu auf irgend eine Art mitzuwirken, während doch, wie sie glaubten, ohne Beihülfe des größten Theils der Einwohner ein so großes Werk auszuführen unmöglich war.

Der vernünftigere Theil des Publikums, freilich der kleinste, zweifelte an der Wahrheit aller der ausgestreuten Gerüchte und durchschaute das Gewebe; allein es war gefährlich, davon zu sprechen, und jeder schwieg. Indessen verfolgte die politische Inquisition ihre Wege. Es war nicht

rathsam, bei den wenigen Schlachtopfern, welche in den ersten Tagen eingekerkert wurden, stehen zu bleiben. Man begriff sehr wohl, daß das Publikum, wenn es sich von der Ueberraschung, in die es durch die plötzliche Nachricht von einer so nahe bevorstehenden Revolution versetzt worden war, erholt hätte, anfangen würde, mit kälterem Blute darüber nachzudenken, daß es dann bei reiferer Erwägung aller Umstände leicht zu der Einsicht gelangen könnte, es sei ja unmöglich, daß diese wenigen Menschen, die man des Verbrechens beschuldigte, eine so große Umwälzung hätten ins Werk setzen sollen, und daß endlich aus dieser Einsicht leicht gefährliche Folgen für die Urheber der als grundlos erkannten Gerüchte entstehen könnten. Um also wahrscheinlich zu machen, daß eine Verschwörung von großer Ausdehnung und bedeutender Wichtigkeit existirt habe, wurden in Ungarn, Galizien, Steiermark, Kärnthen und Krain eine Menge Leute, welche durch freie Reden den Argwohn gegen sich erregt hatten, daß sie revolutionäre Grundsätze hegten, eingezogen, und im Publikum vorgegeben, daß sie mit den zu Wien verhafteten Jakobinern in genauer Verbindung gestan-

den und von ihnen beauftragt geweſen ſeien, in ihren Provinzen das Feuer des Aufruhrs anzufachen. In Wien ſelbſt wurden noch weitere Verhaftungen vorgenommen, und dadurch ſo viel Schrecken verbreitet, daß viele wohlgeſinnte Männer, welche ſich bewußt waren, über verſchiedene politiſche und religiöſe Gegenſtände der Regierung nicht zu Dank geſprochen zu haben, fürchteten, es ſtehe ihnen ein gleiches Schickſal bevor.

Während man im Publikum noch nicht recht darüber einig werden konnte, was denn alle die Verhafteten wirklich verbrochen, wie ſie die Verbrechen, deren man ſie beſchuldigte, hätten ausführen wollen, welche Strafe ihnen zuerkannt werden würde, und über mehres dergleichen, wurden die Unterſuchungen gegen die angeblichen Verſchwörer eingeleitet. Es iſt möglich, daß die Plane einiger derſelben weiter gingen, als bloß auf eine allmälige, auf friedlichem Wege zu bewirkende Umgeſtaltung des politiſchen Zuſtandes der öſterreichiſchen Monarchie, auf welche die Thätigkeit Hebenſtreits und ſeiner Loge gerichtet war; allein die Weiſe, in der die Unterſuchung gegen ſie geführt wurde, das geheimnißvolle Dunkel, in welches

man den ganzen Verlauf derſelben zu hüllen bemüht war, läßt eher vermuthen, daß ſie den verborgenen Abſichten der geheimen Polizei, d. h. der Staatsmänner, unter deren Leitung dieſe ſtand, zum Opfer fielen. Iſt dieſes ſo wahr, als es wahrſcheinlich iſt, ſo kann man nicht ohne Abſcheu an das Daſein und das Wirken dieſer politiſchen Inquiſition denken, die mit kaltem Blute mehr als dreißig Menſchen vernichtete, um den Kaiſer zu überreden, daß die unumſchränkte, tyranniſche Macht, welche ſie im ganzen Umfange der öſterreichiſchen Monarchie ausübte, für die Sicherheit ſeines Thrones nothwendig ſei — und an die Vorgeſetzten dieſer ſcheußlichen Anſtalt, welche ſich aus der Erhaltung der Ruhe, die man dem Anſcheine nach ihnen zu danken hatte, ein Verdienſt machten, das ihnen den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen des Reichs bahnte.

Als ein Umſtand, der die oben ausgeſprochene Vermuthung bekräftigt, mag zuerſt angeführt werden, daß die geheime Polizei ſelbſt, ohne daß ein anderer gerichtlicher Kommiſſär zugezogen wurde, die Vorunterſuchung führte; daß ſie erſt dann, als der Prozeß eingeleitet und von ihr ſelbſt zur Kri-

minalunterſuchung geeignet erklärt wurde, eine Kommiſſion von zwei Magiſtratsräthen niederſetzte, welcher der Adjunkt des Präſidenten der Polizeihofſtelle, der Graf Saurau, ſtets in eigener Perſon präſidirte; daß ſie demzufolge Kläger und Richter vorſtellte, während ihr nach den Geſetzen nur die Obliegenheit des erſtern, nie das Amt des letztern zugekommen wäre.

Dieſe Kommiſſion prüfte die Anklage der Polizei, die Beweiſe und die Verhörprotokolle, und es ſind gegründete Urſachen zu der Vermuthung vorhanden, daß ſie dabei nicht ſehr gewiſſenhaft verfahren ſei. Die Verhöre ſelbſt glichen förmlich einem Akte der ſpaniſchen Inquiſition zu den Zeiten Philipps II. Nachdem der Angeklagte fünf oder ſechs Wochen verhaftet geweſen war, wurden ihm über ſeinen Namen und Stand, den Namen und Stand ſeines Vaters, den Ort ſeiner Geburt, ſein Alter, ſeine Religion u. ſ. w. Fragen vorgelegt. Dieſes Verhör dauerte bei manchem mehre Tage, ohne daß die eigentliche Urſache der Verhaftung des Angeklagten berührt wurde. Nachdem wieder einige Tage verfloſſen waren, fragte man ihn endlich, ob er wiſſe, warum er im Ge-

fängniſſe ſitze. Gab der Inquiſit zur Antwort, dies ſei ihm nicht bekannt, und er wünſche und hoffe, daß er es jetzt von ſeinem Richter erfahren werde, ſo hieß es, man werde ihm Schreibmaterialien geben, damit er ſelbſt zu Papier bringen könne, was er verbrochen habe. Erwiederte der Unglückliche, er ſei ſich keines Verbrechens bewußt, könne alſo auch weder mündlich noch ſchriftlich irgend etwas geſtehen, ſo bedeutete man ihm, er ſolle ſich nur recht beſinnen, ſo werde ihm ſchon etwas einfallen. Auf die Einwendung, daß die Geſetze keinen Angeklagten verbänden, ſein eigener Ankläger zu ſein, und demſelben nur gebühre, ſich gegen das angeſchuldigte Verbrechen zu vertheidigen, oder es zu geſtehen, wenn man es ihm vorgehalten und er es wirklich begangen, gab man zur Antwort, Inkulpat habe dem Gerichte keine Form vorzuſchreiben, wie es verfahren müſſe; wolle er nicht ſagen, was er verbrochen habe, ſo werde ſeine Strafe nur härter ausfallen; denn geſtraft werde er auf jeden Fall werden, er möge bekennen oder nicht.

Dieſe Abweichungen von aller rechtlichen Form (denn iſt es je erhört worden, daß man von dem

größten, ſogar auf der That ertappten Verbrecher gefordert habe, er ſolle ſich ſelbſt anklagen?) — dieſe nach der damals in Oeſterreich beſtehenden Kriminalgerichtsordnung illegale Kommiſſion, bei der Graf Saurau, dem es gar nicht zukam, den Vorſitz führte — einen Vorſitz, den er hätte ausſchlagen ſollen, und wenn ihm derſelbe vom Kaiſer ſelbſt wäre aufgetragen worden — erweckten den Verdacht, daß die geheime Polizei ihrer Sache nicht ſo ganz ſicher war, weil ſie dieſelbe ſonſt dem gewöhnlichen Verlaufe überlaſſen haben würde. Es gewann den Anſchein, als habe Graf Saurau durch ſein Präſidium verhindern wollen, daß die Unterſuchung einen andern Ausgang nehme, als den die Polizei wünſchte.

Einer der Kommiſſäre war ein Mann, gegen deſſen moraliſchen Charakter die höchſten Bedenklichkeiten eintraten — der Magiſtratsrath Martinolli, der nämliche, der einſt bloß aus Bequemlichkeit keinen Anſtand nahm, einen Inquiſiten für ſchuldig zu halten, bevor er ihn einmal verhört hatte. Dieſer Martinolli ſteckte, wie man gemeinhin ſagt, in Schulden bis über die Ohren. Oefter als einmal hatte er ſich inſolvent erklärt, wo-

bei seine Gläubiger sich all' seines Hausgeräthes bemächtigten und auf die eine Hälfte seiner Besoldung Beschlag legten; die andere Hälfte war schon auf mehre Jahre an Wucherer verpfändet, welche auf die Besoldungsbogen der Beamten Gelder leihen. Martinolli befand sich daher immer in Geldverlegenheit, und sein Kredit war so sehr gesunken, daß er keine zwanzig Gulden aufzubringen wußte. Er hatte eine zahlreiche Familie, die im Elende schmachtete und manchen langen Tag hungern mußte, während er selbst das wenige erborgte Geld in Schenken und verdächtigen Häusern verschwelgte. Daß ein solcher Mann leicht bestochen werden und durch eine runde Summe, die nicht einmal sehr bedeutend zu sein brauchte, dahin gebracht werden konnte, sich ganz den Ansichten der geheimen Polizei zu fügen, daran wird niemand zweifeln, der die von ihm gegebenen biographischen Notizen zusammenhält und würdigt.

Wie Martinolli sich den Prozeß zu Nutzen machte, dessen Führung man ihm als einem der Kommissäre anvertraut hatte, zeigt unter Anderm folgende Thatsache.

Während der Untersuchung verfügte er sich in

das Haus eines der Verhafteten, und fragte, wo ſich deſſen baares Geld befinde.

„Sie haben die Schlüſſel zu dem Schreibkaſten meines Mannes. Unterſuchen Sie ſelbſt, denn ich weiß es nicht,“ gab ihm die Gattin des Verhafteten zur Antwort.

Martinolli unterſuchte und fand nahe an achthundert Gulden. Auf die Angabe, daß man nicht wiſſe, ob noch mehr vorhanden ſei, weil der Verhaftete ſtets alle Baarſchaft ſelbſt verwahrt habe, ſteckte Martinolli die Summe zu ſich, ohne, was er doch hätte thun ſollen, eine Quittung auszuſtellen, und ging damit fort, mit der Verſicherung, daß die Familie einen Empfangſchein erhalten und auch das Geld in wenigen Tagen wieder bekommen ſolle. Es verfloſſen vierzehn Tage, und die Familie erhielt keines von beiden. Da ſie nun nichts mehr zu leben hatte, begab ſich die Gattin des Eingekerkerten zum Grafen Saurau und erzählte ihm den Vorfall. Der Graf mißbilligte, daß kein Empfangſchein ausgeſtellt worden ſei, und entließ ſie mit dem Verſprechen, er werde gleich Anſtalt treffen, daß ihr das Geld wieder eingehändigt werde. Indeſſen hatte es Martinolli zu

seinem Gebrauche verwendet, und die Familie erhielt von ihm nichts als die Quittung, die er ihr mit einem groben Verweise, daß sie dieser Kleinigkeit wegen Seine Exzellenz überlaufen habe, übergab. Nach geendigtem Prozesse wurden der Familie von diesem Gelde etwa dreißig Gulden zurückgegeben, mit dem Bedeuten, das Uebrige sei für die Alimentation des Verhafteten ausgegeben worden. Es läßt sich daraus schließen, daß man die Jakobiner wenigstens (auf ihre Kosten) reichlich mit allen Lebensbedürfnissen versorgte, da einer derselben während zwei Monaten nahe an achthundert Gulden verzehrte.

Schon dieses einzigen Umstandes wegen mußte Martinolli Alles anwenden, daß die Angeklagten schuldig befunden wurden. Hätte man sie als unschuldig anerkannt und freigelassen, so wäre vielleicht der Rechnungsausweis über die verzehrten achthundert Gulden „bemängelt“ worden, und Martinolli würde als ein ungetreuer Beamter, der das ihm anvertraute Gut angegriffen, wenigstens Kassation zu erwarten gehabt haben. Graf Saurau muß ganz besondere Gründe gehabt haben, daß er dieses grobe Verbrechen eines Rich-

ters, der das Depositum, welches ihm heilig sein mußte, angriff, nicht scharf geahndet hat.

Martinolli's Kollege flößte weniger Verdacht ein — er war bloß ein großer Liebhaber der Jagd und sehr beförderungslustig.

Orlandini, Stabsauditor beim Hofkriegsrathe, der ebenfalls zugezogen wurde, weil auch Militärpersonen abzuurtheilen waren, soll kein größeres Vergnügen gekannt haben, als ein Todesurtheil auszusprechen.

Eine Kommission, die aus solchen Männern zusammengesetzt und von dem Hauptankläger selbst präsidirt war, hatte nicht bloß den Schein wider sich — sie konnte nicht anders als höchst parteiisch verfahren. Auch trug man Sorge, den übrigen Gerichtshöfen, vor welchen der Prozeß verhandelt wurde, die nöthige Einsicht vorzuenthalten oder ihre Wirksamkeit zu paralysiren. Man legte ihnen den Prozeß erst vor, als er von der geheimen Polizei schon eingeleitet, als die Beweise der Anklage von der erwähnten Kommission bereits untersucht und als vollkommen gültig und rechtskräftig anerkannt worden waren. In alle Kommissionen wurden beinahe nur Leute gewählt, von deren

Bereitwilligkeit man überzeugt war, und ſorgfältig vermieden, daß ſolche Räthe zugelaſſen wurden, welche vielleicht die Akten genauer Prüfung unterworfen hätten. Aus allen Kräften ſtemmte ſich die geheime Polizei dagegen, daß der Prozeß der Einſicht des Staatskonſeils unterworfen wurde, und als ſie glaubte, dies nicht verhindern zu können, bemühte ſie ſich, wenigſtens den würdigen Staatsrath E*, deſſen Rechtſchaffenheit und Gerechtigkeitsliebe allgemein bekannt war, von der Kommiſſion auszuſchließen. Beides gelang ihr; d. h. das Staatskonſeil und alſo auch E* bekamen keine Sylbe von dieſem Prozeſſe zu ſehen.

Ein helles Licht auf das ganze Treiben wirft, was man ſich von den Antworten erzählte, die Räthe, welche in den verſchiedenen Kommiſſionen ſaßen, den Anverwandten einiger Verhafteten gegeben haben. Ein Hofrath ſagte: „Ich kann Ihnen nicht mehr ſagen, als: man wollte Strafbare finden“, — ein Anderer: „Ich habe meine Pflicht erfüllt und ſtimmte nach meinem Gewiſſen. Man wird mich oben freilich ſcheel dafür anſehen, aber es ſei. Ich fand ſie unſchuldig“, — ein Dritter äußerte ſich etwas derber: „Ich begreife

nicht, wie ſich Graf Pergen in ſo einen Dreck miſchen konnte. An der ganzen Sache iſt nichts.“ Dieſer nämliche Graf Pergen entſchuldigte ſich bei der Gattin eines der unglücklichen Schlachtopfer mit den Worten, die an Pilatus erinnern: „Ich bin unſchuldig.“ Der Kaiſer ſelbſt tröſtete den Verwandten eines andern auf folgende Art: „Haben's nur Geduld! S'iſt ja ſchon zu Ende und es wird ſo nit viel ausfallen.“

Graf Saurau hat ſich durch ſein Betragen in dieſer Angelegenheit geſchändet. Wenige Tage, bevor der Magiſtratsrath Prandſtetter eingezogen wurde, verſicherte ihn der Graf, er habe nichts zu fürchten. Unmöglich konnte Saurau damals noch nicht gewußt haben, daß Prandſtetter einer der Kompromittirten ſei, da ja damals ſchon die ganze angebliche Verſchwörung entdeckt, alle Theilnehmer ſchon verrathen waren. Entweder wollte er ihn nur ſicher machen, damit er nicht entweiche, und bediente ſich einer Unwahrheit gegen einen Verbrecher, den er ja kraft ſeiner Pflicht hätte alſogleich feſthalten ſollen und vermöge ſeiner Gewalt als Vizepräſident der oberſten Polizeibehörde auch hätte feſthalten können; oder es war bei ihm

noch nicht entſchieden, ob er ſeinen Schulkameraden, ſeinen Jugendfreund, ſeinen Bruder als Freimaurer auch ſeinen Abſichten aufopfern ſollte.

Der ſtrengſte Richter, wenn er auch unerbittlich gegen das Verbrechen iſt, empfindet doch, iſt ſein Herz nur ein wenig menſchlich, Mitleiden für den Verbrecher, um ſo mehr noch für deſſen ſchuldloſe Angehörige. Graf Saurau kannte dieſes Gefühl nicht. Als die Gattin eines der Gefangenen zu ihm kam, ihn bat, ihren Mann frei zu laſſen, und hinzufügte: „Wenn Ew. Exzellenz meinen Gatten auch noch ein Jahr ſitzen laſſen, ſo wird man ihm doch nichts beweiſen können; denn ich bin überzeugt, daß er unſchuldig iſt,“ erwiederte Graf Saurau, anſtatt die Unglückliche zu tröſten, ſie zu verſichern, daß es ihn freuen würde, ihren Mann unſchuldig zu wiſſen, in beißendem Tone: „Wenn Sie von der Unſchuld Ihres Mannes gar ſo ſehr überzeugt ſind, warum kommen Sie dann zu mir?“ Auch ließ er die arme Frau, welche Kummer und ſchlafloſe Nächte entkräftet hatten, beſtändig vor ſich ſtehen, da man doch in Wien einem Weibe, das nicht zu der gemeinſten Klaſſe gehört, ſtets einen Stuhl anzubieten pflegt.

Nicht zufrieden mit den Gewaltthätigkeiten, die man ſich ſchon erlaubt hatte, bediente man ſich auch noch niedriger Kunſtgriffe, um die Zahl der Opfer zu vermehren. Oder war es der Würde eines geheimen Rathes angemeſſen, daß er ſeinen ehemaligen Schulkameraden, unter dem Vorwande vertraulicher Geſpräche, auszuforſchen, daß er ihm Manches mit dem ſchmeichleriſchen „Wir ſind ja alte Freunde und dürfen keine Geheimniſſe für einander haben“ abzulocken ſuchte? Vertrug es ſich mit dem hohen Begriffe, den man ſich gewöhnlich von einer Hofſtelle zu machen pflegt, daß ſie Schlingen legte oder legen ließ, um einen Vorwand zu haben, Jemanden für ſchuldig zu erklären, gegen den man auch nicht den Schein irgend einer Schuld aufbringen konnte? Dieſes war der Fall bei einem jungen Manne, der während der wüthenden Jakobinerjagd öfter vor die Polizei gefordert wurde, die ihn durchaus des Umgangs mit den Verhafteten ſchuldig haben wollte. Da er ſich aber durch die unverwerflichſten Zeugen ausweiſen konnte, daß er nicht einmal einen einzigen von ihnen kenne, viel weniger jemals geſprochen habe, da er ſich auf angeſehene Familien berufen konnte,

in deren Häuſern er ſeine freie Zeit zubrachte, daß auch nicht ein verdächtiges, freies Wort über ſeine Zunge geſchlüpft ſei, ſo mußte man ihn jederzeit wieder entlaſſen, da die Ungerechtigkeit, ihn feſtzuhalten, zu auffallend geweſen wäre; doch nahm man ihm das Verſprechen ab, die Stadt nicht eher zu verlaſſen, als bis er von dem Verdachte ganz gereinigt ſein würde. Indeſſen ärgerte es die geheime Polizei gewaltig, daß dieſer junge Mann, den ſie ſo gerne den übrigen Gefangenen zugeſellt hätte, weil er einer dem Baron T* verhaßten Familie angehörte, ihren Händen entgehen ſollte; ſie nahm alſo zur Liſt ihre Zuflucht, um ihn zu fangen. An einem Morgen brachte ihm ein Weib einen Brief. Er eröffnete ihn und las Folgendes:

„Lieber Freund! Meine Verhaftung und die Urſache derſelben wird Ihnen bekannt ſein. Es bietet ſich mir nun eine Gelegenheit zur Flucht dar, wenn ich eine Summe Geldes opfern will. Rathen Sie mir, was ich thun ſoll, und helfen Sie mir mit dem Gelde aus. Ich erſuche Sie um eine ſchriftliche Antwort.“

Nachdem er den Brief geleſen hatte, fragte er

die Frau, von wem ſie ihn erhalten habe. „Von einem der Staatsgefangenen,“ antwortete ſie. Dies fiel dem jungen Manne auf; er wußte, wie ſtrenge dieſe Unglücklichen bewacht würden, daß ihnen nicht erlaubt war, mit Jemandem zu reden; um ſo weniger konnte er ſich vorſtellen, daß ſie aus ihrem Gefängniſſe ſollten Briefe abgehen laſſen können. Die Sache war zu plump eingeleitet, als daß ſie ihm nicht verdächtig vorkommen mußte. Er fertigte daher das Weib mit den Worten ab: „Da er den Herrn gar nicht kenne, ſo wiſſe er ihm auch nichts auf ſein Billet, weder mündlich noch ſchriftlich, zu antworten.“ Und er that recht daran; denn als er ſich genau nach dem Weibe erkundigte, fand es ſich, daß ſie die Frau eines Polizeiſpions war. Jede andere Antwort auf den Brief würde ihn alſo unfehlbar der Polizei in die Hände geliefert und er als ein des Einverſtändniſſes mit den Jakobinern Ueberwieſener das Loos derſelben getheilt haben.

Wären die Angeſchuldigten wirklich Hochverräther geweſen, ſo hätte es des Geheimniſſes nicht bedurft, in das man den ganzen Verlauf der Unterſuchung zu hüllen befliſſen war. Das Publikum

erfuhr, außer den absichtlich ausgestreuten Gerüchten, von dem ganzen Vorfalle nichts Legales als die gefällten Urtheile, durch die einige Mitbürger zum Tode, andere zu langwierigem Kerker verurtheilt wurden — wegen Staats- und Landesverrath! Worin dieser bestanden, welche die Beweise waren, die zur Ueberführung gedient — davon fand man nicht für gut, Kunde zu geben. Nach Beendigung des Prozesses mußten alle Akten, Verhörprotokolle, Zeugenaussagen u. s. w., welche man sonst der Ordnung nach in dem Archive des Kriminalsenates offen aufbewahrt, versiegelt bei der geheimen Polizei niedergelegt werden. Wohl deswegen, weil diese befürchtete, es könnte sonst ein unbefangener, redlicher Mann über die Papiere gerathen und in denselben auf Dinge stoßen, die für immer in Vergessenheit begraben bleiben sollten.

Die zwei Magistratsräthe, die in der ersten Kommission saßen, wurden jeder mit zweihundert Dukaten beschenkt und erhielten zu ihrem Gehalte eine jährliche Zulage von fünfhundert Gulden bewilligt. Auch ertheilte man ihnen das Versprechen, daß sie bei der ersten Gelegenheit befördert

werden sollten. Dafür, daß sie förmlich angeklagte Verbrecher inquirirten und über sie, was Rechtens war, erkannten, verdienten sie keine außerordentliche Belohnung, indem sie nichts thaten als ihre Pflicht, für welche sie der Staat ohnedies bezahlte. Bestand wirklich eine Verschwörung, war eine Revolution im Werke und dem Ausbruch nahe, den nur eine frühzeitige Entdeckung und Bestrafung der Verbrecher verhinderte, und wollte man diejenigen belohnen, denen man zu danken hatte, daß eine solche Gefahr glücklich vom Staate abgewendet wurde, so waren dies nicht die Richter, welche von Rechtswegen nichts anders thun konnten und durften, als die Zeugen abhören und konfrontiren, die Beweise prüfen und den Thatbestand herstellen. Die geheime Polizei mochte ihnen andere große Verbindlichkeiten schuldig sein, daß sie sich für verpflichtet hielt, nur diese Kommissäre, welche den Prozeß während seines ersten, wichtigsten Stadiums leiteten, der Gnade des Monarchen zu empfehlen.

Es ist überhaupt schon lächerlich zu glauben, daß einzelne Menschen durch Konspiriren, Geheimbündeln und dergleichen eine Revolution zu bewir-

ken im Stande ſeien, denn eine ſolche kann allein durch die Gewalt der Umſtände herbeigeführt werden. Wer aber insbeſondere die öſterreichiſchen Staaten auch nur oberflächlich kannte, dem leuchtete es ein, daß dort für geraume Zeit das Eintreten ſolcher Umſtände nicht zu fürchten war. Die angeblichen Jakobiner durften alſo bei ihrem Plane auf eine freiwillige Mitwirkung des größern Theiles der Nation nicht rechnen, und wollten ſie durchaus eine Revolution, ſo mußten ſie ſich der Hülfe deſſelben durch einen Gewaltſtreich verſichern. Daß ſie dieſes wirklich zu thun verſucht, war eines der Verbrechen, deren man ſie beſchuldigte, indem man durch Agenten das Gerücht verbreiten ließ, die Jakobiner hätten durch Aufkauf alles Getreides um Wien herum eine Hungersnoth veranlaſſen wollen.

Allerdings kann nichts leichter ein Volk zum Aufſtand bringen als eine Hungersnoth. Man ſah ein Beiſpiel davon in Wien ſelbſt im Jahre 1788 und wäre es erwieſen, daß die Jakobiner dieſen Plan gehabt, ſo läge darin der unwiderleglichſte Beweis für eine beabſichtigte Revolution. Aber es frägt ſich nur, welche Mittel ihnen zu Gebote

ſtanden, um ein ſo umfaſſendes Projekt ins Werk zu ſetzen.

Man kann leicht ziemlich genau berechnen, welche Summe allenfalls erforderlich wäre, um alles Getreide nicht nur in der Gegend um Wien, denn dadurch allein würde der Zweck nicht erreicht, ſondern auch in dem ſo nahen Ungarn dergeſtalt aufzukaufen, daß keines nach dieſer Hauptſtadt gebracht werden könnte. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob der Hof ſelbſt ſo viel baares Geld beſaß, daß er durch einen ſolchen Aufkauf eine Hungersnoth hätte erzwingen können. Aber ganz ungereimt wird die Beſchuldigung, wenn man mit der Größe derſelben die Kleinheit der Mittel vergleicht, über welche die Beſchuldigten verfügen konnten. Faſt alle Verhafteten waren ohne eigenes Vermögen, Hackl allein ausgenommen, welcher durch den Glückstopf ein Kapital erworben hatte, das man auf achtzig tauſend Gulden ſchätzte. Freilich wäre es auch möglich geweſen, daß ihnen die Propaganda das nöthige Geld vorgeſtreckt hätte — dann aber bleibt es unbegreiflich, warum einige derjenigen, denen ſo große Summen zu Gebote ſtanden, einen Theil davon nicht dazu anwendeten, ſich ein bequemeres

Leben zu bereiten oder ihre dringendsten Gläubiger vom Halse zu schaffen. Doch angenommen, ihre Freiheitsliebe sei größer gewesen als ihre Selbstliebe, so würde man doch wenigstens hier und da Anstalten zu einem so umfassenden Ankaufe haben gewahren oder einige Vorräthe finden müssen. Allein es war nicht ein Metzen des von den Jakobinern aufgekauften Getreides vorhanden, und es läßt sich dreist behaupten, daß von dem ganzen ungeheuern corpus delicti auch nicht ein Korn gefunden wurde.

Eben so wenig als die Verschwörer im Stande waren, den vorgegebenen Getreideankauf zu bewerkstelligen, konnten sie auch — und zwar aus den gleichen Gründen — daran denken, sich die Mitwirkung des Pöbels — auf die höheren Klassen war ohnedies nicht zu rechnen — durch im großen Maßstabe ausgeführte Bestechungen zu verschaffen. Dieser Theil des Volkes ist in der Regel durch keine leere Versprechungen, wenn sie auch in den niedlichsten Versen oder in der zierlichsten Prosa gemacht werden, sondern nur durch klingende Beweggründe zu gewinnen. Daß die Jakobiner keine solcher auf eine Revolution vorbereiteten und dazu

erkauften Anhänger hatten, bewies die Ruhe, welche sowohl bei ihrer Verhaftung, als bei der Vollziehung der gegen sie gefällten Urtheile herrschte. Waren auch nur hundert mit ihnen einverstandene Gleichgesinnte unter dem Pöbel, so würde sich gewiß wenigstens Einer gefunden haben, welcher verwegen und entschlossen genug zu dem Versuche gewesen wäre, durch Feueranlegen oder auf eine andere Art die Anführer zu retten. Allein es wurde nichts unternommen, um die Unglücklichen zu befreien, während man doch allgemein das Gegentheil vermuthete, indem vorausgesetzt wurde, daß sie, da der Ausbruch der Revolution so nahe gewesen sein sollte, eine Menge Anhänger haben müßten.

Damit eine Nation zu einer Revolution fortgerissen werde, bedarf es Männer von großem Ansehen, solcher, die in besonderer Achtung stehen, ein allgemein anerkanntes Uebergewicht haben, welches ihnen Einfluß auf das Volk verschafft und sie in den Stand setzt, die öffentliche Meinung zu lenken. Dies war bei keinem der Eingezogenen der Fall. Es gab zwar einige sehr gute, sogar vortreffliche Köpfe unter ihnen, jedoch keiner, der die

Eigenſchaft beſaß, die einem Manne des Volkes, einem Demagogen nöthig ſind, um die Menge mit ſich fortzureißen. Nebſt dieſen waren aber auch Menſchen eingekerkert worden, die ſich nicht einmal von dem Worte Revolution einen klaren Begriff machen konnten. Einer davon war Hackl. Man kann die tiefſte Unwiſſenheit, die größte Stupidität, die gänzliche Abweſenheit deſſen, was man Geiſt und Seele nennt, nicht beſſer vereinigt darſtellen, als in der Perſon dieſes Unglücklichen. Als in Wien bekannt wurde, Hackl ſei als Jakobiner eingezogen worden, moquirten ſich die Beſchränkteſten darüber und äußerten laut, es wäre eine Satire auf die Jakobiner, daß man dieſen Menſchen zu ihnen rechne. Hackl hatte nur Sinn und Gefühl für Eſſen und Trinken, und dachte ſich gewiß unter „Revolution“ nie etwas anders als ein franzöſiſches Ragout. Und ein ſolcher Menſch hätte den öſterreichiſchen Thron erſchüttern, hätte an einer Revolution arbeiten ſollen?

Den meiſten der als Jakobiner Eingekerkerten und Verurtheilten konnten höchſtens allzufreie, unbedachtſame Reden zur Laſt gelegt werden. Und wer wird zweifeln, daß man ſie ein ſo geringes

Vergehen so strenge büßen ließ, wenn er erfährt, daß ein würdiger Mann, der dem Staate durch mehr als dreißig Jahre die wesentlichsten Dienste geleistet und die Achtung Maria Theresia's, Josephs und Leopolds besessen hatte, der stets ruhigen, stillen und so furchtsamen Charakters war, daß er sich nicht einmal getraute, in seinem Hause eine Hauptveränderung vorzunehmen, daß dieser Mann bloß deswegen, weil er ein gegen die Machthaber gerichtetes, in einem komischen Style abgefaßtes Lied, welches in einem fröhlichen Zirkel bei Tische abgesungen wurde, angehört, über ein halbes Jahr im Gefängnisse schmachten mußte, dann seines Amtes entsetzt und aus den österreichischen Staaten verbannt wurde? Wer wird noch zweifeln, wenn er erfährt, daß dieses nämliche Lied seinen Verfasser zum Galgen führte, ohne daß irgend ein damals rechtskräftiges Gesetz eine solche Strafe für ein solches Vergehen festsetzte?

So fielen also diese Unglücklichen als Opfer einer despotischen und grausamen Oligarchie, oder vielmehr einer ehrgeizigen und gewissenlosen Koterie, welche die Leiter, auf der sie zum Gipfel

der Macht emporklimmen wollte, auf Leichname stützte, damit sie nicht wanke. Und der Monarch, unter dem dieses politische Auto-da-fé Statt fand, war der gutmüthige Franz — was konnte mehr geschehen, wenn er ein Tyrann gewesen wäre?

Hebenstreit wäre vielleicht gerettet worden, wenn man nicht mit ihm zugleich das Geheimniß hätte begraben wollen, in dessen Kenntniß er durch das in dem Bücherschranke jenes Pavillons gefundene Papier gelangt war. Der Mund, welcher es gewagt hatte, den Machthabern Worte des Vorwurfs und der Verachtung ins Antlitz zu schleudern und mit der Enthüllung ihrer Verderbtheit zu drohen, mußte auf ewig verstummen.

Graf Saurau wurde geheimer Rath und bald darauf Regierungspräsident, in welcher Eigenschaft er noch immer die Geschäfte der Polizei leitete.

Zehntes Kapitel.

Nachdem man den Kaiſer durch die Verhaftung und Beſtrafung ſo vieler Jakobiner, welche der öſterreichiſchen Monarchie Verderben und Auflöſung gedroht, überzeugt hatte, daß er ſeine Sicherheit und die Aufrechthaltung des Thrones nur der geheimen Polizei zu verdanken habe, wurde die Macht derſelben noch mehr erweitert, und ſie konnte zermalmen, wen ſie wollte und wie es ihr beliebte. Gewiß hat man in Madrid unter Philipp II. bei dem Worte Inquiſition nicht ſo ſehr

gezittert, als man in Wien schreckhaft zusammenfuhr, wenn von der geheimen Polizei gesprochen wurde. Auch war noch kein heimliches Gericht, von der Vehme an bis zu Venedigs Staatsinquisition, so furchtbar, als diese im Verborgenen wirkende Anstalt. Ihre Gewalt war unumschränkt. Alle ihre Verordnungen, welche an die untergeordneten Polizeidirektionen in den Provinzen ergingen, fingen nicht mit der sonst gewöhnlichen Kurialformel an: Seine Majestät verordnet u. s. w., sondern: Seine Exzellenz, Graf von Pergen, haben befohlen — ein Beweis, daß sie ganz nach Willkür handelte, und ohne vorher dem Kaiser Bericht zu erstatten und dessen Willensmeinung abzuwarten, was doch bisher alle Hofstellen, wenigstens zum Schein, thun mußten.

Die Zahl der in Wien besoldeten Polizeispione belief sich ohne Uebertreibung mindestens auf fünfzehntausend. Leute aus allen Ständen, von den Gliedern des ersten Adels bis zu dem niedrigsten Taglöhner, vom Erzbischofe bis zum Meßpriester, von der Sternkreuzordensdame bis zur gemeinen Gassennymphe, trieben dieses schändliche Gewerbe, schlichen überall herum, und lauerten auf jedes

Wort, das gesprochen wurde. So ungeheuer diese Menge von Banditen war, so schien ihre Zahl der geheimen Polizei noch nicht hinreichend, und es wurde 1799 durch eine Verordnung allen k. k. Beamten befohlen, ja sogar ein Eid darüber abgenommen, vermöge dessen sie sich verpflichten mußten, alle diejenigen dem Staate, d. h. der geheimen Polizei, anzugeben, welche zu freie Meinungen äußerten. Eine Verordnung, durch welche vielen rechtschaffenen Familienvätern, die von ihrem Amte leben mußten, die Wahl gelassen wurde, entweder mit Weib und Kind zu verhungern oder niederträchtige heimliche Anzeiger zu machen.

Die Wirkungen dieses Systems waren in Wien sichtbar. Aus allen Gesellschaften wich jedes Zutrauen. Man sprach kaum mehr vom Wetter ohne Furcht und Zagen. Der Gatte fürchtete von der Gattin, der Vater vom Sohne verrathen zu werden. An keinem Orte der Welt hörte man so oft die Warnung wiederholen: „Auch die Wände haben Ohren.“ Aber es ist auch schwer, sich einen Begriff zu machen, wie weit die Tyrannei der politischen Inquisition ging. Als Bonaparte mit den Franzosen nicht weit von Wien stand, sagte

Jemand, der in einem Kaffeehause mit Andern darüber sprach: „Bonaparte muß ein großer General sein.“ Gleich am nächsten Tage wurde er vor die Polizei gefordert, und bekam einen tüchtigen Verweis, daß er sich unterfangen habe, einen feindlichen General zu loben. Man wollte ihn sogar des Landes verweisen; doch rettete ihn noch vor dieser Strafe, daß er in einem angesehenen Privathause, wo man ihn nicht entbehren konnte, in Diensten stand. Allein es wurde ihm bedeutet, daß er, im Falle er sich noch einmal ein solches Vergehen zu Schulden kommen ließe, ohne Weiteres über die Grenze geschafft werden sollte.

Ungeachtet des wohlwollenden, menschenfreundlichen Herzens, welches Kaiser Franz besaß, war seine Regierung in diesen ersten Jahren grausamer als die des Dionysius von Syrakus. Dieser ließ den Marsias, einen seiner vornehmsten Hofbeamten, doch aus der Ursache hinrichten, weil demselben geträumt hatte, er habe dem Tyrannen die Kehle abgeschnitten, und einem oft im Traume vorzukommen pflegt, an was man viel bei Tage gedacht hat; aber die Tyrannen, welche die Gewalt des Kaisers mißbrauchten, mordeten in sei-

nem Namen unſchuldige Menſchen, welche von den Verbrechen, deren man ſie beſchuldigte, nicht einmal träumten. Freilich blieben dem Monarchen alle die Gräuelthaten unbekannt; er hatte keinen Freund, der ihn das, was ſeine Vertrauten thaten, in wahrem Lichte erblicken ließ — aber ein Theil der Verantwortung dafür trifft ihn doch.

Die geheime Polizei durfte von der Staatskaſſe ſo viel Geld fordern, als ſie wollte. Sie brauchte ſich bei der Staatsbuchhalterei durch keine Rechnungsbelege über die Verwendung deſſelben auszuweiſen, was doch alle übrigen Stellen thun mußten, und hatte weiter nichts nöthig, als anzugeben: Zu geheimem Gebrauche. Die Summen, welche auf dieſe Weiſe zu „geheimem Gebrauche“ ausgezahlt wurden, betrugen jährlich mehre Millionen.

Die Entdeckung der Revolution, welche in den öſterreichiſchen Staaten hatte ausbrechen ſollen, zog eine Veränderung der joſephiniſchen Strafgeſetze nach ſich. Kaiſer Joſeph hatte die Todesſtrafe für alle Fälle aufgehoben, den einzigen ausgenommen, wenn Jemand bei wirklich ausgebrochenem Aufruhre mit den Waffen in der Hand

ergriffen wird und ſich alſo des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und des Hochverrathes durch offenbare Thätlichkeit ſchuldig macht. Ueber einen ſolchen Verbrecher ſollte auf der Stelle Standrecht gehalten und er durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht werden. Dieſes Strafgeſetz wurde nicht nur für den angegebenen Fall beſtätigt, ſondern auch noch dahin ausgedehnt, daß, vom Tage der Kundmachung des neuen Geſetzes an, alle diejenigen, welche ſich eines ſolchen Staatsverbrechens, auch wenn es nicht zum Vollzuge kommt, Alle, welche ſich der bloßen Mitwiſſenſchaft, wenn auch nicht der wirklichen Theilnahme, ſchuldig machen, mit dem Tode beſtraft werden ſollen. Unter dieſen den Galgen verwirkenden Staatsverbrechen wurden auch alle Schriften einbegriffen, die das Verfahren der Regierung und ihre Verordnungen oder auch nur die angeſehenen Staatsbeamten kritiſiren.

Durch dieſes Geſetz hatten nun Alle, welche das Licht ſcheuen und einen gegründeten Tadel befürchten mußten, ein ſicheres Bollwerk erhalten, hinter welchem ſie ungehindert und vor jedem Angriffe geſchützt nach Willkür handeln konnten. Nie-

mand, dem ſein Hals lieb war, durfte es mehr wagen, den Monarchen von dem Unfuge, welchen ſie öffentlich und ohne Scheu trieben, zu unterrichten, der Dolmetſcher der Nation zu ſein und ihre Klagen vor den Thron zu bringen. Der ſchriftliche Weg zu dem Monarchen war durch den Galgen verſchränkt, und daß ihm mündlich nichts hinterbracht wurde, was ihn aus dem Schlummer wecken könnte, dafür wurde auch geſorgt. Alle, die ihn umgaben, waren Geſchöpfe der das Ruder führenden Miniſter, welche den Monarchen ſorgfältig bewachen ließen, damit ihn Niemand allein ſpreche, der Anſehen und Gewicht genug haben könnte, um ihre Macht zu ſtürzen. Die öffentlichen Audienzen durften ſie nicht fürchten. Wehe demjenigen, der es hätte verſuchen wollen, auf dieſem Wege etwas gegen ſie zu unternehmen oder auch nur etwas ihnen Mißfälliges zu ſagen! Da der Kaiſer ihnen Alles mittheilte, was man ihm bei Audienzen mündlich oder ſchriftlich entdeckte, ſo wände die Sonne zum letzten Male über einen ſolchen Verwegenen aufgegangen ſein.

Man fand, daß Leopold die Leſe- und Schreibfreiheit noch nicht genug beſchränkt habe. Noch

fand hier und da ein Lichtstrahl den Eingang, dessen Glanz die Machthaber nicht ertragen konnten, von dem sie fürchteten, daß er, in einen Brennpunkt konzentrirt, ein für sie gefährliches Feuer entzünden könnte. Ein neues Zensuredikt sollte alle Ritzen und Spalten so dicht verstopfen, daß auch nicht ein Lichtatom durchzudringen vermöchte. Die Zensoren erhielten den geschärften Auftrag, auf alle Bücher und Schriften das wachsamste Auge zu haben, und alle zu verbieten, in denen der allerkleinste gefährliche Grundsatz vorkäme. Diese Strenge erstreckte sich selbst auf diejenigen Bücher, welche zwar für die gute Sache geschrieben waren, aber doch hier und da revolutionäre Sätze enthielten, wenn auch nur, um sie zu widerlegen.

Damit die schädliche Aufklärung weder im Inlande, noch, so weit es sich vermeiden ließ, sonst wo, wenigstens nicht durch einheimische Schriftsteller befördert und verbreitet würde, durfte keiner bei schwerer Geld-, ja sogar auch Körperstrafe, je nach dem Inhalte des Buches, sein Manuskript im Auslande drucken lassen, wenn die Zensur den Druck desselben im Inlande verboten

hatte. Die Leihbibliotheken mußten die Verzeichniſſe der auszuleihenden Bücher der Zenſur einſenden, welche diejenigen ausſtrich und auszuleihen verbot, die religiöſe oder politiſche Gegenſtände etwas freier beſprachen. Darunter waren eine Menge begriffen, die unter Joſeph mit Bewilligung der Zenſur gedruckt und öffentlich verkauft worden waren. Alle dieſe Vorkehrungen ſchienen indeſſen noch nicht hinlänglich, die ſchädliche Seuche der Aufklärung auszurotten und das Gift der Revolution ferne zu halten. Man beſchloß daher, um die Unterthanen vor jeder Anſteckung zu bewahren, auch die Privatbibliotheken zu reinigen, um zu verhindern, daß nicht aus denſelben das Kontagium weiter verbreitet werde. Nebſt dem alſo, daß es ein Staatsverbrechen war, gewiſſe gefährliche Bücher ſelbſt zu beſitzen, wurde es noch ein Aggravans, ſie durch Ausleihen Andern mitzutheilen. Ferner mußte, ſobald Jemand ſtarb, der eine Bücherſammlung hinterließ, die verkauft werden ſollte, der Katalog der Zenſur eingeliefert werden, bevor die Verſteigerung Statt finden durfte. Befanden ſich verbotene Bücher darunter, ſo wurden ſie ohne Weiteres konfiszirt, und der Werth

davon den Erben — nicht ersetzt, weil ja der Staat weniger verpflichtet war, für das Eigenthum der Wittwen und Waisen als für ihr politisches und moralisches Seelenheil zu sorgen.

Diese Zensurstrenge drückte den Buchhandel in allen österreichischen Staaten ganz darnieder. Diejenigen, welche unter Josephs Regierung so viel erworben hatten, daß sie nun von ihren Renten leben konnten, trieben ihn als Nebengeschäft fort, um die alten Artikel, die noch mit keinem Verbote belegt waren, nach und nach abzusetzen, und befaßten sich mit keinem neuen Verlage; die übrigen aber nährten sich vom Nachdrucke, oder gingen, wenn sie dazu nicht die nöthige Geschicklichkeit und Ehrlichkeit hatten, allmälig zu Grund. Die meisten Buchdruckereien, welche unter Joseph übergenug zu thun hatten, feierten und erloschen, wodurch eine Menge Leute brodlos und an den Bettelstab gebracht wurden.

Was Leopold zur Begünstigung des Aberglaubens und lächerlicher Andächtelei that, war unbedeutend gegen das, was unter Franz dafür geschah. Unter jenem ließen die geistlichen Scapine, Scaramuze, Harlekine, Hanswurste und — Tar-

tuffes, welche Joseph II. ganz von der Bühne verjagt hatte, nur die Köpfe zwischen den Kulissen hervorgucken; aber unter Franz traten sie wieder in vollem Kostüme auf die Szene, verdrängten vollends die gesunde Vernunft, und trieben ihre Gaukeleien, und Possenspiele, unter lautem Beifallsklatschen des Hofes und der Minister, ohne alle Scheu vor dem Volke. So finster war es nicht zu den Zeiten der Ferdinande, als es nun in Oesterreich anfing zu werden. Der Geist des Zeitalters entschuldigte manche aus frommer Ueberspannung hervorgehende Thaten jener Monarchen: aber was konnte Franz II. zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts entschuldigen, daß er den Feind, statt durch eine tapfere Armee und geschickte Generale, mit Abläßen schlagen wollte? Und doch that er dies im Jahr 1794. Freilich muß man, um gerecht zu sein, gestehen, daß der erste Gedanke dazu nicht aus seinem Kopfe kam. Der Kardinal Migazzi brachte die Posse in Vorschlag, und der gute Kaiser willigte ein. Pius VI., dem Joseph II. die Reise Heinrichs IV. nach Canossa einigermaßen vergolten hatte, wurde aus eben der Kaiserstadt, wo schon Maria Theresia keine seinen

Bullen ohne das placetum regium promulgiren ließ, und wo ihr großer Sohn das uſurpirte Anſehen deſſelben gänzlich vernichtete, mit den gehorſamſten kindlichen Bitten um Ertheilung eines Jubiläums oder vollkommenen Ablaſſes erſucht — ein Geſuch, welches Pius VI., der ſeinem frommen Sohne nichts abſchlagen konnte, mit Freuden bewilligte. Zur Erlangung dieſes vollkommenen Ablaſſes wurden die vier Hauptkirchen, zu St. Stephan, zum h. Michael, bei den Schotten auf der Freiung und die Burgpfarre bei den Auguſtinern, in einer feierlichen Prozeſſion beſucht, welcher Franz und ſeine Gemahlin, die ganze kaiſerliche Familie, ſogar die kleinſten Erzherzoge, der ganze Hofſtaat, alle Miniſter, alle Hof- und untergeordneten Stellen beiwohnten, dem Volke ein erbauliches Beiſpiel frommen Glaubens gebend.

Dieſes Jubiläum ſollte eine doppelte Wirkung hervorbringen. Erſtens, und keine andächtige Seele zweifelte daran, hatte man die feſte Ueberzeugung, die Franzoſen würden von dieſem Augenblicke an überall geſchlagen werden; zweitens ſollte es zum Probirſtein dienen, vermittelſt deſſen die guten und getreuen Unterthanen von den Jakobinern unter-

ſchieden werden könnten. Nach der Logik der geheimen Polizei ſchloß man ſo: wer nichts auf Abläſſe hält, iſt kein guter katholiſcher Chriſt; wer kein guter katholiſcher Chriſt im ausgedehnteſten Sinne des Wortes iſt, kann auch kein guter, treuer Unterthan ſein; folglich ſind Alle, welche dieſen Ablaß nicht gewinnen, eingefleiſchte Jakobiner. Wirklich ſah man auch bei den vier Kirchen Spione aufgeſtellt, welche genau Acht geben mußten, ob gewiſſe Perſonen, deren Grundſätze verdächtig waren, die Kirchen in der vorgeſchriebenen Ordnung beſuchten und ſich ſo des Ablaſſes theilhaftig machten. Nicht minder mußten Spürer an allen öffentlichen Orten den Leuten auf den Zahn fühlen, was ſelbige von dieſem Ablaſſe hielten. Dieſe Maßregeln zwangen denn manchen vernünftigen Mann, das Poſſenſpiel mitzumachen, um den Verdacht, er ſei ein Jakobiner, von ſich abzulenken.

Es überſteigt alle Begriffe, welchen trägen, nachläſſigen und verworrenen Gang die Geſchäfte der innern Verwaltung gingen. Zwar hatte ſich ſchon unter Leopold jene von Joſeph eingeführte Schnelligkeit in Betreibung der öffentlichen Ange-

legenheiten verloren; aber unter Franz geriethen sie nicht nur manchmal ins Stocken, sondern in eine chaotische Verwirrung. Sehr oft wurden z. B. Bitt- und andere Schriften, welche in die Kriegskanzlei gehörten, an die ungarische Hofkanzlei, solche hingegen, welche dieser hätten zur Entscheidung vorgelegt werden sollen, an das Direktorium gesendet, und umgekehrt. Diese Unordnung war auch Ursache, daß die Bittsteller oft zehn, ja noch mehre Male anfragen mußten, ohne auf ihr eingereichtes Gesuch einen Bescheid zu erhalten. Man schickte sie von Pontius zu Pilatus, und war man müde, von ihnen überlaufen zu werden, so fertigte man sie mit den Worten ab: ihre Schrift sei verlegt worden; sie sollten nur in einigen Monaten wieder anfragen.

Der Sporn, welcher die Beamten zur Thätigkeit antreibt, die Wachsamkeit des Monarchen, war abgestumpft. Franz II. handelte nicht selbst, er ließ seine Stellen für sich handeln. Bei seiner Thronbesteigung that er es aus Mißtrauen in sich selbst, dann aus Gewohnheit. Dieses unbedingte Zutrauen mußte denjenigen, welchen es die Macht in die Hände gab, unstreitig schmeicheln und be-

hagen. Man ſuchte es ſich alſo zu erhalten, und den Monarchen, ſo viel als möglich, immer mehr von den Geſchäften zu entfernen. Dieſes gelang ſo gut, daß Franz, ungeachtet ſeiner ſcheinbaren Theilnahme an der Regierung, doch von Allem nicht mehr erfuhr, als man für gut erachtete ihn wiſſen zu laſſen. Der Präſident jeder Hofſtelle konnte nach ſeiner Willkür handeln. Um nicht ein Sklave ſeines Dienſtes ſein zu müſſen, kontrolirte er die Hofräthe weniger ſtrenge; dieſe betrugen ſich wieder aus der nämlichen Urſache nachſichtsvoll gegen ihre Untergebenen, und ſo ging es bis zum letzten Schreiber herab. Eine ſo gänzliche Entfernung des Kaiſers von den Geſchäften erzeugte den drückendſten Stellendeſpotismus, der ſo weit ging und ſich ſo offen geltend machte, daß man in Wien allgemein überzeugt war, man müſſe, um etwas von einer Hofſtelle zu erlangen, nur die Genehmigung des Präſidenten und des referirenden Hofrathes zu erhalten ſuchen; denn wollten dieſe nicht, ſo würde man abgewieſen, wenn auch der Monarch die Gewährung des Geſuches zehnmal verſprochen und zugeſagt habe. Es gab wohl Beiſpiele, daß Franz II. gnädig ſein Wort gab,

dies oder jenes ſolle geſchehen, und das mit dem kaiſerlichen Worte Bekräftigte dennoch unterblieb; aber keines, daß je verweigert worden wäre, was der Präſident oder der Hofrath zugeſagt hatte.

Um den Kaiſer zu verhindern, daß er nicht doch einmal darauf verfalle, ſich mit dem Weſentlichen der Geſchäftsleitung abgeben zu wollen, war man unabläſſig bemüht, ihn mit kleinlichen Unterhaltungen in ſeinem häuslichen Zirkel zu beſchäftigen, wozu die Kaiſerin treulich mitwirkte. Dieſe Frau, welche ihren Gemahl mit ehelicher Treue und Zärtlichkeit liebte und auch jedes Jahr mit einem Pfande ihrer Liebe beſchenkte, die kein größeres Glück kannte, als den Kaiſer ſtets an ihrer Seite zu haben, und ſich ſo ungerne von ihm trennte, daß ſie ihn bei allen öffentlichen Funktionen, welche durch ihn als Kaiſer und König perſönlich und nicht durch Stellvertreter verrichtet werden mußten, begleitete, was ſonſt nicht gewöhnlich war; dieſe Frau hatte keinen andern Gedanken, als ſtets neue Unterhaltungen und Spiele zu erfinden, um ihrem Gemahl die Langeweile zu vertreiben und ihn ſo an ihrer Seite feſtzuhalten. Im Sommerſchloſſe zu Laxenburg, dem Lieblings-

aufenthalte beider Majeſtäten, wurden Marionettenſpiele aufgeführt; auch von der Hofdienerſchaft, dem Kaiſer und der Kaiſerin ſelbſt allerlei Poſſen, Luſt- und Singſpiele, in denen die Monarchin manchmal die Hauptrollen ſpielte, immer zur vollſten Zufriedenheit aller Zuſchauer, wie ſich dies von ſelbſt verſteht. Da jedoch dieſe Divertiſſements nur den Abend ausfüllten, der Tag aber auch angenehm und kurzweilig zugebracht ſein wollte, ſo wußte das erfinderiſche Genie der kaiſerlichen Frau die langſam ſchleichenden Stunden durch allerlei Ergötzlichkeiten zu beflügeln. Man fing mit der Angel Fiſche, fuhr in Kähnen auf dem Teiche herum, wobei Seine Majeſtät der Kaiſer das Ruder ſehr geſchickt zu führen wußte, ſpielte dann wieder zur Abwechſelung blinde Kuh oder Verſteckens und verſcherzte ſo in aller Unſchuld den größten Theil des Tages. Zu den letztern Unterhaltungen wurden, weil ſich blinde Kuh und Verſteckens ſelbander doch nicht ſpielen ließen, die Kammermädchen oder, wie ſie in der wiener Hofſprache heißen, Kammermenſcher und einige vertraute Günſtlinge aus dem geheimen Kabinete und der Dienerſchaft beigezogen, die ſpäter plau-

derten und ſich der ihnen zu Theil gewordenen hohen Gnade zu rühmen nicht verfehlten.

Eine ſolche kaiſerliche Unterhaltung ſoll die Veranlaſſung geweſen ſein, die einem verdienſtvollen, würdigen und berühmten Manne das allerhöchſte Mißfallen zuzog und denſelben aus ſeiner Wohnung im Palaſte verbannte. Der Freiherr van Swieten, welcher ſich in Oeſterreich ſo große Verdienſte um Literatur und Aufklärung erworben, unter Joſeph das Präſidium der Studien- und Zenſurhofſtelle und die Würde eines k. k. Hofbibliothekars bekleidet, unter Leopold, eben jener Verdienſte wegen, die erſtere Stelle wieder verloren hatte und unter Franz ganz vernachläſſigt wurde, hatte im Gebäude der k. k. Bibliothek ſeine Wohnung, von der einige Fenſter in den zwiſchen der Bibliothek und der eigentlichen Burg befindlichen Garten gingen. Da er ein großer Freund der Muſik und ſelbſt guter Klavierſpieler und geſchickter Tonſetzer war, ſo fanden bei ihm öfter muſikaliſche Aufführungen Statt, bei welchen die Werke der beſten Meiſter exekutirt wurden. Nun fügte es ſich, daß an einem ſolchen Tage, da eben eine große Muſikaufführung bei dem Baron eine Ge-

ſellſchaft von ein Paar hundert Perſonen verſammelt hatte, Ihre Majeſtäten der Kaiſer und die Kaiſerin ſich in dem Garten erluſtigten — der Kaiſer, indem er den künftigen Thronfolger, den kleinen Erzherzog Ferdinand, in einer Schiebtruhe herumfuhr. Einer der Gäſte des Barons ſah dieſes Spiel, und rief zum Fenſter hinaus, was er allerdings beſſer hätte bleiben laſſen ſollen: „Ein Kaiſer könnte ſich auf eine anſtändigere und nützlichere Art beſchäftigen“ — wahrſcheinlich nicht, damit es der Kaiſer hören ſollte, aber doch ſo laut, daß dieſe Stimme aus der Luft wie ein Donnerſchlag in den kaiſerlichen Ohren erſchallte. Man wußte nicht gleich, woher ſie kam, forſchte überall nach, und wurde endlich nach langem Hin- und Herrathen einig, daß ſie nirgends anders habe herkommen können, als aus der Wohnung des Freiherrn van Swieten. Sogleich am nächſten Tage wurde derſelbe zum Monarchen berufen, welcher ihm ſeinen allerhöchſten Unwillen über dieſe Frechheit bezeugte, und ausdrücklich von ihm verlangte, bei Vermeidung gänzlicher Ungnade den Verwegenen zu nennen, der ſich erkühnt hatte, die Unterhaltung des Kaiſers auf eine ſo ungezogene

Art zu tadeln. Van Swieten entschuldigte sich mit seiner vollständigen Unkenntniß des Vorfalls, und zeigte die Unmöglichkeit, dem Verlangen des Monarchen Folge leisten zu können, indem er unter so vielen Menschen das Thun und Lassen jedes einzelnen nicht habe bemerken können, und noch weniger zu wissen im Stande sei, wer in jenem Augenblicke am Fenster gestanden. Lange wollte Franz diese sehr gegründete Entschuldigung nicht gelten lassen. Endlich stand er doch von seiner Forderung ab; allein der Baron van Swieten wurde mit sichtbarem Zeichen des Mißfallens entlassen, und erhielt noch am nämlichen Tage den Befehl, seine Wohnung zu räumen.

Es würde vielleicht doch gefährlich gewesen sein, den Monarchen fühlen zu lassen, daß er nur den Namen eines Herrschers führte, seine Günstlinge aber die Gewalt eines solchen besäßen. Man suchte daher Seine Majestät in der Meinung, als herrschte sie durch ihre Minister, vermittelst des Kunstgriffes zu erhalten, daß man sie eine Menge unwesentlicher Aenderungen machen ließ. Darunter gehörte nun bald die Absonderung dieser oder jener Stellen von einander, bald wieder die Ver-

einigung einiger bisher getrennten; die Umschaffung der ehemaligen böhmisch-österreichischen Hofkanzlei in das Direktorium, und mehr dergleichen, woraus nicht der geringste Vortheil für den Gang der Geschäfte erwuchs. Mit solchen und ähnlichen wichtig scheinenden Kleinlichkeiten beschäftigte man den guten Kaiser, und hielt ihn dadurch ab, sich mit den wesentlichen Regierungsgeschäften zu befassen.

Nie wurden im Ministerium und bei Besetzung der Präsidenten- und anderer hohen Stellen so viele Veränderungen getroffen, als unter der Regierung des Kaisers Franz. Mancher Präsident war kaum einer Behörde vorgesetzt worden, und hatte eben erst Zeit gehabt, sich mit dem Gange der Geschäfte seines Departements bekannt zu machen und einige Routine zu erlangen, als er auch schon wieder abgesetzt oder befördert wurde, je nachdem er den allgewaltigen Lenkern des Staatsruders mehr oder weniger mißfiel. Das Direktorium hatte in Zeit von höchstens drei oder vier Jahren die Direktorialminister: die Grafen Leopold Kolowrat, Rottenhan und Laszansky. Daß nicht Sorge für das allgemeine Wohl diesen viel-

fältigen Veränderungen zum Grunde lag, ist keinem Zweifel unterworfen. Diese prüft erst sorgfältig, ehe sie einen wichtigen Posten vergibt, und entläßt oder befördert nicht so leicht. Aber in keinem Staate sind Ehrenstellen schwankender, als wo zwei oder drei Günstlinge das Ruder führen. Jeder will nur seine Geschöpfe befördert wissen, und so ist die Kabale in rastloser Thätigkeit, und stürzt bald diesen, bald jenen, je nachdem die Machthaber es ihrem persönlichen Vortheile und der Erhaltung ihrer eigenen Größe für dienlich erachten.

Das Beste, was in dieser Periode der Regierung Kaisers Franz II. geschah, ist der Entwurf eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches, da das josephinische höchst unvollständig, unbestimmt, mit einem Worte, äußerst fehlerhaft war. Hier befolgte Franz unstreitig einen zweckmäßigern Plan, als Joseph, welcher seine Gesetze von einem einzigen Manne, dem Hofrathe Kees, machen ließ. Diesem Rechtsgelehrten konnte man zwar viele Kenntnisse, Geschicklichkeit, Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit nicht absprechen, aber seine Kräfte reichten, als die eines Einzelnen, zu einem

solchen Werke doch nicht hin. Franz hingegen ernannte sehr weislich eine eigene Kommission, welche die bestehenden Gesetze untersuchen, das Fehlerhafte daran verbessern, das Mangelnde ergänzen sollte. Sobald das Gesetzbuch entworfen war, mußte es an alle Gerichtsstellen zur Einsicht geschickt werden, welche ihre Bemerkungen über selbes schriftlich mitzutheilen hatten, hauptsächlich aber anzeigen mußten, ob die Gesetze auf alle ihnen vorgekommenen Fälle paßten. Es ließ sich erwarten, daß dieser neue Kodex die alten von Maria Theresia und Joseph herrührenden Gesetzbücher an Vollkommenheit sehr weit übertreffen würde. Wenn er nicht den ersten Platz unter den besten behauptete, so war dies vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß die Mitglieder der Kommission, welche die Gesetze entwarf, mehr Rechtsgelehrte als Philosophen waren. Indessen sah man doch aus diesen legislatorischen Anordnungen, wie geneigt Franz war, wirklich gute Rathschläge zu befolgen; man sah daraus, daß er recht gerne das Wohl seiner Staaten befördern mochte, und daß Oesterreich bei dem vor-

trefflichen Herzen, das er von der Natur erhielt, unter seiner Regierung sehr glücklich werden konnte, wenn ihm lauter rechtschaffene und weise Rathgeber zur Seite standen.

Anhang.

Die Ankunft des Kaisers Franz bei der Armee hatte ihr Unglück gebracht — so schien es; denn Pichegru, der den Oberbefehl über die französische erhalten, erfocht einen Sieg nach dem andern, eroberte die Niederlande, drängte die Oesterreicher über die Maas und rückte immer weiter in Deutschland vor. In Wien schrieb man die Schuld dieser mißlichen Ereignisse dem Prinzen Albert zu, nahm ihm deshalb das Kommando ab und ernannte den Grafen Clerfayt an seine Stelle. Aber auch dieser General konnte sich mit einer geschwächten, durch immerwährenden Kampf abgematteten Armee gegen einen siegreichen Feind nicht halten. Ob er ihm gleich hartnäckigen und tapfern Widerstand leistete, so mußte er endlich doch über den Rhein zurück gehen, und Trier, Köln, Koblenz, mit einem Worte, ganz Deutschland jenseits des Rheines fiel in die Hände der Franzosen.

Im Beginne des Jahres 1796 erfochten die kaiſerlichen Waffen einige Erfolge. Pichegru hatte Holland erobert. Im Frühjahre belagerte er Mainz und bezog ein verſchanztes Lager daſelbſt, welches für uneinnehmbar gehalten wurde. Clerfayt eroberte dieſes Lager, ſchlug die Franzoſen über Coblenz und Trier zurück und war im Vorrücken begriffen, da auch Wurmſer, welcher wieder bei der Armee angeſtellt worden, Mannheim genommen hatte und gegen das Elſaß vordrang. Plötzlich wurde Clerfayt abgerufen und Prinz Albert, an deſſen Seite ſich der Erzherzog Karl befand, erhielt wieder den Oberbefehl. Doch auch er kommandirte nur ſehr kurze Zeit, indem bald darauf der Erzherzog Karl die Führung der Armee in Deutſchland übernahm, Wurmſer aber die Oberbefehlshaberſtelle in Italien erhielt.

Erzherzog Karl hatte ſchon vorher in einigen Feldzügen Proben eines großen perſönlichen Muthes abgelegt. Er gewann dem Feinde noch einige leichte Vortheile ab, als Pichegru von der Armee abgerufen und durch Jourdan erſetzt wurde, welcher den Befehl, über den Rhein zu gehen, vollzog, die Oeſterreicher ſchlug, über Frankfurt, Würz-

burg und Nürnberg zurückdrängte und bis nahe an die Grenzen von Böhmen vorrückte, während Moreau von einer andern Seite über München vordrang, um sich mit Jourdan zu vereinigen. Diese bedenkliche Lage Deutschlands hatte schon im vorigen Jahre Preußen bewogen, zu Basel einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Fast das ganze nördliche Deutschland trat demselben bei, und um sich gegen alle Einfälle, von der einen Seite sowohl als von der andern, zu schützen, wurde unter der Garantie Preußens eine bewaffnete Demarkationslinie gezogen. Jetzt, da auch das südliche Deutschland nicht nur bedroht, sondern wirklich schon größten Theils in feindlichen Händen war, hatten die kleinen Fürsten des heiligen römischen Reiches nichts Angelegentlicheres und für das Wohl ihrer Staaten Vortheilhafteres zu thun, als sich von ihrem Oberhaupte abzusondern und mit Frankreich Separatfriedensschlüsse einzugehen. Dies thaten Baden, Würtemberg und mehre andre.

Oesterreich stand nun beinahe allein im Kampfe gegen Frankreich und mußte daher alle seine Kräfte anstrengen, um nicht gänzlich zu unterliegen; denn hätte die Vereinigung Moreau's mit Jourdan statt-

gehabt, ſo würde vielleicht von Böhmen her ſchon ein Jahr früher bewirkt worden ſein, was ein Jahr darauf von Italien her geſchah. Die Gerüchte, welche ſich bis nach Wien verbreiteten, daß Jourdan gegen Böhmen vorrücke, erregten nicht geringe Unruhe. Alles wurde aufgeboten, dem Feinde einen feſten Damm entgegenzuſtellen. In allen Provinzen wurden gewaltſame und freiwillige Rekrutirungen angeſtellt, und Wien ſelbſt errichtete ein zweites Korps, unter dem Namen: Wiener Freiwillige, von denen die meiſten ſich ſelbſt verpflegten, die übrigen aber von den patriotiſchen Bürgern durch Beiträge erhalten wurden. Um den Enthuſiasmus noch mehr anzufachen, wurde in dem großen Redoutenſaale eine Kantate „der Retter in Gefahr“ gegeben und der Betrag des Eintrittsgeldes für dieſes Freikorps beſtimmt. In dieſer Kantate erlaubte man ſich einige Ausfälle auf diejenigen Fürſten, welche, um ſich zu retten, Frieden mit Frankreich geſchloſſen hatten.

Während man in Wien ſingend und betend bemüht war, den Feind zu ſchlagen, gelang es dem Erzherzog Karl, bei Teiningen einen glänzenden Sieg über Jourdan zu erfechten. Nun ge-

wannen die Sachen eine andere Gestalt. Die Franzosen wurden eben so schnell, fast noch schneller zurückgeworfen, als sie vorgedrungen waren, Mannheim und Kehl ihnen abgenommen und sogar das Elsaß bedroht.

Groß war die Freude in Wien über die glückliche Rettung der österreichischen Staaten vor einem feindlichen Einfalle, und noch größer der Dank — nicht gegen den Erzherzog Karl und seine tapfere Armee — sondern gegen die Mutter Gottes in Maria Zell. Nebst den öffentlichen Dankgebeten, welche in den Kirchen gehalten wurden, verordnete Kardinal Migazzi eine feierliche Wallfahrt nach der Residenz dieses Gnadenbildes, um der heiligen Jungfrau Maria zu danken, daß Oesterreichs Krieger mit ihrem Blute den glänzenden Sieg erkämpft haben. Ein solches Schauspiel hatte man in Wien seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen. Der Kardinal-Erzbischof selbst führte die frommen Wallfahrter in einer feierlichen Prozession aus der Stadt, und zog mit denselben auch wieder unter dem nämlichen heiligen Prunke ein. Leute aus allen Ständen, eine zahllose Menge, machten den Zug mit; einige aus wahrer Andacht, andere

aus Neugierde, die meisten, um die günstige Gelegenheit zu einer Lustreise zu benützen. Aber nicht bloß die Einwohner von Wien bemühten sich, der Mutter Gottes zu Zell ihre Aufwartung zu machen, sondern auch der Kaiser und seine Gemahlin fuhren, nachdem sich beide Majestäten, wie billig, durch die Prozession vorher bei der Himmelskönigin hatten ansagen lassen, acht Tage später dahin, um sich bei diesem wunderthätigen Bilde zu bedanken, daß es die österreichische Monarchie in seinen blauen Mantel schützend eingehüllt habe. Migazzi äußerte über diesen Beweis kindlicher Andacht gegen Marien ein besonderes Wohlgefallen.

Indeß sich der Erzherzog Karl bemühte, den Feind mehr und mehr aus Deutschland zu verdrängen, wurde zwischen Oesterreich und der Republik ein Waffenstillstand unterhandelt und geschlossen, der sich jedoch nicht auf den Krieg in Italien bezog. Oesterreich hatte Erholung und Zeit zum Sammeln neuer Kräfte nöthig, und Frankreich war überzeugt, daß es, um dem langwierigen Kampfe ein Ende zu machen, von einer Seite einen entscheidenden Schlag ausführen müsse. Durch Jourdan's Niederlage war der Plan, durch Böhmen ge-

gen Wien vorzudringen, vereitelt worden. Man wollte also versuchen, ob dies von Italien her könnte ausgeführt werden. Um es mit Nachdruck und glücklichem Erfolge bewirken zu können, mußte Frankreich einige Zeit Deutschland aus dem Spiele lassen, und alle seine Kräfte nach Italien ziehen. Deswegen ließ es sich zur Unterhandlung eines Waffenstillstands für Deutschland willig finden, welchen Oesterreich, jedoch aus ganz andern Absichten, sehr gern einging, aber sicher nicht eingegangen wäre oder hätte eingehen sollen, wären ihm Frankreichs Plane bekannt gewesen.

Sogleich nach Abschluß des Waffenstillstandes zog Frankreich in möglichster Stille und so verborgen, als es sich nur immer thun ließ, den größten Theil seiner Macht aus Deutschland und verstärkte damit die Armee in Italien, während Oesterreich seine Truppen ruhig in Deutschland stehen ließ, ohne nur daran zu denken, daß es sie zur bessern und glücklicheren Fortsetzung des Krieges in Italien brauchen könnte; ohne nur zu ahnen, daß Frankreich im Sinne haben könne, die nun in Deutschland unnöthigen Truppen auf dem noch geöffneten Kriegsschauplatze in Italien auftreten zu lassen.

Der Krieg in Italien wurde die ganze Zeit hindurch mit abwechſelndem Glücke geführt, ohne daß ſich einer der beiden Theile weſentlicher Vortheile rühmen konnte. Die kaiſerlichen Oberfeldherren wechſelten ſo oft ab, daß beinahe auf jeden Feldzug ein anderer kam. War die Armee unter einem aufgerieben worden, ſo ſchickte man eine andere unter einem neuen Generale hin, und ſo ging es fort, bis endlich im Februar 1797 der Erzherzog Karl vom Rheine nach Italien abgerufen wurde, um daſelbſt den Oberbefehl zu übernehmen.

Die Franzoſen hatten, ehe Bonaparte zur Armee kam, in Italien nicht feſten Fuß gefaßt. Unter dieſem großen Manne aber erfochten ſie Sieg auf Sieg und entriſſen den Kaiſerlichen in kurzer Zeit die ganze Lombardei. Dies war die Veranlaſſung, warum man den Erzherzog hinſendete; denn man hoffte, der Beſieger Jourdans werde auch Bonaparte ſchlagen. War es die gewöhnliche Weisheit des wiener Kabinetes, oder war es Plan der innern heimlichen und öffentlichen Feinde des Erzherzogs, welche den jungen Helden um ſeinen Ruhm beneideten, oder wollte man das

Beiſpiel Friedrichs des Großen nachahmen, der im ſiebenjährigen Kriege ſeinen Bundesgenoſſen vierzigtauſend Mann Verſtärkung verſprach und den berühmten General Ferdinand von Braunſchweig allein ſchickte; genug, man beging den Fehler, den Erzherzog Karl, ſtatt an der Spitze einer beträchtlichen Armee, ganz allein nach Italien zu ſenden, um mit dem mehr als zur Hälfte zuſammengeſchmolzenen daſelbſt befindlichen Heere, das durch die vielen Niederlagen muthlos gemacht war, einen mächtigen, ſieggewohnten Feind unter der Anführung eines Mannes, wie Bonaparte, zu ſchlagen.

Der Erzherzog kam in Italien an und fand die Unordnung über alle ſeine Erwartung groß, die Armee in beſtändigem Rückzuge begriffen, ohne Kampfluſt, unzufrieden und mißvergnügt über die endloſen Strapatzen und Beſchwerlichkeiten, welche ſie nebſt dem Feinde zu bekämpfen hatte. Was konnte der brave Erzherzog mit aller Anſtrengung unter ſolchen Umſtänden ausrichten? Fruchtlos war ſein Bemühen, den Feind ſo lange aufzuhalten, bis die Verſtärkung, um welche er dringendſt angeſucht hatte, zu ihm ſtoßen konnte. Bonaparte

trieb ihn nach einigen Gefechten, in denen die Kaiserlichen stets den Kürzern zogen, durch Kärnthen, Krain, Steiermark bis nach Bruck an der Mur vor sich her, und nöthigte ihn, das Hauptquartier der italienischen Armee nach Wien zu verlegen.

Allgemein und groß war die Bestürzung, als man in Wien mit einem Male die Nachricht hörte, Bonaparte — er, den man noch tief in Italien vermuthete — sei nur noch neunzehn Meilen von der Residenzstadt entfernt. Man sollte glauben, daß diese Neuigkeit keine unerwartete war; aber sie war es, und glich einem Blitzstrahl, der aus unbewölkter, blauer Luft niederfährt und zündet. Wie hätte auch das Publikum darauf vorbereitet sein sollen, da es den Stand der Dinge erst erfuhr, als die Unmöglichkeit eintrat, ihn länger verbergen zu können? Vom Anfange des Krieges bis zum Ende desselben erhielt es auch nicht einen ausführlichen wahren Bericht über die Vorfälle desselben. Nur die Siege der Oesterreicher wurden ihm mit den unbedeutendsten Details mitgetheilt. Man war, besonders während der ersten Feldzüge, so sehr darauf bedacht, den erlittenen

Verlust zu verkleinern und that dies mit solcher Uebertreibung, daß selbst die verblendetsten wiener Erzpatrioten darüber stutzten und kleine Bedenklichkeiten empfanden. Wurde der Verlust, wie ihn die kaiserlichen Kriegsberichte oder sogenannten Extrablätter angaben, berechnet, so ergab sich, daß Oesterreich in diesem Kriege höchstens dreißigtausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor. Der Hofkriegsrath mußte sein Publikum für sehr leichtgläubig und unaufmerksam halten, wenn er der Meinung sein konnte, daß man solche Angaben für baare Münze nehmen und aus den ungeheuern Rekrutirungen, die jährlich in allen Provinzen zur Ergänzung der Regimenter vorgenommen wurden, keine Folgerungen ziehen werde, die sich Jedem von selbst aufdrangen.

Nach eben diesen Kriegsberichten wurden die kaiserlichen Truppen nicht ein einziges Mal geschlagen, sondern sie fanden es entweder nur für gut, ihre Position zu ändern oder wurden höchstens zurückgedrückt. Ein Witzling äußerte darüber, aus den „Extrablättern“ gehe deutlich hervor, wie sehr die Oesterreicher von den Franzosen an Höflichkeit übertroffen werden; denn jene

begingen immer die Grobheit, dieſe zurückzuſchlagen und zu werfen, die artigen Franzoſen aber drückten bloß zurück.

Dieſes ängſtliche und doch fruchtloſe Verheimlichen des eigenen Verluſtes ließ ſich durch keine, auch nur halbwegs gegründete Urſache entſchuldigen, außer daß man vielleicht überzeugt war, man führe keinen ſehr gerechten Krieg, und ſich ſcheute, der Nation zu ſagen, wie viel Volkes aufgeopfert wurde, um etwas zu behaupten, das auf das Wohl des Landes nicht den geringſten Einfluß hatte.

Wollte man aber durch die Uebertreibung der Siege, die Verkleinerung der Verluſte, die Vorſpiegelung des Glückes, welches alle Unternehmungen der kaiſerlichen Waffen begleitete, das Publikum betäuben und es verhindern, über die Veranlaſſung eines Krieges nachzudenken, deſſen Urheber es verwünſcht haben würde, wenn es den wahren Sachverhalt in Erfahrung gebracht hätte, ſo bedachte man nicht, daß man durch alle dieſe offiziellen Lügen im Grunde doch nichts gewann. Der Dümmſte ſah ein, daß ſelbſt der glücklichſte Krieg nicht ohne irgend einen Verluſt ablaufen

könne; daß in jedem Gefechte, welches acht, zehn und mehre Stunden dauert, in dem sich also der Feind tapfer wehrt, etwas mehr als zwanzig, höchstens dreißig Todte bleiben müssen, vorzüglich einer so gut bedienten Artillerie, wie der französischen, gegenüber. Man fing daher an, selbst den wahren Berichten gar nicht oder doch nicht ganz zu glauben, und der größte Theil des Publikums bezweifelte später selbst die glänzenden österreichisch-russischen Siege zur Hälfte.

Aber nicht bloß das Publikum allein, sondern selbst der Kaiser wurde durch falsche Berichte getäuscht, und man hielt vor ihm den mißlichen Zustand seiner Armee so viel als möglich verborgen. Wenigstens war dies der Fall bei der italienischen, wie folgende Thatsache beweiset.

Ein kaiserlicher Oberoffizier wurde von seinem kommandirenden Generale mit Depeschen an den Hofkriegsrath nach Wien gesendet, und erhielt zugleich den Auftrag, dem Kaiser die bedenkliche Lage der österreichischen Armee in Italien mündlich zu schildern. Franz empfing ihn mit einer sehr heitern Miene und fragte ihn zufrieden lächelnd: „Nun, wie geht's in Italien?“ — Der

biedere Soldat wunderte ſich nicht wenig, wie Seine Majeſtät bei den betrübten Nachrichten, welche er überbracht hatte, ſo fröhlichen Gemüthes ſein konnte. Noch mehr befremdete ihn die Frage, welche in einem Tone geſchah, der eine ſchon bekannte erfreuliche Antwort noch einmal zu erwarten ſchien, da doch in den mitgebrachten Depeſchen nur Unglücksbotſchaften enthalten waren. Da der Offizier es für ſeine Pflicht hielt, dem Monarchen auf ſeine Frage die reine Wahrheit zu antworten, ſo machte er eine treue Schilderung von der Lage, in welcher ſich die Armee in Italien befand, und berichtete, wie die Sachen wirklich ſtanden. Das heitere Geſicht des Kaiſers verfinſterte ſich plötzlich, und er unterbrach den Erzähler mit ſichtbarem Unwillen, indem er ſagte: „Ich ſehe, Sie gehören auch zu den Unzufriedenen bei der Armee. Das iſt nicht wahr, was Sie mir da ſagen. Ich habe beſſere Nachrichten. Ich hätte Luſt, Sie geſchloſſen zur Armee zurück zu ſchicken.“ Mit dieſen Worten entließ er den äußerſt betroffenen Offizier, welcher noch am nämlichen Tage beordert wurde, augenblicklich zur Armee zurückzukehren.

Bei ſolchem Spiele, das man ſich mit dem Monarchen, mit der Armee, mit der ganzen Nation erlaubte, war es kein Wunder, daß Frankreichs Waffen überall ſiegreich waren. Die Eroberung Italiens wurde Bonaparte ungemein dadurch erleichtert, daß die Unordnung bei der kaiſerlichen Armee auf einen faſt unglaublichen Grad geſtiegen war. An dem Tage derjenigen Schlacht, welche das Schickſal Mantua's entſchied, war die kaiſerliche Armee mitten im heftigſten Feuer und das Gefecht eben auf dem Punkte, da von einigen geſchickten Diſpoſitionen der Sieg abhing, als ſowohl vor als hinter der Fronte gar keine Generale mehr gegenwärtig waren. Man kämpfte ohne Plan, denn niemand ordnete den Streit. Die Flügeladjutanten, die Offiziere vom Generalſtabe ſprengten auf und nieder, um Jemanden zu finden, der ihnen Verhaltungsbefehle geben könnte; aber ihre Mühe war fruchtlos. Endlich ritt ein Major vom Generalſtabe in geſtrecktem Trabe nach Mantua, um vom General Wurmſer Ordre zu holen. Hier konnte er kaum durch alle die Generale durchkommen, welche ganz ruhig unter dem

Thore den Ausgang der Schlacht abwarteten und ihn fragten, wie es stehe.

In diesem Zustande traf der Erzherzog die Armee in Italien an, und eben diese Lage, in welcher er, ohne die geringste Verstärkung mitzubringen, den Oberbefehl übernehmen mußte, entschuldigt nicht nur seinen Rückzug aus Italien, sondern es vergrößert selbst seinen Ruhm, daß er dessen ungeachtet dem Feinde jeden Schritt streitig machte.

Daß Bonaparte zu Bruck an der Mur stand, daß das Hauptquartier des Erzherzogs zu Wien war, konnte man nun nicht mehr verhehlen; denn man mußte jetzt öffentlich Anstalten treffen, Alles, was Hof- und Staatssachen waren, auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen. Alle Stellen mußten so schleunig als möglich ihre Archive und Kassen einpacken und sich theils nach Böhmen, theils nach Mähren, theils nach Ungarn flüchten. Selbst in der Burg war Alles zur Flucht gerüstet; eine Menge von Adel hatte sich schon entfernt — kurz, niemand zweifelte, nach den Anstalten, die er von oben herab treffen sah, daß die Franzosen sicher nach Wien kommen würden. Wenn Ruhe und

Gegenwart des Geistes in dem Augenblicke der Gefahr den großen Mann charakterisiren, so durfte damals in Wien kein Mitglied des Ministeriums auf diesen Namen Anspruch machen. Verwirrung und Schrecken hatten sich aller bemeistert. Man war nur darauf bedacht, sich durch die Flucht zu retten; aber keinem fiel es ein, auf Mittel zu denken, die Gefahr, welcher man entfliehen wollte, abzuwenden. Hätte Bonaparte wirklich die Absicht gehabt, nach Wien zu kommen, niemand würde ihn in den ersten Tagen des Schreckens daran verhindert haben. Erst als Graf Merveld die Nachricht von dem ersten Waffenstillstande, der auf vierzehn Tage geschlossen wurde, nach Wien brachte, fing man an, sich von dem Schrecken zu erholen und auf Vertheidigungsanstalten zu denken.

Am 3. April wurde die Bürgerschaft auf das Rathhaus berufen, wo Graf Saurau, als Regierungspräsident, in Gegenwart des Stadthauptmanns, Grafen von Kuefstein, und sämmtlicher Magistratsräthe eine feierliche Rede hielt, in der er unter Anderm sagte: „Seine Majestät erwarten bei diesen gefahrvollen Umständen von der Liebe und Treue ihrer gutgesinnten Bürger der Stadt

Wien, daß ſie, ihres Bürgereides eingedenk, in dem Augenblicke, wo es ſich um ihr Eigenthum, ihre Religion, ihre Verfaſſung, um die Ehre und das Leben ihrer Familie, ja um ihr eigenes Leben handelt, ſich nicht weigern werden, alle insgeſammt die Waffen zu ergreifen, dem Feinde entgegen zu ziehen, und ihn abzuhalten, ſich der Reſidenzſtadt des Monarchen zu nähern.“ Nachdem Graf Saurau geendet, herrſchte tiefe Stille in der Verſammlung. Nach einer ziemlich langen Pauſe ſchwang endlich ein Bürger, Namens Loſert, Kaffeeſieder im weißen Ochſen, den Hut und rief: „Ja! ein jeder ehrlicher Bürger muß hinaus! Wir ſind ſchuldig, Gut und Blut für den Monarchen aufzuopfern. Ich ziehe gegen den Feind, und wer ein rechtſchaffener Bürger iſt, der folge mir nach. Es lebe der Kaiſer!“ — Keine Stimme wiederholte dieſen Ausruf, und Jeder ſchwieg.

Als nun Graf Saurau die Bürger erſuchte, ihm ihre Geſinnungen kund zu machen, nahm Schulz, Grundrichter in der Alſtergaſſe, ein Mann, der ſich durch viele patriotiſchen Handlungen ausgezeichnet hatte, das Wort und ſagte: Die Bürgerſchaft ſei bereit, Alles, was in ihren

Kräften stehe, zur Vertheidigung der Stadt beizutragen. Dieses habe sie geschworen und werde auch den Eid mit ihrem letzten Blutstropfen besiegeln. Aber man könne von ihr nicht fordern, daß sie die Stadt, ihre Familien und Gewerbe verlassen sollte, um dem Feind an die Grenze entgegen zu ziehen, denn dazu habe sie sich durch keinen Eid verpflichtet. Der Adel besitze mehr Eigenthum, als der Bürgerstand, habe also auch mehr Verbindlichkeit, als dieser, die Waffen zu ergreifen und dem Feinde entgegen zu rücken, welches er um so leichter thun könne, als er keine Gewerbe treibe, folglich ihm an seiner Nahrung nichts entgehe, was doch der Fall bei dem Bürger sei, der sammt seiner Familie kein Brod habe, sobald sein Gewerbe stocke. Es sei unbillig, von der Bürgerschaft zu fordern, daß sie ihr Leben zur Vertheidigung des Eigenthums des Adels aufopfern solle, während dieser über Hals und Kopf aus der Stadt flüchte und sein Leben zu retten suche. Man solle daher dem Adel auftragen, da es ihn ohnedies am meisten betreffe, folglich ihm auch am ersten zukomme, an die Grenze zu ziehen und den Feind vom weitern Vorrücken abzuhalten. Diese

letzte Forderung mäßigte ein anderer Bürger, Namens Jungwirth, dahin, daß bloß die Dienerschaft des Adels für die Armee ausgehoben werden solle; diese sei bisher vor der Rekrutirung ganz geschützt gewesen, da man doch ohne alle Schonung dem Bürger oft die zu seinem Gewerbe brauchbarsten Leute weggenommen habe, ungeachtet die Bedienten und Lakaien die unnützesten Menschen im Staate seien.

Graf Saurau erwiederte, es sei schon der Befehl gegeben worden, daß die herrschaftlichen Bedienten als Rekruten sollten ausgehoben werden; auch habe man Anstalt getroffen, daß sich kein Adelicher mehr aus der Stadt entfernen dürfe, und von heute an bekäme keiner mehr einen Paß. Ungeachtet dieser Zusage entfernten sich jedoch die meisten Edelleute, und in jeder Nacht fuhren einige Wagen voll flüchtiger Ritter, Freiherren und Grafen in vollem Galoppe davon.

Am 4. April Morgens verbreitete sich das Gerücht, der Friede sei geschlossen. Allgemeiner Jubel erschallte durch die ganze Stadt, und Einer erzählte dem Andern voll Vergnügen diese Neuigkeit, oder ließ sich dieselbe, wenn er sie auch neun

Mal gehört hatte, zum zehnten Male wieder erzählen. Aber bald trat ängstliche Bestürzung an die Stelle der Freude, als man Nachmittags an allen Kirchthüren ein Plakat angeschlagen fand, in dem der Kaiser dringend Alle und Jede zur Vertheidigung der Stadt aufforderte.

Am 5. wurden die Studenten der Universität zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen. Die Professoren Zeiler und Watterot bezeigten sich bei dieser Gelegenheit am eifrigsten, den patriotischen Enthusiasmus der studirenden Jugend anzuflammen. Alle diejenigen, welche Stipendien genossen, mußten sich einschreiben lassen; den übrigen wurde es frei gestellt, ob sie die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes vermehren wollten oder nicht. Fünfzehnhundert Musensöhne folgten der Trommel, darunter viele, welche ihre Waffen kaum tragen konnten, obgleich das Studentenkorps mit leichtern Gewehren versehen worden war. Alle, welche sich bereit erklärt hatten, dem Feinde entgegen zu rücken, zogen unter Musik und Gesang, den Professor Watterot an ihrer Spitze, durch alle Gassen der Stadt nach der Burg, wo beide Majestäten auf dem Balkon erschienen, mit den

tapfern Studenten in sehr gnädigen Ausdrücken sprachen und ihnen für ihren Eifer dankten. Von da ging der Zug nach der Wohnung der Erzherzogin Christina, welche sich ebenfalls mit ihnen in ein freundliches Gespräch einließ und ihren Muth und Patriotismus höchlich lobte.

Auch einige Bürger gaben die freiwillige Erklärung ab, an die Grenzen gegen den Feind ziehen zu wollen. Der Erste, welcher sich unter die Zahl dieser Bürger einschreiben ließ, war der Prinz von Würtemberg, ein Schwager des Kaisers, welcher auch den Oberbefehl über das sämmtliche österreichische Aufgebot erhielt. Indeß waren es nur zwei Innungen, nämlich die Kaufmannschaft und die Goldarbeiter — meistens jedoch nur Diener und Gesellen —, welche die Waffen ergriffen. Der größte Theil der Bürger weigerten sich standhaft, ihre Häuser zu verlassen und aus der Stadt zu gehen. Um jedoch zur Abwendung der allgemeinen Gefahr nach Kräften mitzuwirken, erklärten sie, daß sie alle diejenigen von ihren Leuten, welche sie bei ihren Gewerben entbehren könnten, zu dem Aufgebote schicken und auf ihre Kosten erhalten wollten. Nun sah man in der gan-

zen Stadt eine Menge junge und alte Leute, mit Schleifen von verschiedenen Farben, grünen Federbüschen oder Sträußen auf den Hüten, herumziehen und ihrer Kampflust durch lärmendes Geschrei: „Es lebe der Kaiser!“ Luft machen. Diejenigen, welche kein bürgerliches Gewerbe trieben oder nicht in Kanzleien angestellt waren und sich nicht unter die Freiwilligen aufschreiben ließen, wurden mit Gewalt unter die Regimenter gesteckt.

Man schätzte das freiwillige Aufgebot, welches bloß aus Wien gegen den Feind zog, auf fünfzehn bis zwanzig tausend Mann. So ansehnlich diese Zahl aus einer einzigen Stadt war, so konnte sie doch nicht hinreichen, dem Feinde nachdrücklichen Widerstand zu leisten und sein weiteres Vordringen zu verhindern. Es wurde daher ein gleicher Aufruf an das Landvolk erlassen und man bemühte sich, alle Söhne des Vaterlandes zur Ergreifung der Waffen zu bewegen.

Während man die Bewaffnung der Bürger und Bauern mit Lebhaftigkeit betrieb, wechselten die Gerüchte bald von Frieden, bald von Fortsetzung des Krieges mit einander ab. Jedermann hoffte den erstern, denn Jedermann wünschte ihn. Schon

erſchien er unzweifelhaft, als die Einwohner von Wien mit einem Male neues Zittern und Zagen befiel. Die Kaiſerin ſelbſt hatte in der Kammer die Verſicherung gegeben, der Friede würde geſchloſſen werden; man dachte alſo an keine Flucht mehr, als ſie an einem Nachmittage eiligſt den Befehl gab, ſich für den andern Morgen ſogleich zur Reiſe anzuſchicken. Wirklich wurden auch die Erzherzoge und auch die Erzherzoginnen mit einer faſt übertriebenen Eile, jene nach Prag, dieſe nach Peſth abgeſchickt. In der kaiſerlichen Burg ſtanden die Wagen alle bepackt, bis auf das Anſpannen zur Abreiſe bereit. Die Feſtungswerke wurden ausgebeſſert, Kanonen darauf gepflanzt, die Stadt mit Paliſaden umgeben; ja ſogar die von Kaiſer Joſeph auf dem Glacis angepflanzten Alleen ſollten niedergehauen werden und der Magiſtrat konnte dieſe Zierde der Stadt nur retten, indem er ſich durch ein feierliches Verſprechen anheiſchig machte, im Falle der Noth alle Bäume in Zeit von zwei Stunden fällen zu laſſen. Im Prater und auf dem Wienerberge wurden Schanzen aufgeworfen; das Militär mußte ein befeſtigtes Lager beziehen und die Bürgerſchaft die Wachen in

der Stadt und auf den Festungswerken versehen. Alle Anstalten deuteten auf eine nahe bevorstehende Belagerung hin, und diese Meinung erhielt ihre volle Bestätigung durch ein Zirkular des Kaisers, in welchem er Jedermann zur Treue gegen ihn auch während seiner Abreise ermahnte und heilig versprach, den Schaden, welchen etwa ein Bombardement den Einwohnern an ihren Häusern zufügen sollte, aus seinem Privatvermögen zu ersetzen.

Keine Feder vermag das Bild von der grenzenlosen Angst zu entwerfen, welche alle Menschen in Wien befiel. Eine Menge Leute verließen ihre Wohnungen in den Vorstädten und begaben sich in die Stadt. Man sah sich zum Theil schon unter dem Schutte seiner eigenen Häuser begraben, sah sich bei einer gewaltsamen Einnahme der Stadt vom Feinde geplündert und mißhandelt, sah den Wohlstand, in dem man sich bisher befand, in das größte Elend verwandelt. Die Verheißung des Kaisers, den Schaden zu ersetzen, war ein geringer, war gar kein Trost für die Hauseigenthümer. Man hielt diese Verheißung für die Zusage eines wohlwollenden Fürsten, der in seiner Herzensgüte mehr verspricht, als er halten kann. Je-

der wußte, daß das Privatvermögen nicht groß genug war, um die Häuser einer einzigen Vorstadt zu bezahlen, und um so weniger hinreichen könnte, wenn ganz Wien, wie es bei einer hartnäckigen Vertheidigung zu erwarten stand, in einen Schutthaufen verwandelt werden sollte. Und wenn dieses Vermögen auch wirklich so bedeutend gewesen wäre, so hatte es ja schon der leidige Krieg aufgezehrt; denn zu Anfang desselben versprach ja der gütige Monarch gleichfalls, daß er, um sein Volk zu schonen, das ganze Familienvermögen zur Bestreitung der Kriegskosten hergeben wolle. Gewiß mußte davon schon im ersten Jahre nichts mehr vorhanden sein, indem man so beträchtlicher freiwilliger Beiträge benöthigt und schon im Jahre 1794 gezwungen war, drückende freiwillige Darlehen auszuschreiben.

Zu dieser Angst, welche die von außen drohende Gefahr in allen Gemüthern erzeugte, gesellte sich eine Verwirrung, welche beinahe noch schrecklichere Folgen von innen drohte. Um sowohl alle verdächtigen Personen zu entfernen, als auch im Falle einer Belagerung dem Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen, erschien am 7. April eine

Verordnung, vermöge welcher alle in Wien ſich aufhaltenden Fremden binnen drei Tagen dieſe Stadt verlaſſen mußten. Dieſe verlangten nun von den Handlungshäuſern, an welche ſie angewieſen waren, die Auszahlung ihrer Wechſel in baarem Gelde oder erſuchten dieſelben, die Bankozettel, welche ſie in Händen hatten, gegen baar umzuſetzen. Einige Banquiers ſchickten daher eine Summe von achtzig bis neunzig tauſend Gulden in Papiergeld nach der Bank und verlangten dafür klingende Münze. Nach der bisherigen Uebung konnte man jederzeit für Bankozettel baares Geld fordern, indem ſich die Bank ſchon bei Kreirung der Bankozettel verpflichtet hatte, dieſelben auf jedesmaliges Verlangen der Beſitzer gegen baares Geld einzulöſen. Es wurde auch immer ſo gehalten. Selbſt während des Türkenkrieges konnte man ſo viel Bankozettel als man wollte nach der Bank bringen, und man wurde in der Münzſorte bezahlt, die man wünſchte. Daher kam der Kredit, in dem die Bankozettel bis dahin ſtanden, und die große Verbreitung derſelben. War es nun wirklicher Mangel an Baarſchaft oder war die Unbehülflichkeit der Beamten daran Schuld, genug,

jetzt weigerte sich die Bank zu zahlen, unter dem schlecht ersonnenen Vorwande, daß die Rechnungen revidirt und abgeschlossen würden. Allein man wußte in Wien sehr gut, an welchen Tagen die Bank aus der eben angegebenen Ursache geschlossen zu sein pflegte. Da es eben kein solcher Tag war, so erregte diese Weigerung Aufsehen, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich in der ganzen Stadt die betäubende Nachricht, die Bank habe Bankerott gemacht. Dies war ein Donnerschlag in den Ohren eines Jeden. Es befand sich beinahe kein anderes Geld als dieses Papiergeld im Umlaufe, das bis jetzt noch immer vollen Kredit genossen hatte, theils weil man die ungeheure Menge desselben nicht kannte, theils weil man immer wähnte, man könne dafür, sobald man wolle, das baare Geld in der Bank erheben. Wer nun im Besitze von Bankozetteln war, wollte dagegen klingende Münze einwechseln. Viele tausend Menschen strömten in dieser Absicht der Bank zu; aber sie war verschlossen und das Thor mit Militärwache besetzt, die Jedem, der hinkam sein Papiergeld umzusetzen, den Eingang verwehrte.

Dieses Verfahren war gar nicht geeignet, den

Kredit der Bank wieder herzustellen; vielmehr mußte es denselben tiefer sinken machen, und in der That zweifelte auch niemand mehr, daß die Bank ihre Zahlungen eingestellt habe. Wer noch baares Geld hatte, hielt damit zurück. Wer immer etwas kaufte, wollte in Bankozetteln zahlen; aber die Verkäufer behielten lieber ihre Waare, als daß sie dieselbe gegen ein Papier, welches wenig oder gar keinen Werth mehr hatte, hergeben wollten. Man kann sich schwer vorstellen, welche Noth allgemein herrschte. Zwar erließ die Regierung eine scharfe Verordnung, daß niemand sich bei schwerer Strafe weigern sollte, die Bankozettel wie baares Geld anzunehmen. Allein diese Vorkehrung fruchtete nicht viel. Trat man in einen Kaufladen und schickte sich an, Einkäufe zu machen, so war die erste Frage, ob man Bankozettel habe. Bejahte man es, so entschuldigte sich der Kaufmann, er habe keine Münze, um den Ueberschuß herausgeben zu können, und ließ den Käufer ohne Waare abziehen. Das Nämliche thaten die Bäcker, Metzger und andere Krämer. Wollte man ja etwas haben, so mußte man wenigstens um den Werth von fünf Gulden nehmen. Bei dieser Gelegenheit

ſpielte Jemand einem filzigen Tabakkrämer einen luſtigen Streich. Er kaufte von ihm ein Loth ſeines Artikels und wollte auf einen Bankozettel von fünf Gulden den Ueberſchuß in Münze. Der Krämer entſchuldigte ſich, daß er keine habe, indem er eben erſt gewechſelt hätte. „Können Sie mir wohl auf einen halben Souveränd'or herausgeben?“ fragte der Käufer und nahm denſelben aus der Taſche. „Ich will zuſehen,“ antwortete jener und zog eine Lade voll Münze hervor. Als er fünf Gulden aufgezählt hatte, ſtrich der Käufer das Geld ein und legte dafür den Bankozettel hin, mit der Drohung, er werde den Krämer als einen Jakobiner bei der Polizei angeben, wenn er ſich weigere, ihn anzunehmen, worauf der Andere ganz erſchrocken um aller Heiligen willen bat, ihn nicht unglücklich zu machen.

Man konnte nicht ohne Mitleiden das Elend anſehen, welches dieſe wenigen Tage hindurch in Wien herrſchte. Mit dem Gelde in der Hand konnten die armen Leute ihre Bedürfniſſe nicht befriedigen, und hätte dieſer Zuſtand nur noch kurze Zeit gedauert, ſo wären gefährliche Folgen für die öffentliche Ruhe daraus entſtanden.

Glücklicher Weiſe traf man noch ſchnell genug Maßregeln, um dem Uebel abzuhelfen. In der Münze wurde Tag und Nacht an der Prägung der neuen Zwölfkreuzerſtücke gearbeitet, und als ein hinlänglicher Vorrath fertig war, kündigte die Bank an, daß ſie zu den gewöhnlichen Stunden unter folgenden Bedingungen die Bankozettel einlöſe: Wer einen von hundert Gulden bringt, erhält fünfundzwanzig Gulden Münze, das Uebrige in kleinern Zetteln; für einen von fünfundzwanzig Gulden, fünf Gulden Münze, das Uebrige wieder in Papier; doch dürfe niemand öfter als einmal des Tages kommen.

Tauſende drängten ſich nun hin, um für ihr Papiergeld doch etwas Münze zu erhalten; aber dieſe Menge der Zuſtrömenden machte, daß Mancher, der ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, erdrückt zu werden, oft viele Tage umſonſt ging, von früh Morgens bis ſpät in die Nacht wartete und doch nicht einmal bis zur Treppe gelangen konnte. Dieſe Vorkehrung der Bank ſtillte zwar einigermaßen die Unruhe im Volke, aber ſie ſtellte den Kredit der Bankozettel nicht wieder her; denn obwohl die Bank fortfuhr, auf die gemeldete Art

einzulösen, so wollte doch von diesem Augenblicke an niemand mehr gerne Bankozettel einwechseln; man gab höchstens die schlechte Münze der Zwölfkreuzerstücke dafür.

In dieser gefahrvollen Lage gab Oesterreich den größten Beweis von seiner Anhänglichkeit und Liebe gegen den Monarchen. Das Aufgebot auf dem Lande hatte den besten Erfolg. Von allen Seiten strömten bewaffnete Scharen herbei, das Vaterland zu vertheidigen, und in Zeit von vierzehn Tagen waren beinahe zweimalhunderttausend Bewaffnete versammelt; ob durchgehends streitbare, hätte die Folge lehren müssen, wenn es zu ernsthaften Auftritten gekommen wäre. Die Studenten und das wiener Aufgebot zogen unter dem Zulauf von tausend und aber tausend Menschen am 17. April gegen eilf Uhr, obgleich alle schon um fünf Uhr Morgens versammelt waren, dem Feinde entgegen und bezogen zwei Meilen von Wien ihre Standquartiere. Es war ein beschwerlicher Tag für diese Leute. Sie mußten den ganzen Tag fasten; denn sie rückten erst sehr spät, manche um Mitternacht in ihre Standorte ein.

Da Alles sich bestrebte, mit solchem Eifer und

Muth dem Vaterlande zu dienen, wollten die österreichischen Landstände auch das Ihrige thun, um dem Monarchen ihre Treue und Anhänglichkeit zu beweisen. Auch sie errichteten, zwar ganz zuletzt, ein Korps unter dem Namen „Ständische Freiwillige“, in welches einzutreten der Adel, Leute aus den Dikasterien und andere aus der höhern Mittelklasse eingeladen wurden. Die adeligen Freiwilligen erhielten täglich einen Gulden Sold und fünfzig Gulden zur Anschaffung der Uniform; die bürgerlichen dreißig Kreuzer Sold und fünfundzwanzig Gulden zur Equipirung. So sehr dieses Korps vor Begierde brannte, mit den Franzosen anzubinden, so fand es doch keine Gelegenheit, Proben seiner Tapferkeit abzulegen. Es kam nicht einmal dazu, wie das übrige Aufgebot, einige Meilen zu marschiren, ob es gleich auf das dringendste bat, man möchte es doch wenigstens vor die Linie rücken lassen, damit es auch sagen könne, es sei ausgerückt. In Wien nannte man es spottweise die patriotische Nachgeburt.

Während man Anstalten zur Vertheidigung traf und Requisitionen aller Art ausschrieb, unterhandelte man fortwährend wegen des Fr[illegible]

wenig Anfangs der Kaiser geneigt war, dahin abzielenden Vorschlägen sein Ohr zu leihen. Für die Fortsetzung des Krieges sprach am eifrigsten Baron Thugut, welcher geäußert haben soll: „Wenn auch Wien verloren geht, so ist Wien noch nicht die Monarchie. Und sollte uns der Feind auch bis vor die Thore von Semlin verfolgen, so mache ich noch keinen Frieden.“ Alle übrigen Konferenzminister, selbst diejenigen, die früher den Krieg gegen Frankreich am hartnäckigsten verlangt hatten, erkannten nun die Nothwendigkeit, Frieden zu schließen, und stimmten dafür. Am meisten, wärmsten und nachdrücklichsten sprach Graf Laszansky, damaliger Direktorialminister (nach dem Tode des Finanzministers, Grafen von Hatzfeld, war das Finanzdepartement mit dem Direktorium vereinigt worden), für den Frieden. Er erklärte, daß es bei den so sehr zerrütteten Finanzen der Monarchie unmöglich sei, länger die Unkosten des Krieges zu bestreiten, und daß er keine Mittel mehr wüßte, Geld zu schaffen, wenn man nicht den Unterthanen das letzte Hemd ausziehen wolle. „Ich weiß,“ sagte er, „daß ich mir durch diese Wahrheit mächtige Feinde mache,

daß ich mich der Gefahr aussetze, meinen Posten zu verlieren; aber ich will lieber mit meiner Familie in Armuth leben (Graf Lasczansky war ein sehr wenig begüterter böhmischer Kavalier), „als daß ich mich nicht, so lange ich es vermag, mit allen Kräften dagegen setzen sollte, einen Krieg noch länger fortzuführen, der Oesterreich in das Verderben gestürzt hat — als daß ich mir den Vorwurf machen sollte, zu dem Unglücke meines Vaterlandes beigetragen zu haben.“

Den entscheidenden Ausschlag, daß endlich der Kaiser, welcher von der Meinung des Baron Thugut gar nicht abgehen wollte, doch den dringenden Vorstellungen, Frieden zu schließen, nachgab, soll der Erzherzog Karl gegeben haben. Dieser Prinz war der erste, welcher dem Kaiser über den Zustand seiner Armeen und über die mißliche Lage des Reiches die Augen öffnete. Während eines Gespräches darüber geriethen beide Brüder in einen so heftigen Wortwechsel, daß man sie bis in die Antichambre streiten und Franz einige Male mit dem Fuße stampfen hörte. Endlich behielt die Wahrheit und der allgemeine Wunsch, zum größten Mißvergnügen des Herrn von Thugut, die

Oberhand. Der Kaiser willigte ein, seinem Reiche und Deutschland den Frieden zu geben, und dieser wurde zu Campo-Formio geschlossen.

Betäubte die Nachricht von der Annäherung Bonaparte's alle Einwohner, erfüllte der Anblick der Vertheidigungsanstalten ihre Gemüther mit Angst und Schrecken, so machte die fröhliche Botschaft des Friedens in jedes Herz neues Leben einströmen, so verdrängte unbeschreibliche Freude und heitere Zufriedenheit in einem Augenblicke alle frühern Empfindungen der Trauer und des Mißvergnügens. Man sah fröhliche Menschen munter und in zahllosen Haufen jubelnd die Gassen der Stadt durchwandern, wo noch kurz vorher bekümmerte, zur Erde gebeugte Gesichter langsam und vereinzelt umher schlichen. „Es ist Friede!“ war der erste Gruß, den Einer dem Andern gab. „Es ist Friede!“ war das letzte Wort, wenn man von einander schied. Die Staatspapiere, welche bis auf fünfzig Prozent unter Pari gefallen waren, stiegen wieder; die Lebensmittel wurden wohlfeiler, und das Land schien über der Hoffnung des Segens, den ihm der Friede für die

Zukunft versprach, alle erlittenen Drangsale und Bedrückungen zu vergessen.

Eben so sehr, als die Nation die Friedensstifter segnete, haßte und verabscheute sie diejenigen, welche dem Kaiser in anderm Sinne gerathen hatten, vorzüglich den Baron Thugut, dessen einziges Bestreben nur stets dahin ging, die Kriegsflamme anzufachen und zu nähren. Als dieser Minister in jenem kritischen Zeitpunkte, da die Nation so sehnlich nach Frieden verlangte, von der Vorstadt Maria-Hülf nach der Stadt fuhr, umringte das Volk seine Kutsche, drückte das Aufhängen pantomimisch aus und warf unter Schmähungen und Verwünschungen mit Steinen nach ihm. Thugut hingegen und seine Partei feindeten Alle an, welche für den Frieden gestimmt hatten und durchgedrungen waren. Der Erste, welcher das Opfer ihrer mächtigen Verfolgung wurde, war Graf Laszczansky. Man nahm, um ihn zu stürzen, einen Vorfall zum Vorwande, an dem der Graf eben so viel Schuld hatte, als seine Feinde daran, daß die Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgeht. Der um die österreichischen Finanzen sehr verdiente Hofrath von Bolza, ein zwar bejahrter,

aber immer noch sehr thätiger Mann, wurde in den Ruhestand versetzt. Sein gerader, offener und rechtschaffener Charakter, sein Eifer für das wahre Beste des Staates machten vielleicht nicht zu den Planen gewisser Minister gepaßt haben; denn Bolza erklärte sich gleich sehr kurz, nachdrücklich und manchmal in ziemlich starken Ausdrücken dagegen, wenn man den Finanzen zu viel aufbürden wollte. An Bolza's Stelle kam Hofrath Mietes, welcher gegen einen der berühmtesten Männer seiner Zeit, den Hofrath von Born, auf die undankbarste Weise gehandelt hatte, und zwar nicht ganz von Kenntnissen und Fähigkeiten entblößt, allein doch gerade im Fache der Finanzen, die Kunst, seine eigenen, auf Kosten jener des Staates zu verbessern, vielleicht ausgenommen, nicht sehr bewandert war.

Dieser Hofrath Mietes und ein Hofagent, Baron Maßburg, hatten mit einander ein Plänchen entworfen, vermittelst dessen sie in kurzer Zeit zu ansehnlichen Reichthümern gelangten. Alle diejenigen, welche für ihre Lieferungen Forderungen an den Hof zu machen hatten, konnten auf ihre dringendsten Vorstellungen kein Geld erhalten. Die

Kassen waren stets leer, wenn sie sich meldeten, und man stellte ihnen verzinsliche Schuldscheine aus, mit denen ihnen nicht immer gedient war. Baron Maßburg wußte es nun durch einige Unterhändler zu vermitteln, daß diejenigen, welche ihre Schuldscheine gegen baar umzusetzen wünschten, sich an ihn wendeten. Es versteht sich, daß der Herr Hofagent sehr viele Schwierigkeiten machte, damit er den Kauf zu desto vortheilhafteren Bedingungen schließen konnte; daß man den Kredit dieser Papiere herabzusetzen suchte, von einer langen Reihe von Jahren sprach, ehe sie würden bezahlt werden, wenn sie vielleicht nicht gar das Schicksal der schlesischen Obligationen theilten, und was dergleichen Kunstgriffe mehr waren. Dadurch gelang es dem Hofagenten, Viele dahin zu bringen, daß sie an dem Nennwerthe ihrer Papiere gern vierzig, ja fünfzig Prozent verloren, um nur das Uebrige in Baarem zu erhalten — unter fünfundzwanzig Prozent Verlust aber wurde kein Schuldschein eingelöst. Sobald der Handel geschlossen war, gab Hofrath Mietes das Geld dazu aus der Staatskasse her, theilte den Profit mit dem Herrn Hofagenten und rechnete dem Staate

die eingelösten Schuldscheine in vollem Werthe an. Dieses saubere Geschäft trieben die beiden Herren eine ziemliche Weile, bis sie endlich durch einen ihrer Helfershelfer, den Juden Oppenheimer, verrathen wurden.

Die Feinde des Grafen Laszansky benutzten diesen Vorfall, ihn bei dem Kaiser anzuschwärzen, und wälzten den größten Theil der Schuld auf ihn. Obgleich man nicht den kleinsten Beweis einer Theilnahme oder nur entfernten Mitwissenschaft gegen ihn aufbringen konnte, so brachte man es doch dahin, daß ihm die Leitung der Finanzen abgenommen und an seine Stelle der Regierungspräsident, Graf Saurau, zum Finanzminister ernannt wurde.

Friedel so hatte auch der Erzherzog Karl gerathen, und das konnten ihm diejenigen Minister, deren Vortheil die Fortsetzung des Krieges heischte, nie vergessen, noch weniger verzeihen. Stürzen, vernichten konnten sie nicht den Bruder des Kaisers — sie hätten es gern gethan —; aber sie konnten das Herz des Monarchen mit Mißtrauen und Kälte gegen seinen Bruder, der sein Retter war, erfüllen, konnten den Erzherzog auf man-

cherlei Art kränken, ihn mißvergnügt machen, und dazu benutzten sie jede Gelegenheit, die sich ihnen darbot.

Der Erzherzog erwarb sich durch die wesentlichen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet hatte, die Achtung und Liebe aller Einwohner der österreichischen Monarchie. Diese Liebe, diese Achtung, welche der junge Held vorzüglich in Böhmen und bei der Armee genoß, benutzte man, um den Kaiser gegen seinen Bruder mißtrauisch, auf ihn eifersüchtig zu machen, und so den Bruder immer mehr von dem Bruder zu entfernen, die Vertraulichkeit zwischen beiden in kalte Zurückhaltung zu verwandeln und sie einander wo möglich ganz zu entfremden. Allerdings empfing das Publikum den Erzherzog, wo er sich öffentlich zeigte, mit den ungeheucheltsten Beweisen der Zuneigung, und das „Vivat Karl“ kam mehr aus dem Herzen, als das bei gewissen Gelegenheiten laut werdende „Es lebe der Kaiser!“ Auch ließ es sich nicht läugnen, daß Karl das Zutrauen und die Liebe der Armee in höherm Grade besaß, als Franz. Genug, um dem guten Kaiser vielleicht vor seinem eigenen Bruder Furcht einzuflößen.

Da die Gegenwart des Erzherzogs bei der Armee nach dem Friedensschlusse von Campo-Formio unnöthig wurde, so beförderte man ihn nach Prag, um ihn auf eine gute Art von Wien zu entfernen. Man zog ihn zu keiner einzigen Berathschlagung, mochte sie Kriegs- oder innere Staatsangelegenheiten betreffen, und vernachlässigte ihn ganz; ja man ging so weit, daß man ihm, als er sich eben zu Wien befand, weil seine Tante, die Erzherzogin Christine, gefährlich krank war, den Befehl gab, eilends nach Prag zurückzureisen, damit er ja nicht bei dem Hofkriegsrathe erscheinen könnte, wo man wegen der bei der kaiserlichen Armee neu einzuführenden Montur berathschlagen wollte.

Die Böhmen, welche sich des Sieges bei Teiningen, durch welchen der Feind von ihren Grenzen abgehalten wurde, dankbar erinnerten, bewiesen dem Erzherzoge bei jeder Gelegenheit, wie sehr sie ihn liebten und hochschätzten. Aber bald kamen Winke, daß man es am Hofe zu Wien nicht mit gnädigen Augen betrachte, wenn dem Erzherzoge gar so viele und laute Auszeichnungen widerführen. Es wurde ihm daher zwar nicht weniger

innig, aber mehr im Stillen gehuldigt — vorzüglich, da Karl selbst so bescheiden war, jede Gelegenheit, welche zu ausgezeichneten Ehrenbezeugungen Veranlassung geben konnte, theils zu vermeiden, theils, wenn dies nicht möglich war, solche auffallende Achtungsbeweise sich zu verbitten. Als der Erzherzog nach Prag kam, verließ ihn Graf Wratislaw, Stadthauptmann und Polizeidirektor daselbst, keinen Augenblick. Stets war er an seiner Seite, so zwar, daß es schien, als habe er den geheimen Auftrag, den Erzherzog und diejenigen, die mit ihm sprächen, zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit sagte die Gräfin von Clam, eine witzige Dame: „Der Erzherzog ist ein sehr lieber, artiger Herr; nur Schade, daß ihm nicht recht zu trauen ist, weil er von der geheimen Polizei ein obachtsames Auge hat“ (eine Redensart, welche in Oesterreich gebraucht wurde, wenn jemand Verdächtiger, den man aber doch nicht einkerkern wollte, sich, ohne sein Wissen, der steten Begleitung eines Spiones der geheimen Polizei erfreute).

Von allen Kriegen, welche Oesterreich seit Jahrhunderten geführt hatte, war keiner der Mo-

narchie ſo ſchädlich, für das Land ſo drückend und koſtſpielig, als der eben beendete. Man konnte annehmen, daß wenigſtens fünfmalhunderttauſend Mann ein Opfer deſſelben wurden, welche theils vor dem Feinde blieben, theils in Spitälern ſtarben. In Italien allein mochte ſich der Verluſt an Menſchen auf mehr als zweimalhunderttauſend belaufen haben, was nicht übertrieben ſcheint, wenn man bedenkt, daß dort fünf Armeen gänzlich aufgerieben wurden.

Schon im Jahre 1796 machte ſich in den kaiſerlichen Erbſtaaten ein großer Mangel an Leuten fühlbar. Ein Kavalier, welcher ſich gerade um die Zeit, als Jourdan gegen Böhmen vordrang und in allen öſterreichiſchen Provinzen außerordentlich ſtark geworben wurde, um die Regimenter zu ergänzen und zu verſtärken, in Mähren befand und dem Erzbiſchofe von Olmütz, Fürſten Collorebo, auf deſſen Sommeraufenthalte zu Kremſier vorgeſtellt wurde, erzählte, der Erzbiſchof habe ihm auf Ehre verſichert, daß es ihn unendlich viele Mühe koſte, ſeine Zahl Rekruten zu ſtellen. „Ich habe auf allen meinen Gütern beinahe keine ledigen waffenfähigen Burſchen mehr,“ ſagte der

Prälat, „denn dieſe habe ich ſchon abgeliefert, und ich ſehe mich nun gezwungen, die Bauern von Haus und Hof wegzunehmen. Das Geſetz befreit ſie noch bis jetzt vom Soldatenſtande; da ich mir aber ſonſt nicht zu helfen weiß, und ich ſie mit Gewalt auch nicht nehmen darf, ſo ſuche ich ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich freiwillig anwerben laſſen. Um ſie dazu aufzumuntern, verſpreche ich einem jeden, ihm nicht nur, ſo lange er im Felde ſteht, ſondern auch noch drei Jahre nach ſeiner Entlaſſung aus dem Militärdienſte alle herrſchaftlichen Abgaben gänzlich zu ſchenken, auch ſeinem Weibe, im Falle er vor dem Feinde bleiben ſollte, eine lebenslängliche Penſion zu geben. Dies koſtet mich eine ſchöne Summe.“ Erwägt man, daß die erzbiſchöflichen Güter in dem bevölkertſten Theile Mährens liegen, ſo kann man leicht daraus ſchließen, wie ſehr die Bevölkerung gelitten haben mußte.

Noch größer als der Verluſt an Menſchen in dieſem Kriege, war der am Gelde. Oeſterreich war nie ein reicher Staat und konnte es wegen ſeiner für den Handel unbequemen Lage auch nicht ſein; aber es war einer der wohlhabendſten Staaten Europa's, hatte einen für ſeinen innern Han-

bei hinlänglichen Geldumlauf und, was noch mehr werth war, einen festen, ausgebreiteten Kredit. Alles dies verschwand nun, da fast das sämmtliche baare Geld ohne Hoffnung des Ersatzes aus dem Lande floß.

War es Furcht, weil man noch nicht wußte, wie die Nation diesen Krieg aufnehmen und ob sie ohne Murren die Kosten desselben tragen würde, daß man sich scheute, ihr gleich im ersten Jahre die schwere Last aufzubürden; war es Hoffnung, daß der Krieg mit einem Feldzuge geendet sein würde; oder war es bloß Güte des Kaisers, der sein Volk so lange als möglich schonen wollte — genug, Franz gab öffentlich das feierliche Versprechen, er werde seine Unterthanen mit keiner Kriegssteuer drücken und die Unkosten einzig aus seinem Familienvermögen bestreiten. So sehr diese Verheißung ein neuer Beweis von der Herzensgüte des Monarchen war, so sonderbar fanden sie viele Sachkundige. Man berechnete die Kosten des Transportes des schweren Geschützes nach den Niederlanden, der Verpflegung der Truppen auf dem Marsche und im Felde, da die Magazine aus den fruchtbaren österreichischen Provinzen der gro-

ßen Entfernung wegen gar nicht oder doch nur mit bedeutendem Aufwande nachgeführt werden konnten; man verglich damit das Familienvermögen nicht nur des Kaiſers, ſondern der ganzen kaiſerlichen Familie, und fand, daß dieſe ganze Verheißung nichts mehr und nichts weniger ſei, als ein ſchönes, glänzendes Verſprechen, durch welches nur die Unkundigen geblendet werden könnten, indem es klar wie die Sonne war, daß dieſes Familienvermögen allein, ohne andere Zuflüſſe, nicht hinreichte, einen ſo koſtſpieligen Krieg auch nur drei Monate zu führen.

Bald zeigte der Erfolg, daß dieſe Berechnung richtig war. Schon im Herbſte des erſten Jahres gaben die Einwohner von Wiener-Neuſtadt einen freiwilligen Beitrag, und dieſem Beiſpiele folgten in Kurzem alle übrigen Städte, Märkte, Flecken und Dörfer. Viele wurden durch die Furcht, man möchte ſie ſonſt für franzöſiſch Geſinnte halten, gezwungen, freiwillig beizuſteuern, und ſo kamen die Beiträge von allen Seiten ein. So anſehnlich ſie waren, ſo reichten ſie doch nicht zu, und der Staat mußte noch beträchtliche Schulden kontrahi-

ren, um die Unkosten des ersten Jahres zu bestreiten.

Da der Krieg nicht die gehoffte Wendung nahm, und die Einwohner der Monarchie durch ihre ansehnlichen Geschenke bewiesen, wie geneigt sie wären, die Unternehmungen ihres Kaisers zu unterstützen, da die Stadt Wien sogar ein eigenes Freikorps unter dem Namen des österreichisch-wurmserschen auf Subskription errichtete, so wagte man es endlich, 1794 ein freiwilliges Kriegsdarlehen auszuschreiben, und lud Alle und Jede zur Theilnahme an demselben ein, unter der Bedrohung, daß diejenigen, welche weniger leihen würden, als sie könnten, um den doppelten Betrag gestraft werden sollten.

Aber selbst dieses Darlehen, so bedeutende Summen es einbrachte, und die fortdauernden freiwilligen Beiträge waren nicht ergiebig genug, die Kriegskosten zu bestreiten, welche sich jährlich auf beinahe vierhundert Millionen Gulden belaufen haben sollen. Schulden mußten auf Schulden gehäuft werden, und Oesterreich nahm Gelder, wo sie nur immer zu seiner Verfügung gestellt wurden, zu höhern Zinsen auf, als es je zuvor

gegeben hatte. Dadurch wuchs die Schuldenlaſt des Staates zu einer unglaublichen Größe an. Am Ende des Jahres 1797 ſoll ſie ſchon ſo ungeheuer geweſen ſein, daß die gewöhnlichen Einkünfte der Monarchie nicht hinreichten, die Zinſen zu bezahlen, um ſo weniger alſo an die Abtragung des Kapitals gedacht werden konnte.

Der immerwährende Ausfluß des Geldes verurſachte einen ſo großen Mangel an klingender Münze, daß man ſchon zu Anfang des Jahres 1795 gezwungen war, für den innern Umlauf eine ſchlechte Münze zu prägen, deren Metallgehalt kaum die Hälfte ihres Nennwerthes betrug. Aber auch dieſes Auskunftsmittel reichte für den einheimiſchen Bedarf nicht hin, da man von dieſer Geldſorte nicht ſo viel ausprägen konnte, um den Abgang des Numerars zu erſetzen, welcher dadurch entſtand, daß man den größten Theil des in den Erbſtaaten befindlichen Silbers in Konventionsmünze umſetzen mußte, um die Koſten des Krieges im Auslande leichter beſtreiten zu können. Man nahm alſo, um dem immer mehr überhandnehmenden Geldmangel abzuhelfen, zu einer andern Maßregel ſeine Zuflucht und vervielfältigte im Jahr

1796 das Papiergeld oder die sogenannten Bankozettel.

Unter Joseph II. waren vierundzwanzig Millionen Gulden dieses Papiergeldes im Umlauf, eine Summe, für welche die Stadtbank, die für sie gut sagte, Sicherheit zu leisten im Stande war. Diese Summe wurde nun auf hundertdreiunddreißig Millionen erhöht. Scheine bis auf diesen Betrag wurden nämlich nur allein von den Magistratsräthen unterschrieben — diejenigen, welche von Bankobeamten unterzeichnet worden sein sollen, sind nicht mitgerechnet. Die Stadt Wien hatte sich für die Einlösung der Bankozettel mit allen ihren Realitäten verpfändet. Deßwegen mußten dieselben auch vom Bürgermeister, einem Kontrollor, einem Großhändler und einem Magistratsrathe unterschrieben sein. Die Namen der ersten drei Personen wurden bloß beigedruckt, die Magistratsräthe aber unterschrieben eigenhändig. Nun soll es sich gefügt haben, daß ein neuer Bankozettel, der einen ganz fremden Namen zur Unterschrift hatte, einem Magistratsrathe in die Hände kam. Dieser, welcher glaubte, es habe eine Verfälschung Statt gefunden, zeigte den Fall

bei dem Kriminalgerichte an, das sogleich auf Untersuchung drang. Allein die Sache wurde unterdrückt, und man entschuldigte sich damit, daß man in der Eile, weil man gerade eine bestimmte Summe dringend nöthig gehabt, einige Bankozettel auch von Bankobeamten habe unterschreiben lassen, weil man glaubte, die Magistratsräthe würden nicht so geschwind damit fertig werden, und daß sie wieder bei Gelegenheit gegen die ächten Stadtbankozettel sollten eingetauscht werden.

Alle diese Mittel, welche man anwendete, um dem Geldmangel zu steuern, schwächten den Staatskredit gewaltig; denn man hielt dafür, daß die Finanzen in gänzlichen Verfall gerathen sein müßten, weil Operationen vorgenommen wurden, zu denen man selbst in der schlimmsten Lage des Staates, unter der Kaiserin Maria Theresia in den Jahren 1765 und 1766, wo der Staat einem Bankerote sehr nahe war, nicht seine Zuflucht genommen hatte. Aus dem Umstande, daß der Hof 1797 die Vermittlung und den Kredit seiner reichsten Wechsler nöthig hatte, um ein Anleihen von zehn Millionen abzuschließen, konnte man wohl mit einigem Grunde den Schluß ziehen, daß der Staats-

kredit sehr gesunken sei, denn sonst hätte es wohl nicht der Garantie der Wechsler bedurft, um diese für einen Staat wie Oesterreich so geringe Summe aufzutreiben.

Den Kredit Oesterreichs im Auslande setzte unstreitig am meisten die 1798 an alle Inhaber von Staatsobligationen erlassene Aufforderung herab, auf ihre Papiere dreißig Prozent Nachzahlung zu leisten, widrigenfalls sie keine Zinsen beziehen sollten. Die wenigsten waren auch mit dem besten Willen im Stande, dieser Forderung zu genügen — die Mehrzahl wurde in die traurige Nothwendigkeit versetzt, entweder die Zinsen, von welchen sie und ihre Familien lebten, ganz zu verlieren, oder, um etwas zu retten, die Hälfte ihres Eigenthums durch den Verkauf der Obligationen, deren Werth nach dieser Verordnung noch tiefer sank, hinzugeben. Gewiß war dem Monarchen diese Finanzoperation nicht von dieser Seite vorgestellt worden, denn bei seinem menschenfreundlichen, Gerechtigkeit liebenden Herzen hätte er ein so hartes und überdies dem Staatskredite so schädliches Mittel sicher nicht gebilligt.

So sehr indeß das Land von Geld entblößt,

ſo tief auch der Staatskredit wirklich geſunken war, da ſelbſt nach Bekanntmachung des Friedens die Bankobligationen, welche für die beſten und ſicherſten öſterreichiſchen Staatspapiere galten, noch immer zwölf bis fünfzehn Prozent unter Pari ſtanden, ſo hoffte man doch, daß einige Friedensjahre dem Geldmangel wieder abhelfen und Oeſterreich bei ſeinen bekannten, faſt nie zu erſchöpfenden innern Hülfsquellen den alten Kredit verſchaffen würden. Niemand zweifelte mehr, daß man dem Kriege auf lange Zeit entſagt habe, beſonders, da Baron Thugut die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten verloren zu haben ſchien. In dieſen angenehmen Hoffnungen wurde man durch die Ankunft eines franzöſiſchen Geſandten, des Generals Bernadotte, beſtärkt, und überließ ſich ihnen um ſo mehr, als auch ſchon ein kaiſerlicher Geſandter beſtimmt war, nach Paris zu gehen.

Allein bald begannen ſich die frohen Ausſichten wieder zu trüben. Ein urſprünglich ganz unbedeutendes Ereigniß gab dazu die erſte Veranlaſſung. Am 13. April 1798 feierte die franzöſiſche Geſandtſchaft zu Wien ein Nationalfeſt, bei welcher Gelegenheit Bernadotte eine dreifarbige Fahne

von dem Balkon ſeines Palaſtes wehen ließ. Schon hatten vielleicht mehr als hundert Vorübergehende die Fahne geſehen, nichts Arges dabei gedacht und waren ruhig ihre Straße weiter gewandelt, als gegen halb acht Uhr Abends, da es bereits dunkelte, einige Bediente, wie man ſpäter in Wien ſagte, des engliſchen und ruſſiſchen Geſandten, den Pöbel aufmerkſam machten, ſchimpften und mit den unter dem Hausthore ſtehenden Bedienten des franzöſiſchen Geſandten in Wortwechſel geriethen. Dieſer Streit verſammelte mehre Menſchen; aus einem nahen Weinkeller kamen einige Holzhauer, Seſſelträger, Schloſſer- und Schmiedegeſellen und dergleichen Leute gelaufen und erkundigten ſich nach der Urſache. Einer der Bedienten, welche an der Zänkerei Schuld waren, antwortete, die Franzoſen hätten eine Aufruhrfahne ausgeſteckt, um das Zeichen zu einer Rebellion zu geben. Bei dieſer Nachricht gerieth der verſammelte Pöbel in Wuth, ſchrie, daß die Fahne herunter genommen werden ſollte, und fing an, als man von Seite der franzöſiſchen Geſandtſchaft dieſem Verlangen nicht nachgeben wollte, Gewalt zu brauchen. Ein Schornſteinfegerjunge kletterte auf

den Balkon, riß die Fahne herab und kam unbeschädigt mit seiner Beute wieder auf den Boden. Im Triumphe zogen nun Einige mit der eroberten Fahne auf die Freiung, nahmen, da eben eine Kutsche über den Platz fuhr, dem vor derselben hertrabenden Läufer das brennende Windlicht und verbrannten die Fahne unter dem wilden Geschrei: „Es lebe der Kaiser!“ Nach dieser Heldenthat begab sich der nämliche Zug nach der Burg, um zum Beweise ihrer treuen Anhänglichkeit dem Monarchen die Stange zu überreichen; allein die Wache verwehrte ihnen den Eingang.

Diese Gewaltthätigkeiten entflammten den Zorn Bernadotte's. Er befahl, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, schimpfte auf die versammelte Menge und ließ einige Pistolenschüsse unter sie abfeuern. Ob diejenigen, welche den Befehl, zu schießen, erhielten, klüger waren, als der vor Zorn wüthende Gesandte, welcher mit bloßem Säbel über zwanzigtausend Menschen herfallen wollte, und nur blind feuerten, oder ob durch einen glücklichen Zufall gerade kein Schuß traf, ist ungewiß. Aber so viel ist sicher: wäre ein Mensch verwundet worden, so hätte dies den durch Bernadotte's Schim-

pfen und die Schüsse ohnehin schon sehr aufgebrachten Pöbel in die unbändigste Raserei versetzt und nicht Einer von der französischen Gesandtschaft würde mit dem Leben davon gekommen sein.

Indessen drang doch der Pöbel mit Gewalt in das Haus, und hätte vielleicht den General Bernadotte und die übrigen Republikaner mißhandelt, wenn nicht der mit zwölf Grenadieren auf den Platz beorderte Offizier so viel Gegenwart des Geistes besessen hätte, den Pöbel durch eine List aus dem Hause zu bringen, da er es nicht rathsam fand, Gewalt zu brauchen. Er stellte klüglich seine Leute auf die Treppe, um die Personen der Gesandtschaft zu schützen, mengte sich aber selbst unter das Volk, that, als wenn er dessen Absichten billigte, und sagte: „Hier, Freunde, ist die Wagenremise! Seine Wagen wollen wir zertrümmern!“ Nun legte Alles Hand an. Einige Wagen wurden auf die Straße geschoben, das Volk strömte hinter ihnen her — einige wenige Zurückgebliebene drückten die Grenadiere noch hinaus, und dann wurde hinter ihnen schnell das Thor verschlossen. Die Wagen selbst wurden nur sehr wenig beschädigt, denn eine Kavalleriepatrouille

nahm sie in Schutz und führte sie auf die Hauptwache. Der ganze Auflauf dauerte bis nach zehn Uhr. Alle Fenster im Gesandtenhotel wurden eingeworfen und im Erdgeschoße sogar die Fensterkreuze zertrümmert. Nun rückte ein Detachement Kavallerie an, und das Volk zerstreute sich ohne die geringste Gegenwehr.

Es war zu verwundern, daß bei diesem Tumulte, bei der Menge von Menschen, die sich drängten, Niemandem das Geringste zu Leide geschah. Man konnte einen ganz ruhigen Zuschauer dabei abgeben, ohne daß einem nur auf den Fuß getreten wurde. Freilich würde es nicht so gut abgelaufen und vielleicht von gefährlichern Folgen gewesen sein, hätte nicht die Polizei die Vorsicht gebraucht, die Stadtthore sperren zu lassen, damit nicht die Hefe des Volkes aus den Vorstädten in die Stadt strömen konnte. Die Thore, bei denen zwar Jedermann hinaus, Niemand aber hinein gelassen wurde, blieben bis acht Uhr Morgens des nächsten Tages geschlossen. Am 15. April Mittags gegen zwölf Uhr verließ die französische Gesandtschaft Wien und die österreichischen Staaten.

Dieser Vorfall wurde verschieden beurtheilt,

und von Einigen geradezu behauptet, der wiener Hof habe den Auflauf selbst veranlaßt. Allein er war gewiß unschuldig daran, und es ist sicher, daß Bernadotte mit ein wenig mehr Klugheit den ganzen Auftritt hätte vermeiden können, ohne der Ehre seiner Nation etwas zu vergeben. Daß hingegen denjenigen, welchen die Sorge oblag, die öffentliche Ruhe zu erhalten, grobe Nachlässigkeit zur Last fiel, war unzweifelhaft, wenn man sich einer fast noch bedenklichern Emeute erinnerte, deren Schauplatz die nämliche Residenz vor zehn Jahren war. Da zu den Lieferungen für die Armee im Türkenkriege viel Getreide erfordert wurde, kam weniger nach Wien und das Brod wurde etwas kleiner. Nun erfuhren die Bäcker, daß vom 1. August an das Brod um zwei Lothe geringer tarirt werden sollte. Sie backten also schon die zwei letzten Tage des Juli so leichtes Brod, hielten es aber zurück, weil sie es, ehe die Tarordnung erschien, nicht verkaufen durften, und entschuldigten sich, wenn man Brod verlangte, daß schon alles verkauft wäre. Den ersten Tag ertrug der gemeine Mann den Mangel mit Ruhe, obgleich er murrte. Als aber am zweiten Tage

auch kein Brod zu haben war; als man erfuhr, daß die Bäcker Brod vorräthig hätten, es aber nicht eher als am 1. August verkaufen wollten, da verlor die gemeinere Klasse die Geduld. In allen Vorstädten wurden, als hätte man sich verabredet, die Bäckerladen gestürmt, alles Brod, das man vorfand, weggenommen, auch noch Kisten und Kasten aufgeschlagen und geplündert, die Geräthschaften zertrümmert, mit einem Worte, aller Unfug getrieben, den sich der Pöbel zu erlauben pflegt, sobald er die Grenze des Gesetzes einmal überschritten hat. Doch dauerte dieser Auflauf, obgleich er fast allgemein geworden war, nicht lange, und in weniger als zwei Stunden war die Ruhe vollkommen wieder hergestellt; denn auf die erste Nachricht eilte sogleich Infanterie und Kavallerie herbei, und von letzterer zerstreuten oft zwei oder drei Mann einen Haufen Volkes von mehren hundert Menschen.

Diesmal war es also gewiß unverzeihlich, daß erst in der dritten Stunde des Tumultes Militär anrückte; denn daß es nicht früher hätte herbei eilen können, wenn es gleich dazu wäre befehligt worden, konnte Niemand glauben, der wußte, daß

in den Kasernen stets ein Piquet bereit sein mußte, bei unvorhergesehenen Fällen auszurücken. Noch mehr fällt es auf, daß die Behörden nicht bemüht waren, das Feuer gleich in der Asche zu ersticken. Bei der in Wien so vortrefflich eingerichteten sowohl öffentlichen als geheimen Polizei ist es kaum denkbar, daß ihr nicht gleich die erste Veranlassung des Streites und der dadurch verursachte, Anfangs ganz unbedeutende Auflauf bekannt wurde. Damals hätte man nur sechs Mann von der ganz in der Nähe befindlichen Reiterwache kommen lassen und jeden der vier Eingänge in die Wallnerstraße mit einem besetzen dürfen, um Niemanden mehr hinein zu lassen — die übrigen zwei würden ohne große Mühe den zusammen gerotteten Pöbel haben hinausdrücken können. Wer je gesehen hatte, wie leicht sich das Volk in Wien stets von einem Reiterposten abweisen ließ, wie gewohnt es war, die Wache zu respektiren, mußte überzeugt sein, daß durch eine solche Maßregel der gänzliche Ausbruch des beleidigenden Tumultes wäre verhindert worden. Selbst die Bereitwilligkeit, mit welcher sich später fünfzehn- bis zwanzigtausend Menschen von ein Paar hundert Reitern aus der Gasse

drücken ließen, bewies, daß das Volk gar nicht zur thätlichen Widersetzlichkeit gestimmt und entschlossen war. Hätte man sich wirklich zur Gegenwehr anschicken wollen, so wäre wahrlich das ganze Kommando, welches nach drei Stunden aus der Joseph- und Leopoldstadt zur Herstellung der Ruhe herbei eilte, damals schon zu schwach gewesen, das aufgebrachte Volk selbst mit Gewalt zu bändigen.

Aus diesem Vorfalle schlossen Viele, daß es dem wiener Kabinete mit dem Frieden von Campo-Formio nicht recht Ernst gewesen sei; daß man nur die Hand dazu geboten habe, theils die Gefahr eines Bombardements von der Hauptstadt abzuwenden, theils weil man in der festen Hoffnung lebte, in Frankreich werde in kurzer Zeit eine Gegenrevolution das zu Stande bringen, was man durch die Gewalt der Waffen bisher nicht hatte durchsetzen können, weßwegen man nicht unnöthig mehr Blut vergießen wollte. Wenigstens wurde diese Vermuthung durch manche Umstände wahrscheinlich. Es war bekannt, daß Pitt und folglich auch Thugut bei der Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich hauptsächlich den Ausbruch

einer Gegenrevolution im Auge hatten und an derſelben aus allen Kräften arbeiteten. Die Royaliſten in Frankreich ſtanden in genauer Verbindung mit den kriegführenden Mächten und mit Ludwig XVIII., und trafen mit beiden ihre Verabredungen. Als der 18. Fruktidor ihren Plan vereitelt hatte und die Gegenrevolution geſcheitert war, wurde der Krieg gegen Frankreich aufs Neue beſchloſſen; nur wollte man ihn nicht früher beginnen, als bis man ſich von ſeiner Erſchöpfung erholt hatte und der Republik eine ſolche Macht entgegen ſtellen konnte, daß ſich davon mit Sicherheit ein glücklicher Erfolg erwarten ließ. Daher mochte der Vorfall mit Bernadotte, wenn gleich vom wiener Hof nicht veranlaßt, demſelben doch ſehr willkommen geweſen ſein, weil man ſich dadurch mit guter Art einen läſtigen Beobachter vom Halſe ſchaffte.

Die langſame Betreibung des Friedensgeſchäftes zu Raſtadt, die Verzögerungen, welche man ſtets in den Weg zu legen wußte, gaben nicht minder Anlaß, zu vermuthen, daß Baron Thuguts Syſtem nur etwas bei Seite geſetzt, nicht gänzlich aufgegeben war. Allerdings kam auch

dazu, daß Frankreich auf dem Kongresse zu Rastadt eine Sprache führte, welche durch ihren unerträglichen Hochmuth jeden Deutschen empören mußte. Hätte Frankreich von Anfang an durch weise Mäßigung, Gerechtigkeit und Großmuth zu erkennen gegeben, daß es sich zwar erhalten, aber nicht zugleich Alles um sich her vernichten wolle, so würde es seinen unversöhnlichen Feinden nicht so leicht gewesen sein, einen neuen gegründeten Vorwand zum Kriege zu finden. Allein in Rastadt hörte man nicht die Gesandten einer freien Republik zu den Vertretern gleich berechtigter Nationen — man hörte Abgeordnete eines stolzen Tyrannen zu Sklaven sprechen, welcher den durch sein mächtiges Schwert Gebeugten den Fuß nicht bloß auf den Nacken setzen, sondern sie ganz zertreten wollte.

Bei den übertriebenen Forderungen, welche Frankreich zu Rastadt machte, war es kaum möglich, zu glauben, daß der Republik daran gelegen sei, einen für Deutschland nur einigermaßen annehmbaren und ehrenvollen Frieden zu schließen. Frankreichs ungerechtes, die heiligen Rechte eines freien Volkes beleidigendes Verfahren gegen die

Schweiz, sein räuberisches, eroberungssüchtiges Betragen in Italien mußten die gegründete Furcht erregen, daß diese Republik, deren Direktoren damals weder Ehre, noch Recht und Billigkeit kannten, nicht eher ruhen würde, als bis sie alle Reiche verschlungen hätte. Es war also ganz natürlich, daß man auf seine eigene Sicherheit dachte und sich durch eine zweite Koalition zur gemeinschaftlichen Erhaltung vereinigte.

Vermuthlich wurde Oesterreich durch diese Gründe bestimmt, unter der Hand neue Bündnisse gegen Frankreich zu schließen und sich im Geheimen zum Kriege zu rüsten, während es in Rastadt wegen des Friedens unterhandeln ließ. Es ging mit Rußland eine Offensiv- und Defensivallianz ein, verstärkte die Armeen am Lech und in Italien und befolgte ganz die politische Maxime: Si vis pacem, para bellum. Frankreich hingegen that das Gegentheil. Es ließ seine Minister zu Rastadt in den beleidigendsten Ausdrücken Drohungen auf Drohungen ausstoßen, ohne sich in den Stand zu setzen, denselben durch eine ansehnliche Macht einiges Gewicht zu geben. Statt

seine Armeen zu verstärken, löste es sie fast gänzlich auf; statt sich neue Verbündete zu suchen, beleidigte es die alten auf die unbilligste und unklügste Art und machte sich durch sein Bedrückungs- und Raubsystem alle ehemaligen Freunde und Anhänger in den eroberten Ländern zu unversöhnlichen Feinden und Verfolgern.

Noch war kein Mann jener von dem Direktorium so prahlerisch angekündigten zweimalhunderttausend neu konskribirten Vertheidigern der Freiheit auf den Beinen, als in Oesterreich schon bei vierzigtausend Russen standen, um auf den ersten Wink über Frankreich herzufallen. Nun erst wurde man in Paris auf etwas aufmerksam, was doch schon lange kein Geheimniß mehr hätte sein sollen. Man stellte in einem unbescheidenen Tone die Forderung an den Kaiser, die russischen Truppen auf der Stelle zu entfernen, und ließ ihm vierzehn Tage Zeit zu einer bestimmten Erklärung — das Ausbleiben derselben wollte man als eine Kriegserklärung betrachten. In der Lage, in welcher sich Oesterreich befand, konnten diese Drohungen nicht mehr erschrecken. Die geforderte

Erklärung war nichts weniger als nach dem Sinne des Direktoriums abgefaßt, und die französischen Truppen erhielten im März 1799 den Befehl, feindselig gegen Oesterreich zu verfahren.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel	1
Zweites Kapitel	26
Drittes Kapitel	55
Viertes Kapitel	88
Fünftes Kapitel	123
Sechstes Kapitel	146
Siebentes Kapitel	182
Achtes Kapitel	208
Neuntes Kapitel	238
Zehntes Kapitel	285
Anhang	309

DB 76 .P5 C.1
Der Jakobiner in Wien
Stanford University Libraries
3 6105 037 214 959

DB
76
.P5

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SPRIN